

BENJAMIN ORTMAYER / KATHARINA RHEIN (HG.)

MATERIALIEN FÜR LEHRE, UNTERRICHT
UND GEWERKSCHAFTLICHE BILDUNGSARBEIT

NS-PROPAGANDA
GEGEN DIE
ARBEITERBEWEGUNG



II. THEMENANGEBOTE

PROTAGORAS ACADEMICUS



Als am 13. Juni 1936 das Segelschulschiff »Horst Wessel« an der Hamburger Werft Blohm & Voss zu Wasser gelassen wird, ist Adolf Hitler anwesend. Der Arbeiter August Landmesser verweigert den Hitlergruß.

BENJAMIN ORTMAYER / KATHARINA RHEIN (HG.)

MATERIALIEN FÜR LEHRE, UNTERRICHT
UND GEWERKSCHAFTLICHE BILDUNGSARBEIT

NS-PROPAGANDA
GEGEN DIE
ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

ZU DEN PROPAGANDAFIGUREN DES NS-SYSTEMS
FÜR JUGENDLICHE IM KAMPF GEGEN DIE
GEWERKSCHAFTS- UND ARBEITERBEWEGUNG AB 1933

DER HERAUSGEBER / DIE HERAUSGEBERIN

Benjamin Ortmeier, Apl. Prof. Dr. habil., ist außerplanmäßiger Professor am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt und Leiter der Forschungsstelle NS-Pädagogik. 1996 erhielt er für seine Arbeit den Heinz-Galinski-Preis der Jüdischen Gemeinde Berlin.

Katharina Rhein, Dipl. Päd. und M.A. Soziologie und Pädagogik, ist Mitarbeiterin der Forschungsstelle NS-Pädagogik und promoviert zu Fragen des Einflusses erinnerungspolitischer Debatten auf die Pädagogik.

DANKSAGUNG

Diese pädagogischen Materialien wurden auf Grundlage des von der **Hans Böckler-Stiftung** und der **IG-Metall** finanzierten Forschungsprojektes »Propagandafiguren des NS-Systems für Jugendliche im Kampf gegen die Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung nach 1933. Eine Studie anhand der NS-Zeitschriften für Lehrkräfte und Schülerschaft« entwickelt. An dieser Stelle bedanken wir uns für die Unterstützung der Arbeit.

Die Ergebnisse des Forschungsprojektes wurden in einem Buch zusammengefasst, das bei **Beltz Juventa** erschienen ist: Benjamin Ortmeier / Katharina Rhein: NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung 1933–1945. Imitation und Indoktrination. Beltz Juventa. Weinheim 2015. Danke daher auch an Beltz Juventa für die gute Zusammenarbeit und dafür, dass wir Auszüge aus dem Buch in diesen Materialien verwenden durften.

Unser Dank gilt außerdem **Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung** für die Hilfe bei unserer Arbeit zum Film Hitlerjunge Quex und für die Genehmigung, Kurzausschnitte und Standfotos aus diesem Film für die hier vorliegenden Pädagogischen Materialien nutzen zu dürfen.

Für die gute, zuverlässige und unkomplizierte Zusammenarbeit danken wir außerdem dem **Institut für Gebrauchsgrafik** für Layout und Gestaltung der Materialien.

Außerdem ist natürlich allen herzlich zu danken, die auf unterschiedliche Weise in der Forschungsstelle NS-Pädagogik mitarbeiten und damit zum Gelingen des Ganzen beigetragen haben: Lisa Gehrlein, Arwin Mahdavi Naraghi, Saskia Müller, Johannes Rhein, Jonas Riepenhausen, Marie Triebe. Unser Dank geht außerdem an alle Studierenden, die durch die Beteiligung an der Diskussion in Seminaren an der Vorbereitung dieser Materialiensammlung beteiligt waren.

Protagoras Academicus

Der Mensch ist das Maß aller Dinge

Verlag und Vertrieb

Postfach 10 31 17

D-60101 Frankfurt am Main

protagorasacademicus.wordpress.com

Frankfurt am Main 2015

ISBN 978-3-943059-16-8

INHALTSVERZEICHNIS

I. GRUNDLEGENDES

- 1: Zur Einführung 5
- 2: Zur politischen Situation der Gewerkschaften im Mai 1933 17
(Auszug aus HBS-Ausstellungsbroschüre)
- 3: NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung und die Ideologie der »Volksgemeinschaft« 33
(Text und Vortragskonzept)
- 4: Zum Widerstand in Deutschland 1933–1945 – ein Überblick 63
(Text und Vortragskonzept)
- 5: Methoden der Propaganda: Die NS-Schülerzeitschrift »Hilf mit!« 79
(Text und Vortragskonzept)

II. THEMENANGEBOTE

- 01: Die Farbe Rot –
Zur Methode der Imitation der Formen der Arbeiterbewegung 105
- 02: 1. Mai 1933 – der 1. Mai wird zum Nazi-Feiertag 119
- 03: Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) – Harmonie zwischen Kapital und Arbeit
und das Führerprinzip als Grundlage der NS-Betriebsgemeinschaft 135
- 04: NS-Betriebsgemeinschaft in der Praxis:
»Alle in einem Kahn«; »Wer stört, wird ausgeschaltet« 151
- 05: NS-Arbeitsideologie: Arbeit als »Ehre« und »Opfer für das Volk«
und die Parole »Arbeit macht frei« – das KZ Dachau 167
- 06: Die NS-Ideologie vom »schaffenden« deutschen Kapitalisten –
Das Loblied auf Krupp und Co. 211
- 07: Arbeitsplätze durch Rüstung, Entlassung von Frauen und Reichsarbeitsdienst 235
- 08: Der Druck der NS-Moral: Von ständigen Sammlungen des
Winterhilfswerks, »Kraft durch Freude«, Eintopfsonntag und dem Kasperl 247
- 09: HJ-Jungen und ihre Väter:
Instrumentalisierung des Generationenkonfliktes durch die Nazis 271
- 10: Judenfeindschaft als »Antikapitalismus«: Kernstück der NS-Ideologie 289

III. VERTIEFUNG

- 1: Massenpropaganda: Der Nazi-Film »Hitlerjunge Quex« 309
- 2: Ein Nazi-Fortsetzungsroman für Jugendliche unter der Lupe: »Mietskaserne irgendwo« 401
- 3: NS-Wissenschaftsideologie: Ein programmatischer Nazi-Artikel gegen die Arbeiterbewegung 505
(Anton Riedler: »Die deutschen Arbeiter«, 1937)

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 01:

DIE FARBE ROT –
ZUR METHODE
DER IMITATION DER
FORMEN DER
ARBEITERBEWEGUNG

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»ROTE PLAKATE RUFEN!«
(HILF MIT!, FEB. 1938)*
4. *»WIR BRAUCHEN EINEN SPIELMANNSZUG«
(HILF MIT!, MÄRZ 1937)*
5. *BILDER: AKTUELLE NEONAZISZENE*

I. DIE METHODE DER IMITATION

Die NS-Bewegung bekämpfte die Arbeiterbewegung, versuchte aber auch ihre Anhänger und Anhängerinnen abzuwerben bzw. neue zu gewinnen, indem sie die Arbeiterbewegung nachahmte. Das betraf in erster Linie die Form der öffentlichen Darstellung, wie etwa Fahnen, Lieder und Aufmärsche, aber teilweise auch den Inhalt – allerdings nur insofern, als dass es oberflächlich darum ging, sich als eigentliche Arbeiterpartei zu inszenieren.

IMITATION I: DIE FARBE ROT

Die Farbe Rot in der Hakenkreuzfahne war kein Zufall, sondern eine bewusste Entscheidung, die auch offen ausgesprochen wurde: »Rot kennt ihr alle als die Farbe der Revolution, und nicht zufällig leuchten auch die Zeichen der nationalen Revolution auf rotem Grund« (Hilf mit!, Nov. 1934, S. 43). Auch Flugzettel der NSDAP wurden teilweise bewusst auf rotem Papier gedruckt, damit sie nicht sofort als NSDAP-Flugblätter erkenntlich waren. So zumindest der Bericht aus dem Kampf der Nazis in den Betrieben:

»Nanu! Was war denn das? Betroffene Gesichter am Stammtisch. Die Zettel stammten ja gar nicht von den Roten! Ja, gab es denn das überhaupt? Wie nannten die sich? Da stand es ja: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!« (Hilf mit!, Feb. 1938, S. 137)

Das alles war kein Zufall. Hitler schrieb schon in »Mein Kampf«:

»Als Farbe wurde grundsätzlich Rot gewählt, sie ist die aufpeitschendste und musste unsere Gegner am meisten empören und aufreizend und uns ihnen dadurch so oder so zur Kenntnis und in Erinnerung bringen.« (Hitler 1937, S. 402)

Die Farbe Rot diente also auch als Provokation! Weiter heißt es:

»Schon die rote Farbe unserer Plakate zog sie in unsere Versammlungssäle. Das normale Bürgertum war ja ganz entsetzt darüber, daß auch wir zum Rot der Bolschewiken gegriffen hatten, und man sah darin eine sehr zweideutige Sache. [...] Wir haben die rote Farbe unserer Plakate nach genauem und gründlichem Überlegen gewählt, um dadurch die linke Seite zu reizen, zur Empörung zu bringen und sie zu verleiten, in unsere Versammlungen zu kommen, wenn auch nur, um sie zu sprengen, damit wir auf diese Weise überhaupt mit den Leuten reden konnten.« (Hitler 1937, S. 541f.)

Die Grundidee der NS-Propaganda war es also zunächst, auf formaler Ebene Unterschiede möglichst zu verwischen, Nähe zu suggerieren und dadurch gleichzeitig zu provozieren. Die Übernahme der Formen und Methoden des Feindes, um ihn sozusagen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, ist eine der Hauptmethoden der später von Goebbels geleiteten Propaganda. Bereits bei den ersten Überlegungen zum Namen der neu zu gründenden Partei spielte diese Methode der emotionalen Imitation eine entscheidende Rolle.

1 Zur Fahne insgesamt heißt es bei Hitler in »Mein Kampf«: »Als nationale Sozialisten sehen wir in unserer Flagge unser Programm. Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiss den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird.« (Hitler 1937, S. 557)

IMITATION 2: DIE NSDAP INSZENIERT SICH ALS »ARBEITERPARTEI«

Ziel Hitlers war es, »den Arbeiter dem deutschen Volkstum zurückzugewinnen« (NSLB-ZO, Mai 1933, S. 8). Die Nazi-Führer und Nazi-Idole wurden daher ab und an und besonders am Anfang der NS-Bewegung als »Arbeiter« inszeniert. Adolf Hitler wurde z.B. als ungelernter Bauarbeiter in Wien dargestellt, der »von der international eingestellten Sozialdemokratie, der damals auch in Wien ein großer Teil der Arbeiter anhängt, aus seiner Arbeitsstelle immer wieder vertrieben« (Hilf mit!, Sept. 1935, S. 354) worden sei.² Weiter heißt es, Hitler zitierend, in einem anderen Artikel im selben Ton:

»Ich war in meiner Jugend Arbeiter..., und ich habe mich dann durch Fleiß, durch Lernen und, ich kann sagen, auch durch Hungern langsam empor gearbeitet. In meinem innersten Wesen aber bin ich immer das geblieben, was ich vorher war.« (Rede am 10.11.1933 in Berlin.« (Hilf mit!, April 1937, S. 196)³

In einem anderen Artikel wird das Leben von Horst Wessel, der ursprünglich Korpsstudent war, in neuem Lichte gemalt. Als Teilnehmer der NS-Bewegung »war es ihm zur inneren Klarheit geworden, dass man den Arbeiter restlos nur dann gewinnen konnte, wenn man ihm auch als Arbeiter gegenüber trat« (Hilf mit!, Juli 1934, S. 292). Daher habe er sich nun als Kraftfahrer und Bauarbeiter verdingt:

»Tapfer und zäh hatte er sich auch auf seinem Arbeitsplatz durch den Terror der Kommunisten dort nicht unterkriegen lassen, sondern im Gegenteil einen nach dem anderen aus der Roten Front zu sich hinübergezogen.« (Hilf mit!, Juli 1934, S. 292)

Weiter heißt es ähnlich über Hitler:

»Er verschaffte sich eine genaue Kenntnis der Marxistischen Lehren und geriet hart mit den Sozialdemokraten zusammen. Die Genossen vom Bau drohten den Hilfsarbeiter Adolf Hitler vom Gerüst herunterzuwerfen. Doch Adolf Hitler verzweifelte nicht, denn er sah, dass der deutsche Arbeiter gut war, dass er zu seinem Volkstum hielt, dass er nur gewissenlos verhetzt wurde.« (NSLB-ZO, Mai 1933, S. 8)

Nun, die Wiener Bauarbeiter hatten Adolf Hitler nicht vom Gerüst heruntergeworfen, aber der Mythos seiner Biografie diente hier nicht nur seiner Verherrlichung, sondern die angeführten Passagen sollten deutlich machen, dass es eine der zentralen Aufgaben der NSDAP war, gerade die große Masse der »Roten Arbeiterschaft« für andere Ideale, für die Ideologie der NS-Bewegung zu gewinnen und zu mobilisieren. Dabei ging es zunächst vor allem darum, dass die ständige Schmeichelei, die Lobtiraden, die billige Propaganda der Anerkennung der Leistungen der Arbeiterinnen und Arbeiter (Ähnliches geschieht mit der deutschen Mutter, der deutschen Jugend, der deutschen Frau) ganz offensichtlich zu den wichtigsten Mitteln der NS-Propagandisten gehörten, um Menschen, die sich nicht ernst genommen, die sich benachteiligt fühlten und es möglicherweise tatsächlich waren, die von sich selbst keine allzu gute Meinung hatten, dass diesen Menschen nun, wie es im Alltag heißt »Honig ums Maul« geschmiert wurde.

2 An anderer Stelle heißt es: »Zwei Dinge erkennt Adolf Hitler in dieser schweren Notzeit in Wien – daß man dem deutschen Arbeiter aus seiner unglücklichen Lage heraus helfen und ihm die verdiente Achtung im Volke erkämpfen muss und dass man den Juden den Einfluss auf deutsche Menschen, den sie nur zur selbstsüchtigen Zwecken missbrauchen, abnehmen muss.« (Hilf mit!, Sep. 1935, S. 354)

3 Vgl. auch folgende Schilderung: »Adolf Hitler hat einmal mit Stolz davon gesprochen, dass er den deutschen Arbeiter in die deutsche Volksgemeinschaft geholt habe und schon darum nicht umsonst gelebt haben könne« (NSLB-ZO, Jan./Feb. 1945, S. 4).

Dass die NSDAP sich als Arbeiterpartei vor allem inszenierte, es aber nicht wirklich war, zeigt ein Blick auf die soziale Zusammensetzung ihrer Mitglieder.⁴ Das lässt sich auch an der Haltung zum 1. Mai recht deutlich zeigen.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 112-115.

LITERATUR UND QUELLEN

- | | |
|-------------------------|--|
| Hilf mit!, Nov. 1934 | Temborius, Hadwig: Unsere Fahne flattert uns voran... Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 2, Nov. 1934, S. 43. |
| Hilf mit!, Feb. 1938 | Wieshoff, F.: Rote Plakate rufen! Hilf mit!, 5. Jg. 1937–1938, Heft 5, Feb. 1938, S. 136–137. |
| Hilf mit!, Sept. 1935 | Leers, Dr. Johann von: Der Weg zum Dritten Reich, Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 12, Sept. 1935, S. 354–365. |
| Hilf mit!, April 1937 | Hitler, Adolf: Deutschland arbeitet – Worte des Führers. Hilf mit!, 4. Jg. 1936–1937, Heft 7, April 1937, S. 196. |
| Hilf mit!, Juli 1934 | v. L. (vermutlich: Leers, Dr. Johann von): Horst Wessel. Hilf mit!, 1. Jg. 1933–1934, Heft 10, Juli 1934, S. 292. |
| NSLB-ZO, Mai 1933 | Ohne Autor: Adolf Hitler: Nationalsozialistische Lehrerzeitung 5. Jg. 1933, Heft 5, Mai 1933, S. 7–9. |
| NSLB-ZO, Jan./Feb. 1945 | Kircher, Wilhelm: Das Reich als sozialistische Lebensordnung, Der deutsche Erzieher 8. Jg. 1945, Heft 1, Jan./Feb. 1945, S. 4–5. |

Falter, J.W./Kater, M.H. (1993): Wähler und Mitglieder der NSDAP. Neue Forschungsergebnisse zur Soziographie des Nationalsozialismus 1925 bis 1933. In: Geschichte und Gesellschaft, 19. Jg. 1993, Heft 2, Die NSDAP als faschistische Volkspartei, S. 155–177.

Gerth, H. (1940): The Nazi Party: Its Leadership and Composition. In: The American Journal of Sociology, Vol. XLV, Nr. 4, Jan. 1940, S. 517–541.

Hitler, A. (1937): Mein Kampf. Berlin (259./260. Auflage).

Müller-Botsch, C. (2009): »Den richtigen Mann an die richtige Stelle«. Biographien und politisches Handeln von unteren NSDAP-Funktionären. Frankfurt am Main.

4 Die Frage, in welchem Umfang Industriearbeiter in der NSDAP Mitglied waren, bzw. welche anderen Schichten in welchem Umfang in der NSDAP – zu verschiedenen Zeitpunkten – vertreten waren, ist offensichtlich eine schwer genau zu beantwortende Frage. Weder können Hans Gerth (Gerth 1940, S. 517–541) noch Falter/Kater (Falter/Kater 1993, S. 155) genaue Angaben zur Mitgliedschaft von Angehörigen der Industriebetriebe machen. Letztere Studie belässt es bei sehr allgemein gehaltenen Einschätzungen, wie der Betonung der großen Rolle der Mittelschichten und der Feststellung, dass es auch Zulauf aus der Arbeiterschaft und der Oberschicht gegeben hätte. Die Auswertung der offiziellen Parteistatistik ergab, dass zwar Facharbeiter durchaus in der NSDAP vertreten waren, ungelernete Arbeiter aber sehr wenige und kaum oder gar nicht unter den Funktionären (Müller-Botsch 2009).

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

Die NS-Bewegung hat viele Elemente ihrer Gegner der Form nach übernommen. Das spiegelt sich nicht zuletzt schon im Namen wider: National-Sozialisten. Die vorliegenden Artikel aus der Nazi-Schülerzeitschrift »Hilf mit!« schildern, wie das ganz praktisch erfolgte.

ZU DEN ARTIKELN »ROTE PLAKATE RUFEN!« UND »WIR BRAUCHEN EINEN SPIELMANNSZUG«

- Was wurde imitiert? Und mit welchem Ziel?
- Aus wessen Perspektive wird im Artikel berichtet? Welche Wirkung wird damit erzielt?
- Welcher Eindruck wird von »den Roten« bzw. »den Gewerkschaftern« erzeugt?

AKTUELLE BEZÜGE

- Auch die gegenwärtigen Neonazis kopieren und variieren immer wieder Parolen und Styles ihrer Gegner. Einige Beispiele belegen dies. Welche anderen »Imitationen« sind gerade heute wieder typisch für die gegenwärtigen NS-Aktivitäten?

WEITERE PUNKTE

Rote Plakate rufen!

24. Februar 1920. Über München ertönen die Sirenen der Fabriken. Sie rufen zum Feierabend. An allen Werkbänken ruht wie mit einem Schlag die Arbeit. Nur hier und dort schallt noch einmal der metallene Klang eines Hammers durch die Hallen. Die Maschinen halten ein in ihrem ununterbrochenen Tageslauf. Eine tiefe Ruhe breitet sich aus. Unheimlich beinahe und beängstigend. Der plötzliche Übergang vom Getreisch, Lärm und Gedröhn mag daran schuld sein.

In den Umkleideräumen ist es jetzt lebendig geworden. Aber es ist nur ein dumpfes Rumoren. Kaum ein Scherzwort zerreiht diese niedergedrückte Stimmung. Der Arbeitstag hat alle Kräfte der Männer verbraucht. Matt und abgestumpft sind sie. Was erwartet sie schon zu Hause! Die Frau und die Kinder. Bleich, abgehärmt sind sie alle. Jeden Tag dasselbe. Immer die Not und das Elend vor Augen. — Zwei Jahre sind es jetzt her. Ja, vor zwei Jahren war der Krieg zu Ende. Dann kam die Revolte, die sie stolz „Revolution“ nannten. Jemand etwas schien nicht zu stimmen mit der versprochenen „Freiheit und Gleichheit“!

Gleichgültig und teilnahmslos strömen die Männer aus den Fabrikturen. Einzeln, zu zweien und in kleinen Gruppen treten sie auf die Straße und verlieren sie sich in der großen Stadt.

*

„Hallo, Anton, gehst auch hier 'nunter?“

„Ah, das war doch der Gustl. Ein feiner Kerl“, denkt Anton, „verliert nie den Humor. Dabei hat er selbst kaum etwas zu beißen.“

„Ja, komm schon, da können wir zusammen geh'n. Du wohnst doch jetzt auch da draußen bei mir. Stimmt es nicht? Mit dem Fahrrad wär es schon besser. Ist ein endlos langer Weg zu Fuß.“

„Ich bereu es trotzdem nicht, daß ich 'raus bin aus dieser Steinwüste. Mit dem weiten Weg hast schon recht. Aber so hat

man doch wenigstens etwas und wenn es nur Himmel, Wolken und freie Luft sind.“

„Mir ist es auch mehr wert als eine Lohnzulage. Das heißt, gebrauchen könnten wir's ja schon. Aber...!“

„Lohnzulage! Haha! Die machen sich die Herren dort oben in den Gewerkschaften allein!“

„Da schau einer her! Seit wann redest du denn so? Ich kann ja die Burschen auch nicht leiden. Ist aber immer noch besser, als wenn wir ganz auf uns allein gestellt wären. Dann würden wir noch mehr ausgepreßt.“

„Mir kann keiner mehr etwas vormachen. Schwindel, Schwindel und nochmals Schwindel! Ich glaub kein Wort mehr.“

„Da sind wir ja mitten in die Politik hineingeraten! Eigentlich hatte ich mir geschworen, alles laufen zu lassen, wie es gerade läuft. Wollt mich um nichts mehr kümmern. Nur manchmal, du, dann möcht ich am liebsten...“

„Was gibt's denn da?“

„Wo?“

„Jrgendein Plakat wieder an der Säule.“

„Scheint fogar etwas Besonderes zu sein!“

„Ist doch nur so ein roter Wisch von unseren Herren „Genossen“.“

„Versprechen uns sicher mal wieder goldene Berge.“

„Oder sie rufen uns gegen irgendeinen bürgerlichen Verein zum Appell. Dabei sind die froh, wenn sie fromm und bieder unter sich bleiben können. Sollten denen doch ruhig ihren Nummenschanz gönnen!“

„Recht hast' schon.“

„Mensch, das ist ja etwas anderes!“

„Wieso?“

„Na, das sind andere.“
 „Red doch keinen Unsinn. Ist doch ein rotes Plakat.“
 „Also, komm her! Lesen wir schon mal.“
 „Na?“
 „Junge, Junge!“
 „Das haut hin, was?“
 „Wie heißen denn die?“
 „Da steht es doch: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!“
 „Die stoßen ja gewaltig ins Horn.“
 „Von denen habe ich neulich schon einen Zettel in die Hand bekommen.“
 „Wer spricht denn da?“
 „Hitler heißt der!“
 „Hitler? Kenn ich nicht!“
 „Der spricht ja heute abend. Da steht es, am 24. Februar 1920 im Hofbräuhaus. Scheinen sich allerlei zuzutrauen, die Burschen!“
 „Wer soll da schon hingehen. Denen hauen sie doch höchstens die Tade voll.“
 „Das ist gar nicht so dumm, was die hier schreiben. Neulich auch, auf dem Handzettel, haben ganz recht. Betrogen hat man uns. Und wie!“
 „Genau daselbe haben uns die andern vorher auch erzählt. Das wird genau so ein Schwindel sein. Einmal und nicht wieder. Ich hab' genug!“
 „Anhören möchte ich es mir trotzdem.“
 „Was sollen die schon besser machen!“
 „Aber Mut haben die Kerle doch, du, muß schon etwas dahinter stecken.“
 „Naja.“
 „Willst du nicht mitkommen?“
 „Ich? Nein, mein Lieber!“
 „Du scheinst ja mit allem ganz zufrieden zu sein!“
 „Das nun auch wieder nicht, im Gegenteil.“
 „Na also! Red nicht lange. Können dann wenigstens ein Bier trinken. Das wird's schon wert sein.“
 „Grüß dich Gott, heut abend denn!“

Am späten Nachmittag wurden in den Straßen Münchens Zettel verteilt. Rote Zettel. Die Bürger, die zum Abendschoppen gingen, schimpften. Die Roten konnten auch nie Ruhe geben. Solche roten Zettel nahmen sie natürlich nicht. Das hätte gerade noch gefehlt. — Aber beim zweiten Zettelverteiler ließen sie sich doch einen in die Hand drücken. Man konnte nie wissen. Vielleicht überfielen die Burschen einen noch. Was war auch schon dabei? Weshalb sollte man auch keinen Zettel nehmen? Lesen würde man ihn ja doch nicht. Das heißt, man konnte ja ruhig einmal sehen, was die da schreiben. Bei ihnen würden die Roten mit ihren Parolen ja doch kein Glück haben.

Am Stammtisch zogen dann alle mit wichtiger Miene einen roten Zettel aus der Tasche. Aha, die anderen hatten also auch einen Zettel angenommen.

Nanu! Was war denn das?

Betroffene Gesichter am Stammtisch.

Die Zettel stammten ja gar nicht von den Roten! Ja, gab es denn das überhaupt? Wie nannten die sich? Da stand es ja: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!

Kennen wir doch gar nicht.

Und wer spricht da heute abend?

Hitler!

Hitler?

Von dem haben wir doch nie etwas gehört. Ach, richtig, an den Anschlagäulen waren auch die roten Plakate. Einer hatte sie gelesen. Sollte gar nicht so dumm sein, was die schrieben.

Aber das waren Sozialisten. Da stand es doch. Ob man nicht trotzdem einmal hingehen sollte?

Wer hatte das gesagt?

Da würde es doch sicher Mord und Totschlag geben. Ausgeschlossen!

So, einer von ihnen wollte doch hingehen? Na schön, sollte er. Das war doch Unsinn!

Wo sollte denn das überhaupt sein? Im Hofbräu? Komisch. Wer sollte denn da hingehen! Der Saal war doch viel zu groß. Na, auf eine Pleite mehr würde es auch nicht ankommen. Morgen wäre die Partei sicher wieder verschwunden.

Gustl traf sich mit seinem Arbeitskameraden in der Dachauer Straße. Nun konnte es ja langsam zum Hofbräu gehen.

„Ist noch sehr zeitig“, meinte er zum Anton.

„Boll wird es sicher nicht werden.“

„Wenn wir gerade zum Beginn da sind, ist es früh genug.“

„Du, sieh mal, wer da kommt!“ ruft Gustl, und Anton staunt.

„Das ist ja unser Hauptbuchhalter aus dem Büro. Der wird zum Abendschoppen wollen.“

„Nee, der geht auch schnurstracks aufs Hofbräu los.“

„Das ist doch ein Nationaler, der geht bestimmt zu keiner „Arbeiterpartei“.“

„Alles Schwindel“, meint der Gustl. „Was soll das heißen: Arbeiterpartei! Die haben sich einen schönen Vereinsnamen ausgedacht. Sonst wird nichts dran sein.“

„Sind aber allerlei Menschen hier draußen.“

„Ja, draußen. Drinnen wird es leer sein.“

„Also, los, rein! Da, der Buchhalter, tatsächlich!“

„Ja, gib't denn dö's a? Bombenvoll!“

„Donnerwetter!“

„Du, da links! Alles Rote!“

„Ruhig! Es spricht einer. Scheint schon angefangen zu haben!“

Das hätte sich keiner träumen lassen. Der Hofbräusaal überfüllt! Die Partei war doch ganz neu und auch den Redner kannte keiner. Wer war das überhaupt, der Hitler?

Eben kündigte der Versammlungsleiter ihn an. So, das war er also. Nun gut. Man konnte ja mal hören. Die Unruhe im Saal war immer mehr gewachsen. In der einen Saalhälfte schienen die Gegner zu sitzen, alles Rote. Es war ganz klar, sie wollten die Versammlung sprengen.

Schon ging es los. Das erste Handgemenge war im Gange. Schreien, Zwischenrufe! Doch es war schnell wieder ruhig. Hitler sprach ununterbrochen. Da, wieder ein Zusammenstoß. Eigenartig, wie schnell die Schreihäße zur Ruhe gebracht wurden. — Sie hörten sogar aufmerksam zu! Unglaublich!

Wovon sprach der Hitler? Aha, vom Programm der Partei. Das war tatsächlich interessant. Der erste Beifall!

Einfach verblüffend, was der Hitler da sagte! Wieder prasselte der Beifall los. Fünfundzwanzig Punkte. Bei jedem Programmpunkt fast steigerte sich der Beifall. Wo blieben denn die Roten? Was sagten denn die dazu? Es war wirklich unglaublich.

Alle hörten jetzt gespannt zu. Kein Zwischenruf mehr. Im Gegenteil. Drüben setzte sogar schwacher Beifall ein. Beifall bei den Roten! Das Unmögliche war möglich geworden. Das Wort hatte gezündet, die Idee alle gepackt.

Die Versammlung war zu Ende. Der Saal hatte sich schnell und ruhig geleert.

„Du, Anton!“

„Ja?“

Schweigend waren die beiden bisher nebeneinander hergegangen.

„Also, das hätte ich nicht für möglich gehalten!“

„Hast du gesehen, die Roten?“

„Ja, und unser Buchhalter auch.“

„Waren überhaupt auch viel Bürgerliche und Arbeiter dort. War alles vertreten.“

„Nationalsozialisten nennen sich die Neuen!“

„Endlich einmal anständige Kerle!“

„Die werden es schaffen, du, bestimmt!“

Hitler hatte seine erste Schlacht gewonnen. Die erste große Massenversammlung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei hatte gezündet. In den Fabriken, in den Werkhallen, Kantinen und Büros und auf den Straßen, überall sprang der Funke weiter von Mensch zu Mensch.

Die Hakenkreuzfahne rief sie zum Kampf. Der Marsch in die deutsche Zukunft begann. F. Wieshoff.

ROTE PLAKATE RUFEN!

24. Februar 1920. Über München ertönen die Sirenen der Fabriken. Sie rufen zum Feierabend. An allen Werkbänken ruht wie mit einem Schlag die Arbeit. Nur hier und dort schallt noch einmal der metallene Klang eines Hammers durch die Hallen. Die Maschinen halten ein in ihrem ununterbrochenen Tageslauf. Eine tiefe Ruhe breitet sich aus. Unheimlich beinahe und beängstigend. Der plötzliche Übergang vom Gekreisch, Lärm und Gedröhn mag daran schuld sein.

In den Umkleideräumen ist es jetzt lebendig geworden. Aber es ist nur ein dumpfes Rumoren. Kaum ein Scherzwort zerreißt diese niedergedrückte Stimmung. Der Arbeitstag hat alle Kräfte der Männer verbraucht. Matt und abgestumpft sind sie. Was erwartet sie schon zu Hause! Die Frau und die Kinder. Bleich, abgehrmt sind sie alle. Jeden Tag dasselbe. Immer die Not und das Elend vor Augen. – Zwei Jahre sind es jetzt her. Ja, vor zwei Jahren war der Krieg zu Ende. Dann kam die Revolte, die sie stolz »Revolution« nannten. Irgend etwas schien nicht zu stimmen mit der versprochenen »Freiheit und Gleichheit«!

Gleichgültig und teilnahmslos strömen die Männer aus den Fabriktoren. Einzeln, zu zweien und in kleinen Gruppen treten sie auf die Straße und verlieren sie sich in der großen Stadt.

»Hallo, Anton, gehst auch hier 'nunter?«

»Ah, das war doch der Gustl. Ein feiner Kerl«, denkt Anton, »verliert nie den Humor. Dabei hat er selbst kaum etwas zu beißen.«

»Ja, komm schon, da können wir zusammen geh'n. Du wohnst doch jetzt auch da draußen bei mir. Stimmt es nicht? Mit dem Fahrrad wr es schon besser. Ist ein endlos langer Weg zu Fuß.«

»Ich bereu es trotzdem nicht, daß ich 'raus bin aus dieser Steinwüste. Mit dem weiten Weg hast' schon recht. Aber so hat man doch wenigstens etwas und wenn es nur Himmel, Wolken und freie Lust sind.«

»Mir ist es auch mehr wert als eine Lohnzulage. Das heißt, gebrauchen könnten wir's ja schon. Aber...!«

»Lohnzulage! Haha! Die machen sich die Herren dort oben in den Gewerkschaften allein!«

»Da schau einer her! Seit wann redest du denn so? Ich kann ja die Burschen auch nicht leiden. Ist aber immer noch besser, als wenn wir ganz auf uns allein gestellt wären. Dann würden wir noch mehr ausgepreßt.«

»Mir kann keiner mehr etwas vormachen. Schwindel, Schwindel und nochmals Schwindel! Ich glaub kein Wort mehr.«

»Da sind wir ja mitten in die Politik hineingeraten! Eigentlich hatte ich mir geschworen, alles laufen zu lassen, wie es gerade läuft. Wollt mich um nichts mehr kümmern. Nur manchmal, du, dann möcht ich am liebsten...«

»Was gibt's denn da?«

»Wo?«

»Irgendein Plakat wieder an der Säule.«

»Scheint sogar etwas Besonderes zu sein!«

»Ist doch nur so ein roter Wisch von unseren Herren

»Genossen.«

»Versprechen uns sicher mal wieder goldene Berge.«

»Oder sie rufen uns gegen irgendeinen bürgerlichen Verein zum Appell. Dabei sind die froh, wenn sie fromm und bieder unter sich bleiben können. Sollten denen doch ruhig ihren Mummenschanz gönnen!«

»Recht hast' schon.«

»Mensch, das ist ja etwas anderes!«

»Wieso? [Ende S. 136]

»Na, das sind andere.«

»Red doch keinen Unsinn. Ist doch ein rotes Plakat.«

»Also, komm her! Lesen wir schon mal.«

»Na?«

»Junge, Junge!«

»Das haut hin, was?«

»Wie heißen denn die?«

»Da steht es doch: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!«

»Die stoßen ja gewaltig ins Horn.«

»Von denen habe ich neulich schon einen Zettel in die Hand bekommen.«

»Wer spricht denn da?«

»Hitler heißt der!«

»Hitler? Kenn ich nicht!«

»Der spricht ja heute abend. Da steht es, am 24. Februar 1920 im Hofbräuhaus. Scheinen sich allerlei zuzutrauen, die Burschen!«

»Wer soll da schon hingehen. Denen hauen sie doch höchstens die Jacke voll.«

»Das ist gar nicht so dumm, was die hier schreiben. Neulich auch, auf dem Handzettel, haben ganz recht. Betrogen hat man uns. Und wie!«

»Genau dasselbe haben uns die andern vorher auch erzählt. Das wird genau so ein Schwindel sein. Einmal und nicht wieder. Ich hab' genug!«

»Anhören möchte ich es mir trotzdem.«

»Was sollen die schon besser machen!«

»Aber Mut haben die Kerle doch, du, muß schon etwas dahinter stecken.«

»Naja.«

»Willst du nicht mitkommen?«

»Ich? Nein, mein Lieber!«

»Du scheinst ja mit allem ganz zufrieden zu sein!«

»Das nun auch wieder nicht, im Gegenteil.«

»Na also! Red nicht lange. Können dann wenigstens ein Bier trinken. Das wird's schon wert sein.«

»Gr dich Gott, heut abend denn!«

Am späten Nachmittag wurden in den Straßen Münchens Zettel verteilt. Rote Zettel. Die Bürger, die zum Abendschoppen gingen, schimpften. Die Roten konnten auch nie Ruhe geben. Solche roten Zettel nahmen sie natürlich nicht. Das hätte gerade noch gefehlt. – Aber beim zweiten Zettelverteiler ließen sie sich doch einen in die Hand drücken. Man konnte nie wissen. Vielleicht überfielen die Burschen einen noch. Was war auch schon dabei? Weshalb sollte man auch keinen Zettel nehmen? Lesen würde man ihn ja doch nicht. Das heißt, man konnte ja ruhig einmal sehen, was die da schreiben. Bei ihnen würden die Roten mit ihren Parolen ja doch kein Glück haben.

Am Stammtisch zogen dann alle mit wichtiger Miene einen roten Zettel aus der Tasche. Aha, die anderen hatten also auch einen Zettel angenommen.

Nanu! Was war denn das?
Betroffene Gesichter am Stammtisch.

Die Zettel stammten ja gar nicht von den Roten! Ja, gab es denn das überhaupt? Wie nannten die sich? Da stand es ja: Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei!

Kennen wir doch gar nicht.
Und wer spricht da heute abend?

Hitler!
Hitler?

Von dem haben wir doch nie etwas gehört. Ach, richtig, an den Anschlagssäulen waren auch die roten Plakate. Einer hatte sie gelesen. Sollte gar nicht so dumm sein, was die schrieben.

Aber das waren Sozialisten. Da stand es doch. Ob man nicht trotzdem einmal hingehen sollte?

Wer hatte das gesagt?

Da würde es doch sicher Mord und Totschlag geben. Ausgeschlossen!

So, einer von ihnen wollte doch hingehen? Na schön, sollte er. Das war doch Unsinn!

Wo sollte denn das überhaupt sein? Im Hofbräu? Komisch. Wer sollte denn da hingehen! Der Saal war doch viel zu groß. Na, auf eine Pleite mehr würde es auch nicht ankommen. Morgen wäre die Partei sicher wieder verschwunden.

Gustl traf sich mit seinem Arbeitskameraden in der Dachauer Straße. Nun konnte es ja langsam zum Hofbräu gehen.

»Ist noch sehr zeitig«, meinte er zum Anton.

»Voll wird es sicher nicht werden.«

»Wenn wir gerade zum Beginn da sind, ist es früh genug.«

»Du, sieh mal, wer da kommt!« ruft Gustl, und Anton staunt.

»Das ist ja unser Hauptbuchhalter aus dem Büro. Der wird zum Abendschoppen wollen.«

»Nee, der geht auch schnurstracks aufs Hofbräu los.«

»Das ist doch ein Nationaler, der geht bestimmt zu keiner ›Arbeiterpartei.«

»Alles Schwindel«, meint der Gustl. »Was soll das heißen: Arbeiterpartei! Die haben sich einen schönen Vereinsnamen ausgedacht. Sonst wird nichts dran sein.«

»Sind aber allerlei Menschen hier draußen.«

»Ja, draußen. Drinnen wird es leer sein.«

»Also, los, rein! Da, der Buchhalter, tatsächlich!«

»Ja, gibt's denn dös a? Bombenvoll!«

»Donnerwetter!«

»Du, da links! Alles Rote!«

»Ruhig! Es spricht einer. Scheint schon angefangen zu haben!«

Das hätte sich keiner träumen lassen. Der Hofbräusaal überfüllt! Die Partei war doch ganz neu und auch den Redner kannte keiner. Wer war das überhaupt, der Hitler?

Eben kündigte der Versammlungsleiter ihn an. So, das war er also. Nun gut. Man konnte ja mal hören. Die Unruhe im Saal war immer mehr gewachsen. In der einen Saalhälfte schienen die

Gegner zu sitzen, alles Rote. Es war ganz klar, sie wollten die Versammlung sprengen.

Schon ging es los. Das erste Handgemenge war im Gange. Schreien, Zwischenrufe! Doch es war schnell wieder ruhig. Hitler sprach ununterbrochen. Da, wieder ein Zusammenstoß. Eigenartig, wie schnell die Schreihälse zur Ruhe gebracht wurden. – Sie hörten sogar aufmerksam zu! Unglaublich!

Wovon sprach der Hitler? Aha, vom Programm der Partei. Das war tatsächlich interessant. Der erste Beifall!

Einfach verblüffend, was der Hitler da sagte! Wieder prasselte der Beifall los. Fünfundzwanzig Punkte. Bei jedem Programmpunkt fast steigerte sich der Beifall. Wo blieben denn die Roten? Was sagten denn die dazu? Es war wirklich unglaublich.

Alle hörten jetzt gespannt zu. Kein Zwischenruf mehr. Im Gegenteil. Drüben setzte sogar schwacher Beifall ein. Beifall bei den Roten! Das Unmögliche war möglich geworden. Das Wort hatte gezündet, die Idee alle gepackt.

Die Versammlung war zu Ende. Der Saal hatte sich schnell und ruhig geleert.

»Du, Anton!«

»Ja?«

Schweigend waren die beiden bisher nebeneinander hergegangen.

»Also, das hätte ich nicht für möglich gehalten!«

»Hast du gesehen, die Roten?«

»Ja, und unser Buchhalter auch.«

»Waren überhaupt auch viel Bürgerliche und Arbeiter dort. War alles vertreten.«

»Nationalsozialisten nennen sich die Neuen!«

»Endlich einmal anständige Kerle!«

»Die werden es schaffen, du, bestimmt!«

Hitler hatte seine erste Schlacht gewonnen. Die erste große Massenversammlung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei hatte gezündet. In den Fabriken, in den Werkhallen, Kantinen und Büros und auf den Straßen, überall sprang der Funke weiter von Mensch zu Mensch.

Die Hakenkreuzfahne rief sie zum Kampf. Der Marsch in die deutsche Zukunft begann.

F. Wieshoff. [Ende S. 137]



„Ein frohes Lied wir singen!“

Aufnahmen: Dr. Dieke/Sabaria

Wir brauchen einen Spielmannszug

Tutrian war der erste, der diesen mehr oder weniger ausgefallenen Gedanken hatte. Auf einem Heimabend warf er ihn mitten ins Gespräch.

„Du bist wohl verrückt?“ wurde ihm geantwortet; denn mit vieler Mühe hatten wir uns aus einer alten Tagelöhnerwohnung, die längst von ihren Bewohnern aufgegeben worden war, ein für unsere Begriffe schönes HJ.-Heim geschaffen. Das war gar nicht so leicht gewesen und wir konnten stolz darauf sein. Nur wenige Berliner HJ.-Fähnlein hatten sich ein solches Heim, wenn auch weit am Rande der Stadt und auf einem Hinterhofe, schaffen können. Das wollte im Jahre 1931 viel bedeuten.

Nun war nach harter Arbeit endlich etwas Vernünftiges zusammengebaut, da kommt dieser Tutrian mit solch einer blöden Idee: „Wir brauchen einen Spielmannszug! Jawohl!“

„Quatsch! Unsinn! Schnapsidee! Leicht angebufft! Größenwahn!“ Solche und ähnliche Worte prasselten auf den armen Tutrian hernieder, der jedoch kaltschnäuzig und frech seine Mei-

nung behielt. — Da fuhr Pimpel, unser Jüngster, die schwerste Kanone auf: „Was sollen wir denn mit einem Spielmannszug? Die SA. hat ja auch keinen!“ Aber Tutrian blieb nach wie vor bei seiner Idee: „Gerade darum müssen wir einen haben!“

So nach und nach überzeugte er uns dann. Ja, es müßte schon herrlich sein, so mit einem Spielmannszug durch die Straßen zu marschieren. Das wäre eine Propaganda! Und die SA., die würde vielleicht Augen machen.

Die Idee Tutrians war gar nicht so schlecht. Aber wie das Geld dazu bekommen? Sammeln? Nein, das brachte ja nicht viel ein, und jede Kleinigkeit wurde für wichtigere Dinge gebraucht. — Hin und her wurde überlegt. Wieder fand Tutrian den rettenden Einfall. „Ich hab's“, rief er, „wir verkaufen wie die Kommune Häuserblockzeitungen. Das bringt eine ganze Menge ein.“

„Du bist ja verdreht“, bekam er zur Antwort, „wer kauft dir schon im roten Lichtenberg Nazi-Häuserblockzeitungen ab!“



Spielmannszug, angetreten!



„Ist gar nicht so schwer, nicht wahr?“

WIR BRAUCHEN EINEN SPIELMANNSZUG

Tutrian war der erste, der diesen mehr oder weniger ausgefallenen Gedanken hatte. Auf einem Heimabend warf er ihn mitten ins Gespräch.

»Du bist wohl verrückt?« wurde ihm geantwortet; denn mit vieler Mühe hatten wir uns aus einer alten Tagelöhnerwohnung, die längst von ihren Bewohnern aufgegeben worden war, ein für unsere Begriffe schönes HJ.-Heim geschaffen. Das war gar nicht so leicht gewesen und wir konnten stolz darauf sein. Nur wenige Berliner HJ.-Fähnlein hatten sich ein solches Heim, wenn auch weit am Rande der Stadt und auf einem Hinterhofe, schaffen können. Das wollte im Jahre 1931 viel bedeuten.

Nun war nach harter Arbeit endlich etwas Vernünftiges zusammengesetzt, da kommt dieser Tutrian mit solch einer blöden Idee: »Wir brauchen einen Spielmannszug! Jawohl!«

»Quatsch! Unsinn! Schnapsidee! Leicht angebufft! Größenwahn!« Solche und ähnliche Worte prasselten auf den armen Tutrian hernieder, der jedoch kaltschnäuzig und frech seine Meinung behielt. – Da fuhr Pimpel, unser Jüngster, die schwerste Kanone auf: »Was sollen wir denn mit einem Spielmannszug? Die SA. hat ja auch keinen!« Aber Tutrian blieb nach wie vor bei seiner Idee: »Gerade darum müssen wir einen haben!«

So nach und nach überzeugte er uns dann. Ja, es müßte schon herrlich sein, so mit einem Spielmannszug durch die Straßen zu marschieren. Das wäre eine Propaganda! Und die SA., die würde vielleicht Augen machen.

Die Idee Tutrians war gar nicht so schlecht. Aber wie das Geld dazu bekommen? Sammeln? Nein, das brachte ja nicht viel ein, und jede Kleinigkeit wurde für wichtigere Dinge gebraucht. – Hin und her wurde überlegt. Wieder fand Tutrian den rettenden Einfall. »Ich hab's«, rief er, »wir verkaufen wie die Kommune Häuserblockzeitungen. Das bringt eine ganze Menge ein.«

»Du bist ja verdreht«, bekam er zur Antwort, »wer kauft dir schon im roten Lichtenberg Nazi-Häuserblockzeitungen ab! [Ende S. 166]

Da mußte Tutrian ihm recht geben. Ja, das stimmte; denn die paar Nazis hier geben ihr bißchen Geld schon für andere Dinge aus.

»Was macht ihr denn hier für einen Lärm, man hört ihn ja weit über den Hof«, klang von der Tür Herberts Stimme. Herbert war unser Fähnleinführer und bester Kamerad. Schnell erzählten wir ihm unseren neuen großen Plan.

So ganz wohl war uns dabei nicht; denn Herbert dachte verdammt sachlich und war gar nicht für solche ausgefallenen Pläne. Auch seine erste Frage war sofort: »Und wie wollt ihr die Instrumente bezahlen?« Wir schwiegen.

»Moment mal«, Herbert überlegte einen Augenblick und dann buffte er dem Nächstbesten begeistert in die Rippen. »Kinder, eure Idee ist pfundig! Wißt ihr, wer die Zeitungen kauft – ganz einfach – die Kommune. Die ist doch solche Blockzeitungen gewohnt!«

Ungläubig starrten wir Herbert an. Was war denn mit dem los? Glaubte der wirklich, daß auch nur ein Kommunist uns Hitlerjungen eine solche Schrift abnahm, und noch zehn Pfennig dafür ausgab?

Herbert lachte: »Also nun paßt einmal auf. Wir werden die roten Brüder anschmieren. Wir bringen eine Häuserblockzeitung heraus, die den Titel »Enthüllungen über die Nazis!« trägt. Auf dem ersten Blatt bringen wir einen Artikel der »Roten Fahne«. Erst auf der zweiten Seite beginnen wir mit dem Programm der NSDAP, und widerlegen die unsinnigen Beschuldigungen gegen unsere Bewegung.

Wenn die Roten auf der Schrift lesen: »Enthüllungen über die Nazis«, dann denken sie, es sei eine Schrift ihrer Partei und kaufen. – Die Augen möchte ich sehen, wenn sie nachher die Wahrheit merken. Sie können auch nichts machen; denn wir haben sie nicht betrogen. Wir haben ihnen ja unsere wahren Ziele enthüllt!«

Das war eine knorke Lösung, und begeistert gingen wir an das Werk. Irgendeiner hatte einen alten Vervielfältigungsapparat aufgetrieben, ein anderer über 1000 Blatt Papier, und die sonstigen Kleinigkeiten wurden aus der Fähnleinkasse gekauft.

An einem Sonnabend – am Tage darauf war eine Kundgebung der KPD. im Lustgarten – liefen wir treppauf, treppab und verkauften unsere fertig abgezogenen Häuserblockzeitungen.

Schneller als wir dachten, waren wir sie los. Die Käufer werden nicht schlecht erstaunt gewesen sein, als sie die »Enthüllungen über die Nazis« gelesen haben. Wir aber hatten nun das Geld zum Ankauf der nötigen Instrumente, die wir natürlich unter der Hand teils beim Trödler, teils bei anderen Gruppen kauften.

Von unseren ersten Übungsabenden im Heim will ich lieber nichts erzählen. Das war ein ungeheurer Lärm in den ersten Stunden, denn keiner hatte auch nur den kleinsten Schimmer, wie die Instrumente gehandhabt werden müßten. Wieder aber war Tutrian der Mann, der allen half. Er brachte einen alten Onkel mit, der beim Roten Kreuz war und dort schon früher den Spielmannszug geführt hatte.

Als wir dann nach einem halben Jahr zum ersten Male mit unserem Spielmannszug durch die Straßen marschierten, da waren wir unsagbar stolz. Tutrian aber sagte: »Seht ihr, ich habe es ja gleich gesagt; wir brauchen einen Spielmannszug – und nun haben wir ihn.«

Womit er immer wieder mal recht hatte. [Ende S. 167]

IMITATION BEI NEONAZIS



Neonazis als Autonome Nationalisten im Schwarzen Block mit antikapitalistischen und nationalsozialistischen Parolen. (Quelle: Marek Peters / www.marek-peters.com)



Logo der
Antifaschistischen Aktion



Logo der
Nationalen Sozialisten



Logo der
Autonomen Nationalisten Wetzlar

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 02:

I. MAI 1933 –

DER I. MAI WIRD ZUM

NAZI-FEIERTAG

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *GESETZ: »DER 1. MAI IST DER FEIERTAG DER NATIONALEN ARBEIT«*
4. *MAIAUFRUF DES ADGB 1933*
5. *»DER 1. MAI« (HILF MIT!, APRIL 1935)*
6. *»...UND WIEDER IST 1. MAI«
(HILF MIT!, APRIL 1937)*
7. *»KRIEGSMAI 1940« (HILF MIT!, APRIL 1940)*
8. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUM
»BLUTMAI 1929«*

EINSTIEG INS THEMA

DER 1. MAI 1933 UND DIE PHRASE VON DER ›EHRE DES DEUTSCHEN ARBEITERS‹

Es ist insbesondere unter Jugendlichen heute weitgehend unbekannt, dass es eine der ersten demagogischen Maßnahmen des NS-Staates gegen die Arbeiterbewegung war, den 1. Mai zum offiziellen Feiertag zu erklären. (Der 1. Mai war seit 1890 von der internationalen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Erinnerung an Streiks, Kämpfe und über 20 ermordete Arbeiter in Chicago mit großen Demonstrationen begangen worden.) Der NS-Staat erfüllte also eine alte Forderung der Arbeiterbewegung nach einem arbeitsfreien 1. Mai und formte den 1. Mai in seinem Sinne um. Das war eine starke Demagogie – sogar die Führung des damaligen zentralen Gewerkschaftsbundes, des ADGB, rief zur Teilnahme an diesem nun vom NS-Staat ausgerichteten 1. Mai auf.¹

Von 1933 bis 1944 wurde dieser Tag jedes Jahr vom NS-Staat als Feiertag der arbeitenden deutschen ›Volksgemeinschaft‹ auch in der Presse für die Schülerinnen und Schüler abgefeiert, aus dem ›Internationalen Kampftag der Arbeiterklasse‹ war so ein ›Tag der deutschen Arbeit‹, ein Tag der »nationalen Arbeit« geworden.² Die NS-Grundgedanken wiederholen sich in den Artikeln zum 1. Mai Jahr für Jahr. Johann von Leers schrieb über den 1. Mai 1933:

»Die Feier des 1. Mai als Feier der erwachenden Arbeit hat von jeher einen alten und guten Sinn gehabt. Diesen Sinn hat ihr auch die falsche Deutung zu einer Feier des Klassenkampfes nicht nehmen können wie es der Marxismus Jahrzehnte hindurch versucht hat. Als Adolf Hitler das neue Deutschland schuf, da war es für ihn selbstverständlich, daß dieser schöne Tag seinen großen und wirklichen Inhalt aufs neue bekommen sollte, der eigentlich im Volke immer mit ihm verbunden erfüllt war.«
(Hilf mit!, Mai 1934, S. 226)

Die Position lautet hier nicht, dass dieser 1. Mai eigentlich der Arbeiterbewegung zugehörig ist, und nun vom NS-Staat übernommen wurde. Nein, der 1. Mai wird hier zu einem uralten deutschen ›Volksfest‹,³ zu einem Frühlingsfest erklärt. So wird nun der Arbeiterbewegung vorgeworfen, dem deutschen Volk den 1. Mai gestohlen zu haben, den Adolf Hitler endlich dem deutschen Volk als Frühlingsfeiertag zurückgegeben habe. Im Artikel heißt es weiter:

- ¹ Vgl. Simon, Nikolaus: Die ideologische Verblendung – der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund angesichts der NS-Ideologie. In: Micha Brumlik, Doron Kiesel, Linda Reich (Hg.): Der Antisemitismus und die Linke. Frankfurt am Main 1991, S. 53-71. Eine Broschüre der Hans-Böckler-Stiftung mit dem Titel »... gerade Dich, Arbeiter, wollen wir.« – Nationalsozialismus und freie Gewerkschaften im Mai 1933« vom April 2008 erläutert mit Dokumenten auch im Detail, dass der ADGB, der Vorläufer des DGB in der Weimarer Republik, am 1. Mai 1933 gemeinsam mit den NS-Organisationen marschierte. Am 2. Mai wurden die Gewerkschaftshäuser dann von den Nazis gestürmt, geschlossen und dann übernommen. Weitere Literatur: Beier, Gerhard: Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933. Frankfurt/Köln. 1975. / Scharrer, Manfred: Kampflose Kapitulation: Arbeiterbewegung 1933. Reinbek bei Hamburg 1984.
- ² Über den 1. Mai heißt es 1936 in einem Artikel: »Der 1. Mai war in den Jahren vor dem 30. Januar 1933 der Tag des ›internationalen Proletariats‹. Die Regierung Hitler erklärte den 1. Mai zum Feiertag der nationalen Arbeit.« (Hilf mit!, Feb. 1936, S. 134) Das Reichsgesetz vom 10. April 1933 hatte ihn so benannt. 1934 wurde der 1. Mai dann durch eine Gesetzesnovelle zum »Nationalen Feiertag des deutschen Volkes« erklärt.
- ³ Der Sache nach identisch, aber mit noch mehr lyrischem Schmalz heißt es ein Jahr später: »Wenn der Frühling ins Land gezogen ist, die Bäume ausschlagen und in Feld und Flur alles zu Keimen und zu sprießen beginnt, da haben schon unsere Vorfahren, die Germanen, da haben die Deutschen des Mittelalters ihr Maifest gefeiert. [...] Diese schönen alten Volksfeiern am 1. Mai sind dann in den Städten im vorigen Jahrhundert fast überall erloschen, haben sich nur auf den Dörfern vielfach in sehr altertümlicher und darum besonders eigenartiger Form erhalten. Dagegen brachte der Marxismus nach Deutschland eine völlige Verdrehung der alten schönen Frühlingsfeiern. [...] Heute können wir wieder mit dem alten Volkslied singen: Der Mai ist gekommen, unseres Volkes Erwachen ist da. Das Sinnbild des Klassenkampfes, des ewigen Streitens und Haderns wandelt sich nun wieder zum Sinnbild der großen Einigung und Erhebung der Nation.« (Hilf mit!, April 1935, S. 195)

»Adolf Hitler sprach dieses Wollen aus in den Worten am 1. Mai des Jahres 1933:

Deutsche Volksgenossen und Volksgenossinnen! Der Mai ist gekommen! So hieß es im deutschen Liede, und durch viele Jahrhunderte war dieser Tag nicht nur der symbolische Tag des Einzuges des Frühlings in die Lande, es war auch der Tag der Freude, der festlichen Stimmung und Besinnung. Und dann kam eine Zeit, die diesen Tag für sich beanspruchte. Der Tag des werdenden Lebens und hoffnungsvoller Freude verwandelte sich in einen Tag der Proklamation der Fehde, des Streites und des inneren Kampfes. [...] Und heute, da können wir mit dem alten Liede wohl wieder singen: Der Mai ist gekommen..... [...]

Arbeit für den Aufbau Deutschlands – das ist der innere Sinn der deutschen Maifeier, sie will alle deutschen Menschen vereinen, die in den großen Kolonnen der Arbeit aller Stände und Gruppen stehen.« (Hilf mit!, Mai 1934, S. 226)

Eine Idylle wird wieder hergestellt, der Streit ist nun vorbei, »alle deutschen Menschen« arbeiten nun gemeinsam. Und zwar nur die von den Nazis als »deutsch« definierten Menschen:

»Für uns Deutsche ist der 1. Mai der Tag, an dem wir uns darauf besinnen, dass wir ein großes Arbeitervolk sind, und dass keiner besser als der andere ist, sondern dass wir zusammenhalten müssen und zusammengehören. Und darum bekennt sich das ganze deutsche Volk mit Ausnahme derer, die nicht dazugehören, sondern Juden sind, zum ewigen Grundsatz des neuen Deutschlands. ›Ehre den Arbeiter – so ehrst du dein Volk!« (Hilf mit!, Mai 1934, S. 226)

Mit Ausnahme! Diese Klarstellung, dass es auch Leute gibt, »die nicht dazugehören, sondern Juden sind« wird in aller Deutlichkeit und ohne Umschweife formuliert. Juden gehören nicht zur beschworenen, einigen deutschen Volksgemeinschaft. Die NS-Volksgemeinschaft erfüllt also zum einen die mit großem propagandistischem Aufwand betriebene Funktion, die Unterschiede zwischen Klassen und Schichten und den Gedanken des Klassenkampfes auszumerzen, also die existierenden sozioökonomischen Gegensätze dadurch aus der Welt zu schaffen, dass man sie für nicht mehr existent oder zumindest irrelevant erklärt, weil schließlich alle Deutschen an einem Strang zögen. Zum anderen ist darin der Gedanke des Ausschlusses aller Juden immer schon enthalten. Das ist ein stets wiederkehrender Gedanke, aber wichtig war es hier zunächst zu zeigen, mit wieviel psychologischem Geschick eine zentrale emotionale Sache der Arbeiterbewegung, der 1. Mai, nicht einfach weggenommen, verboten oder bekämpft wurde, sondern wie dieser symbolische Tag der Form nach beibehalten aber mit entgegengesetztem Inhalt gefüllt wurde.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 116-118.

LITERATUR UND QUELLEN

Beier, G. (1975): Das Lehrstück vom 1. und 2. Mai 1933. Frankfurt am Main/Köln.

Scharrer, M. (1984): Kampflöse Kapitulation: Arbeiterbewegung 1933. Reinbek bei Hamburg.

Simon, N. (1991): Die ideologische Verblendung – der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund angesichts der NS-Ideologie. In: Brumlik, M./Kiesel, D./Reich, L. (Hrsg.): Der Antisemitismus und die Linke. Frankfurt am Main, S. 53–71.

Hilf mit!, Mai 1934 Leers, Dr. Johann von: Der 1. Mai – Der Tag der nationalen Arbeit. Hilf mit! 1. Jg. 1933–1934, Heft 8, Mai 1934, S. 226.

Hilf mit!, April 1935 Leers, Dr. Johann von: Der 1. Mai, Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 7, April 1935, S. 195.

Hilf mit!, Feb. 1936 Ohne Autor: Adolf Hitler baut das Dritte Reich. Hilf mit! 3. Jg. 1935–1936, Heft 5, Feb. 1936, S. 134.

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

A) WANN WURDE DER 1. MAI IN DEUTSCHLAND GESETZLICHER FEIERTAG? / ANALYSE DES GESETZESTEXTES.

Ein möglicher Einstieg ins Thema ist die Frage, wann der 1. Mai in Deutschland zum Feiertag erklärt wurde, bzw. von wem er zum Feiertag erklärt wurde? Daran anschließend, können der entsprechende Gesetzestext zum 1. Mai 1933 (»Der 1. Mai ist der Feiertag der nationalen Arbeit«) und die Erläuterungen zum »Sinn des Tages« – möglicherweise auch Satz für Satz – besprochen werden.

B) DISKUSSION DES AUFRUFS DES ADGB ZUM 1. MAI

Obwohl der NS-Terror gegen die Arbeiterbewegung schon in vollem Gange war, rief der ADGB mit zu den vom NS-Staat organisierten Feierlichkeiten und Kundgebungen anlässlich des 1. Mai auf und »begrüßte« die Entscheidung der NS-Regierung zum 1. Mai. Am folgenden Tag wurden die Gewerkschaftshäuser gestürmt und kurz darauf wurde die Deutsche Arbeitsfront (DAF) als Einheitsgewerkschaft für Arbeitnehmer und Arbeitgeber gegründet.

C) ZU DEN DREI NS-ARTIKELN

»DER 1. MAI« (1935)

Wie versucht der Autor Johann von Leers den internationalen 1. Mai historisch zu einem »deutschen« Feiertag zu machen? / Welche Funktion könnte ein solcher Rückgriff auf die Geschichte der Maifeste haben? / Mit welchen Begriffen werden Maidemonstrationen der Arbeiterbewegung vor 1933 charakterisiert und mit welchen Begriffen werden die Maifeierlichkeiten des NS-Regimes gekennzeichnet?

»... UND WIEDER IST 1. MAI« (1937)

In diesem Artikel wird versucht die NS-Bewegung als wahren »Freund« der Arbeiterbewegung darzustellen. Hierzu werden Ereignisse eines 1. Mai in Zeiten der Weimarer Republik geschildert und in Kontrast zu den 1. Mai-Feierlichkeiten der NSDAP gestellt. Hintergrund sind die Ereignisse am 1. Mai 1929 und die Entscheidung, das Verbot der Demonstration der KPD durchzusetzen.

Welche Bedeutung hat die Charakteristik des als Juden charakterisierten Vize-Polizeipräsidenten Weiss gegenüber dem Polizeipräsident Zörgiebel? / Wie wird der Eindruck erweckt, dass scheinbar alle (SPD, KPD, Juden und Polizei) gegen die Arbeiter waren und nur die NS-Bewegung für sie eintritt? / Welche Bedeutung könnte dem Gegensatz Chaos und Ordnung zukommen?

»KRIEGSMAI 1940« (1940)

Zum Zeitpunkt dieses Artikels war Polen von Nazi-Deutschland schon überfallen worden. Deutschland befand sich im Krieg mit England und Frankreich und begann den Überfall auf Dänemark und Norwegen.

Wie wird der 1. Mai vor 33 geschildert? Wie werden die zwei Arten der »Völkerversöhnung« dargestellt? / Wer hat die Arbeiterschaft vor 1933 angeblich verhetzt, warum? Wie werden Arbeit und Krieg in einen Zusammenhang gebracht?

tu. Berlin, 12. April. (Drahtb.)

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen und im Reichsgesetzblatt verkündet:

§ 1.

Der 1. Mai ist der Feiertag der nationalen Arbeit.

§ 2.

Für diesen Tag finden die für den Neujahrstag geltenden reichs- und landesgesetzlichen Bestimmungen Anwendung. Weitere Bestimmungen kann der Reichsminister des Innern im Einvernehmen mit dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda erlassen.

Berlin, den 10. April 1933.

Gezeichnet ist das Gesetz vom Reichskanzler, Reichsinnenminister und Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.

Der Sinn des Tages.

WTB. Berlin, 12. April. (Drahtb.)

Von zuständiger Seite wird zu der Bedeutung des 1. Mai erklärt:

Die Reichsregierung hat den 1. Mai durch Gesetz zum Feiertag der deutschen Arbeiter erklärt. Dies bedeutet kein Zugeständnis an die Mythologie des Marxismus. Der 1. Mai ist ein Tag wie geschaffen zum Feiern. Er ist für den nordischen Menschen die Zeit des Frühlings einzuges, und nur deshalb konnte er auch in der deutschen Arbeiterschaft einen solchen Wiederhall finden.

Am 1. Mai soll nicht das Arbeitserzeugnis, auch nicht der Arbeitsvorgang im Mittelpunkt unserer Gedanken stehen, sondern der deutsche Arbeiter selbst. Die Zeiten, in denen man in den technischen Arbeitsvorgängen den Kern aller Dinge sah, sind endgültig vorbei. Der Arbeiter, der vor Verdun und in Flandern ein guter Kamerad war, soll sich an diesem Tage bewußt werden, daß er ein vollwertiges Mitglied in der Zahl der deutschen Stände darstellt. Er soll erkennen, daß er seine Interessen nicht im Klassenkampf wahren muß, sondern daß alle deutschen Stände sich als eine Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes ansehen und daß die wirtschaftliche Existenz des deutschen Arbeiters und sein berechtigter Anteil an dem Ertrage seiner Arbeit gesichert sind. Die Macht eines Volkes beruht in dem geschlossenen Einsatz seiner Kräfte. Ein geschlossener Einsatz der Kräfte ist aber unmöglich, wenn ein großer Teil der Volksgenossen in wirtschaftlichen Machtkämpfen seine Kräfte zerplittern muß. Vielmehr müssen die wirtschaftlichen Pflichten und Rechte des einzelnen unantastbar festgelegt werden.

**Allgemeiner Deutscher
Gewerkschaftsbund
Bundesvorstand**

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Lothar Erdmann.

Berlin, den 13. April 1933
Nr. 19

Für die Gewerkschaftspresse als Manuskript zu kostenlosem Abdruck

An die Mitglieder der Gewerkschaften !

Kollegen und Kolleginnen !

Im Zeichen des **1. Mai** habt ihr alljährlich euch zu der großen Aufgabe bekannt, in der deutschen Arbeiterschaft den hohen Gedanken der gegenseitigen Hilfe durch Erziehung zu Standesbewußtsein, Gemeinschaftswillen und Kameradschaftsgeist unermüdlich zu wecken, zu pflegen und zu fördern, wie er in unseren Gewerkschaften seinen organisatorischen Ausdruck gefunden hat.

Am Tage des **1. Mai** erglühete stets erneut das Bekenntnis der von leidenschaftlichem Kulturwillen beseelten deutschen Arbeiter, den werktätigen Menschen einem dumpfen Arbeitsdasein zu entreißen und ihn als freie, selbstbewußte Persönlichkeit in die Gemeinschaft des Volkes einzuordnen.

So habt ihr im Zeichen des 1. Mai euch den gesetzlichen Achtstundentag, das Recht auf menschenwürdige Existenz erobert.

Wir begrüßen es, daß die Reichsregierung diesen unseren Tag zum **gesetzlichen Feiertag der nationalen Arbeit**, zum deutschen **Volksfeiertag** erklärt hat.

An diesem Tage soll nach der amtlichen Ankündigung **der deutsche Arbeiter** im Mittelpunkt der Feier stehen.

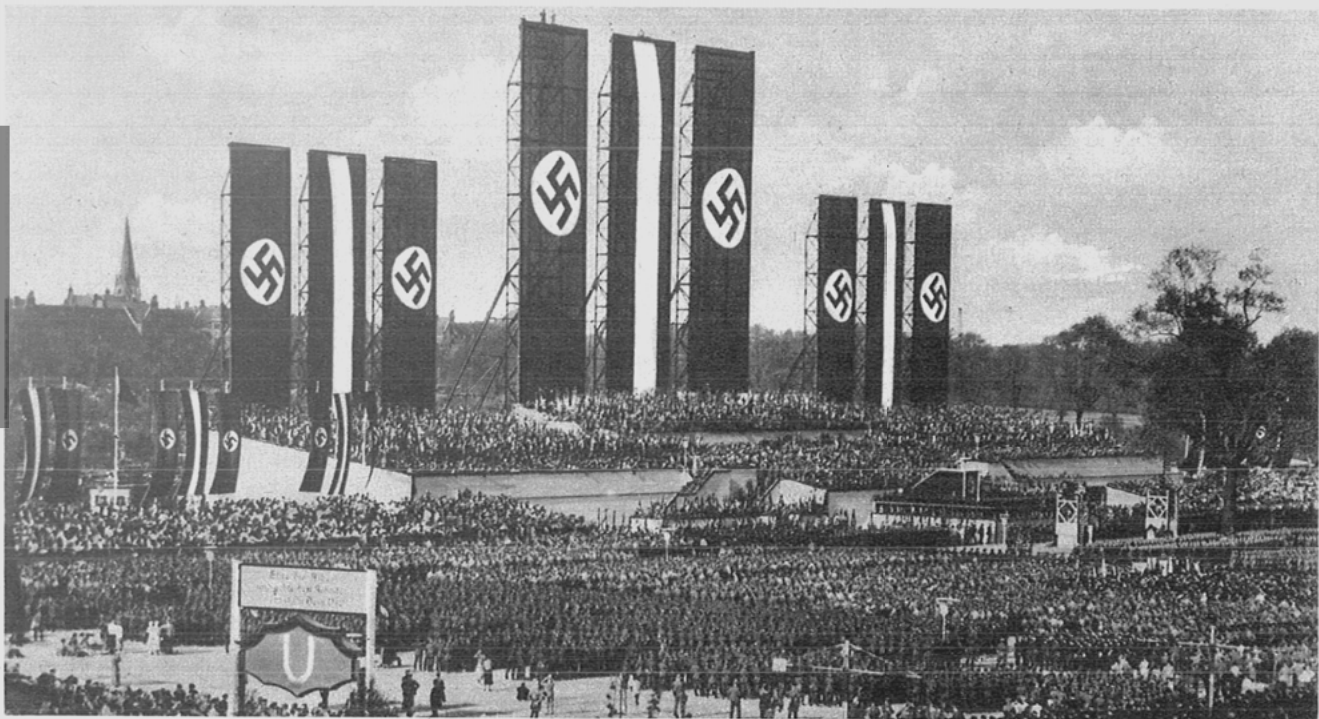
Der deutsche Arbeiter soll am 1. Mai standesbewußt demonstrieren, soll ein **vollberechtigtes Mitglied der deutschen Volksgemeinschaft werden**. Das deutsche Volk soll an diesem Tage seine unbedingte **Solidarität mit der Arbeiterschaft** bekunden.

Kollegen und Kolleginnen in Stadt und Land! Ihr seid die **Pioniere** des Maidgedankens. **Denkt immer daran und seid stolz darauf.**

In herzlicher Kameradschaft mit euch allen unerschütterlich verbunden, senden wir euch zu diesem Tage unseren gewerkschaftlichen Gruß.

Berlin, 15. April 1933.

**Der Bundesvorstand
des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes**



Maifeier 1934 auf dem Tempelhofer Feld in Berlin

Der 1. Mai

Wenn der Frühling ins Land gezogen ist, die Bäume aus-
schlagen und in Feld und Flur alles zu keimen und zu
sprießen beginnt, da haben schon unsere Vorfahren, die Ger-
manen, da haben die Deutschen des Mittelalters ihr Maifest ge-
feiert. Es ist das Fest des wiedergeborenen Lebens, das Fest der
Blüten und der Kränze. Unendlich zahlreich sind die Gebräuche,
die uns von diesen Maifesten überliefert sind, die zum Teil heute
noch gefeiert werden. In manchen Dörfern ziehen der Maikönig
und die Maikönigin blumengeschmückt in das Dorf ein. Sie hei-
ßen auch Hänfel und Gretel und tanzen um den Maibaum, der
mit bunten Bändern und grünen Zweigen geschmückt auf dem
Dorfanger aufgestellt wird. Sehr hübsch ist in manchen Gegenden
Sachsens der alte Brauch, daß dort ein Bursche und ein Mädchen,
die sich lieben, mit Blumen geschmückt sich irgendwo vor dem
Dorfe verstecken, und das ganze Dorf sucht sie und holt sie dann
mit Musit als Brautpaar ein. In der Altmark ziehen oft die
Mädchen mit der Maibraut von Haus zu Haus und sammeln,
mit Blumen und Bändern geschmückt, Gaben ein.

Besonders schön haben wir aus dem deutschen Mittelalter die
Überlieferung der Maifeste erhalten. Damals zogen vielfach die
großen Gilden der Städte in Waffen und ihrem besten Schmuck
beritten vor die Stadt, der Maieführer oder Fähnrich brachte
dann aus dem Walde den Maibaum heim, der feierlich auf dem
Marktplatz vor dem Roland aufgesteckt wurde. Dabei fanden dann
die Schützenfeste statt, wie ja noch heute das Schützenfest oft am
1. Mai stattfindet, und es wurde ein Maigraf oder auch ein Mai-
könig gewählt. Wie großartig das zum Teil in den machtvollen
mittelalterlichen Städten vor sich gegangen ist, schildert einer der
besten Kenner dieser alten Volksgebräuche, Professor Mannhardt:
„In Neval wurde der Maigraf (1473) wohl am Walpurgistag
auf freiem Felde von dem bisherigen oder alten Maigrafen, dem
Ältermann der Gilde, seinen Besitzern und den dazu eigens ein-
geladenen Bürgermeister und Ratmannen gekoren. Er mußte
bemittelt sein, um die kostspielige Pflicht, reiche Pracht zu ent-
falten und bei eigenem Ruhm für anderer Lust und Genuß zu
sorgen, übernehmen zu können. Der neue Maigraf hielt Pfingst-
montag und -dienstag noch einen Ausritt. Am Fronleichnam-
tag nahm er unter Bortritt zweier Wachstержenträger an her-
vorragendem Platze zwischen den vornehmsten Korporationen der
Stadt, dem Sakramente voranschreitend, an der Prozession teil.
Sein Amt behielt er ein Jahr lang. Am Abend der Wahl des
Maigrafen fand ein kostbares Bankett auf der Gildestube statt;
es ist nicht festzustellen, ob der Abtretende oder Neueintretende
es auszurichten verpflichtet war. Auch die Rigenser küren ihren

Maigrafen auf freiem Felde aus den Wldebrüdern, die mit aus-
geritten sind. In Danzig war die Kavalkade des Mairittes im
Anfange des 16. Jahrhunderts zu besonderer Pracht gediehen.
Nicht allein die Junker der St. Georgenbrüderschaft ritten am
Pfingstmontag mit kostbar ausgerüsteter Kavalkade ins Feld, um
dieselbst einen Obersten, den sie Maigrafen nannten, zu wählen,
sondern 1515 hatte E. C. Rat befohlen, daß sich die weisfähige
Bürgerchaft mit in den Mai rüsten sollte, ein jeder nach seiner
Gelegenheit zu Fuße und zu Rosse. Hatten die Junker sodann
aus ihrer Mitte den Maigrafen gekoren und waren sie mit ihm
feierlich eingeritten, so speisten sie mit ihm auf ihrem besonderen
Versammlungshause (am jetzigen Langgasser Tore); nachmittags
sand in ihrem Sommerschießgarten am Hagelsberge das Vogel-
schießen mit Armbrüsten, am Abende das große Bankett und
Tanz mit Jungfern und Frauen im Artushofe statt.“

Diese schönen alten Volksfeiern am 1. Mai sind dann in den
Städten im vorigen Jahrhundert fast überall erloschen, haben
sich nur auf den Dörfern vielfach in sehr altertümlicher und
darum besonders eigenartiger Form erhalten. Dagegen brachte
der Marxismus nach Deutschland eine völlige Verdrehung der
alten schönen Frühlingsfeiern. Unter roten Fahnen mit Heh-
liedern wurden die Arbeiter zur „roten Maifeier“ stundenlang
durch die Straßen geführt, trugen zwar in ihren Herzen die
deutsche Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Schönheit, aber ihren
Verstand hatte man mit der Lehre des Klassenkampfes gelähmt.
Der erste Mai wurde zum Kampftag Deutscher gegen Deutsche.

All dem hat der Nationalsozialismus ein Ende gemacht. Am
1. Mai 1933 gab Adolf Hitler dem alten Maifest einen neuen
und größeren Sinn, er machte es zur Feier der deutschen Arbeit
und der deutschen Einigkeit. Er sprach damals aus, was er mit
diesem 1. Mai, dieser erneuerten und wieder deutsch gewordenen
Maifeier will. „Heute können wir wieder mit dem alten Volkslied
singen: Der Mai ist gekommen, unseres Volkes Erwachen ist da.
Das Sinnbild des Klassenkampfes, des ewigen Streites und
Haders wandelt sich nun wieder zum Sinnbild der großen Eini-
gung und Erhebung der Nation.“

Und das ist heute der 1. Mai geworden. Aus allen Straßen
marschieren die Musikkapellen, SA. und SS., Betriebe und HJ.,
Organisation über Organisation heran, ein Wille, eine Einheit,
eine große, tiefe Verbundenheit. Es ist der Tag der deutschen
Arbeit und der Tag der deutschen Einigkeit, es ist der Tag, an
dem die deutsche Nation ihren Willen zum Aufbau eines schö-
neren Deutschland deutlich zum Ausdruck bringt.

Johann v. Beers.

DER 1. MAI

Wenn der Frühling ins Land gezogen ist, die Bäume ausschlagen und in Feld und Flur alles zu keimen und zu sprießen beginnt, da haben schon unsere Vorfahren, die Germanen, da haben die Deutschen des Mittelalters ihre Maifest gefeiert. Es ist das Fest des wiedergeborenen Lebens, das Fest der Blüten und der Kränze. Unendlich zahlreich sind die Gebräuche, die uns von diesen Maifesten überliefert sind, die zum Teil heute noch gefeiert werden. In manchen Dörfern ziehen der Maikönig und die Maikönigin Blumen geschmückt in das Dorf ein. Sie heißen auch Hänsel und Gretel und tanzen um den Maibaum, der mit bunten Bändern und grünen Zweigen geschmückt auf dem Dorfanger aufgestellt wird. Sehr hübsch ist in manchen Gegenden Sachsens der alte Brauch, dass dort ein Bursche und ein Mädchen, die sich lieben, mit Blumen geschmückt sich irgendwo vor dem Dorfe verstecken, und das ganze Dorf sucht sie und holt sie dann mit Musik als Brautpaar ein. In der Altmark ziehen oft die Mädchen mit der Maibraut von Haus zu Haus und sammeln, mit Blumen und Bändern geschmückt, Gaben ein.

Besonders schön haben wir aus dem deutschen Mittelalter die Überlieferung der Maifeste erhalten. Damals zogen vielfach die großen Gilden der Städte in Waffen und ihrem besten Schmuck beritten vor die Stadt, der Maienführer oder Fähnrich brachte dann aus dem Walde den Maibaum heim, der feierlich auf dem Marktplatz vor dem Roland aufgestellt wurde. Dabei fanden dann die Schützenfeste statt, wie ja noch heute das Schützenfest oft am 1. Mai stattfindet, und es wurde ein Maigraf oder auch ein Maikönig gewählt. Wie großartig das zum Teil in den machtvollen mittelalterlichen Städten vor sich gegangen ist, schildert einer der besten Kenner dieser alten Volksgebräuche, Professor Mannhardt: »In Reval wurde der Maigraf (1473) wohl am Walpurgistag auf freiem Felde von dem bisherigen oder alten Maigrafen, dem Altermann der Gilde, seinen Beisitzern und den dazu eigens eingeladenen Bürgermeister und Ratmannen gekoren. Er musste bemittelt sein, um die kostspielige Pflicht, reiche Pracht zu entfalten und bei eigenem Ruhm für anderer Luft und Genuss zu sorgen, übernehmen zu können. Der neue Maigraf hielt Pfingstmontag und -dienstag noch einen Ausritt. Am Fronleichnamstag nahm er unter Vortritt zweier Wachskerzenträger an hervorragenden Platz zwischen den vornehmsten Korporationen der Stadt, dem Sakramente voranschreitend, an der Prozession teil. Sein Amt behielt er ein Jahr lang. Am Abend der Wahl des Maigrafen fand ein kostbares Bankett auf der Gildestube statt; es ist nicht festzustellen, ob der Abtretende oder Neueintretende es auszurichten verpflichtet war. Auch die Rigen-ser küren ihren Maigrafen auf freiem Felde aus den Gildebrüdern,

die mit ausgeritten sind. In Danzig war die Kavalkade des Mairittes im Anfange des 16. Jahrhunderts zu besonderer Pracht gediehen. Nicht allein die Junker der St. Georgenbrüderschaft ritten am Pfingstmontag mit kostbar ausgerüsteter Kavalkade ins Feld, um daselbst ein Obersten, den sie Maigrafen nannten, zu wählen, sondern 1515 hatte E. E. Rat befohlen, dass sich die waffenfähige Bürgerschaft mit in den Mai rüsten sollte, ein jeder nach seiner Gelegenheit zu Fuße und zu Rosse. Hatten die Junker sodann aus ihrer Mitte den Maigrafen geboren und waren sie mit ihm feierlich eingetreten, so speisten sie mit ihm auf ihren besonderen Versammlungshaus (am jetzigen Langasser Tor); nachmittags fand in ihren Sommerschießgarten am Hagelsberg das Vogelschießen mit Armbrüsten, am Abend das große Bankett und Tanz mit Jungfern und Frauen im Artushofe statt.«

Diese schönen alten Volksfeiern am 1. Mai sind dann in den Städten im vorigen Jahrhundert fast überall erloschen, haben sich nur auf den Dörfern vielfach in sehr altertümlicher und darum besonders eigenartiger Form erhalten. Dagegen brachte der Marxismus nach Deutschland eine völlige Verdrehung der alten schönen Frühlingsfeiern. Unter roten Fahnen mit Hassliedern wurden die Arbeiter zur »Roten Mai Feier« stundenlang durch die Straßen geführt, trugen zwar in ihrem Herzen die deutsche Sehnsucht und Gerechtigkeit und Schönheit, aber ihren Verstand hatte man mit der Lehre des Klassenkampfes gelähmt. Der 1. Mai wurde zum Kampftag Deutscher gegen Deutsche.

All dem hat der Nationalsozialismus ein Ende gemacht. Am 1. Mai 1933 gab Adolf Hitler dem alten Maifest einen neuen und größeren Sinn, er macht es zur Feier der deutschen Arbeit und der deutschen Einigkeit. Er sprach damals aus, was er mit diesem 1. Mai, dieser erneuerten und wieder deutsch gewordenen Maifeier will. »Heute können wir wieder mit dem alten Volkslied singen: Der Mai ist gekommen, unseres Volkes Erwachen ist da. Das Sinnbild des Klassenkampfes, des ewigen Streites und Haders wandelt sich nun wieder zum Sinnbild der großen Einigung und Erhebung der Nation.«

Und das ist heute der erste Mai geworden. Aus allen Straßen marschieren die Musikkapellen, SA und SS, Betriebe und HJ, Organisation über Organisation heran, ein Wille, eine Einheit, eine große, tiefe Verbundenheit. Es ist der Tag, der deutschen Arbeit und der Tag der deutschen Einigkeit, es ist der Tag an dem die deutsche Nation ihren Willen zum Aufbau eines schöneren Deutschland deutlich zum Ausdruck bringt.

Johann v. Leers

... und wieder ist 1. Mai

Im großen Backsteingebäude, dem Polizeipräsidium, am Berliner Alexanderplatz ist große Aufregung.

Ein ewiges Kommen und Gehen. Ein Hin-und-her-Hasten. Was ist denn los?

Besonders erregt ist die Stimmung im großen Arbeitszimmer des Herrn Polizeipräsidenten. Jörgiebel heißt er und ist Sozialdemokrat. Durch seine Partei, die SPD, war er an diesen Posten gestellt und nun schon längere Zeit die oberste Polizeigewalt in der Reichshauptstadt.

Neben ihm, nachlässig an einen Lederfessel gelehnt, steht Dr. Bernhard Weiß, der Polizeivizepräsident und sein Stellvertreter.

„Was sollen wir schon machen“, näselte er und verzieht dabei kaum sein typisch jüdisches Gesicht, „wenn Unruhen entstehen sollten, dann werden unsere Überfallwagen eingesetzt und die Demonstranten mit dem Gummiknüppel auseinandergejagt.“

So ganz wohl ist dem Sozi Jörgiebel dabei nicht, wenn er auch dies für die einzig richtige Art hält, die Unruhen am 1. Mai zu unterdrücken. Es ist ein Witz der Geschichte, daß ausgerechnet er, der von den Sozialdemokraten gewählte Mann, am 1. Mai, dem Tag der internationalen Arbeiterschaft, mit Gummiknüppel und Gewalt für Ordnung sorgen muß.

1. Mai — überall kleben schon jetzt die blutroten Plakate der KPD., auf denen gemahnt wird: „Arbeiter, vergeßt nicht den Blutmai 1929!“

Immer wieder denkt der Polizeipräsident an jenen 1. Mai, da am Berliner Wedding die kommunistischen Arbeiter Barrikaden errichteten und der Polizei eine richtige Straßenschlacht lieferten.

Zwanzig Menschen mußten ihr Leben lassen, ungezählte wurden verletzt. Zwanzig rote Arbeiter, eigentlich Gefinnungsgenossen, waren tot. Erschossen von der Polizei des Genossen Jörgiebel.

„Wir müssen alle Härten vermeiden“, wendet er sich an seinen Stellvertreter, „ich möchte nicht wieder Blut vergießen.“

Der Jude Weiß lacht: „Da werden Sie nichts dran ändern können. Wenn die Arbeiter wieder Barrikaden bauen, dann werden wir sie wieder mit Panzerwagen und Maschinengewehren zur Ordnung rufen müssen. Für kleinere Unruhen ist ja schließlich noch der Gummiknüppel da.“

Jörgiebel zuckt die Schulter. Er weiß genau, daß ihm viel Ärger und Sorge entstehen werden.

„Rufen Sie die anderen Herren zur Besprechung“, sagt er zu seiner Sekretärin. Bald sitzen alle über dem Stadtplan von Berlin und beraten genügende Sicherheitsmaßnahmen für die entstehenden Maiunruhen.

So bereitet die Polizei jenen Tag vor, der eigentlich Ehrentag des Arbeiters sein soll. Das Polizeipräsidium sieht im 1. Mai nur ein notwendiges Übel, das ihm nichts als Scherereien und Sorgen macht.

Das ist der 1. Mai in der Systemzeit, deren Machthaber einmal die Parole „Freiheit und Gleichheit“ ausgegeben hatten.

Aufregung vor dem 1. Mai, Sorgen und Besprechungen. Ja, das gibt es allerdings im neuen Reiche auch. Aber diese Sorgen und diese Besprechungen sind nicht gegen den Feiertag der Arbeiter gerichtet. Erst das neue geeinte Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers hat dem 1. Mai das richtige Gesicht gegeben und ihn zum „Tag der nationalen Arbeit“ erklärt.

Die Regierung feiert mit den Schaffenden aller Stände, sie sorgt für Ordnung, ohne Panzerwagen und Gummiknüppel in Tätigkeit zu setzen. Ihre Maivorbereitungen geschehen für, nicht gegen das Volk. Rund 40 000 Männer der SA., SS. und NSKK. sorgen für Absperrung der Feststraßen, damit die Marschkolonnen ungehindert zum Festplatz kommen. Nicht Polizisten mit gezogenen Gummiknüppeln stehen an den Straßenecken und sorgen für Ruhe und Ordnung.

Nein, diese Zeiten sind endgültig vorbei. Verjagt ist der Spuk der roten Machthaber. In Deutschland regiert Adolf Hitler, der erste Arbeiter und Soldat seines Volkes. Er hat den Tag der internationalen Verheerung umgeformt zum Tag der nationalen Arbeit, zum Ehrentag des deutschen Menschen. „Arbeit adelt“ ist die Parole des neuen Reiches, das nur einen Adel, den der Arbeit, kennt.

Den 1. Mai zum Festtag der Nation zu gestalten, ist heute im besonderen die Aufgabe des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Schon im März haben die Vorbereitungsarbeiten begonnen. Kundgebungsplätze und Anmarschstraßen wurden besichtigt und geprüft, ob sie allen Anforderungen des Festtages gerecht werden können.

Reichsminister Dr. Goebbels trifft selbst die letzten und endgültigen Entscheidungen. Überall wird fieberhaft gearbeitet. — Die Sieger des Reichsberufswettkampfes und Arbeiterabordnungen aus allen deutschen Landschaften werden in der Reichstanzlei am 1. Mai durch den Führer empfangen.

Ein ungeheurer Apparat der Ordnung und Disziplin sorgt für vorbildliche Abwicklung des großen deutschen Festtages.

Wenn nun aus allen Teilen des Reiches die Menschenmassen in Sonderzügen und Autobussen herbeieilen, wenn die Tausende der Berliner Arbeiterschaft durch die festlich geschmückten Straßen marschieren, und wenn sie dann alle auf dem Maifeld die Stunden der großen deutschen Gemeinschaft erleben, dann werden sie sich wundern und sicher auch freuen über die gewaltige Organisationsarbeit, die geleistet wurde. Diese Freude und das Bekenntnis zum Führer und seiner Arbeit aber sind der beste Dank für alle die, die diesen Festtag der Nation vorbereitet haben.



Lautsprecher tragen am Nationalfeiertag des Führers Worte ins ganze Reich Anju.: Straße

... UND WIEDER IST 1. MAI

Im großen Backsteingebäude, dem Polizeipräsidium, am Berliner Alexanderplatz ist große Aufregung.

Ein ewiges Kommen und Gehen. Ein Hin-und-her-Hasten. Was ist denn los?

Besonders erregt ist die Stimmung im großen Arbeitszimmer des Herrn Polizeipräsidenten. Zörgiebel heißt er und ist Sozialdemokrat. Durch seine Partei, die SPD., war er an diesen Posten gestellt und nun schon längere Zeit die oberste Polizeigewalt in der Reichshauptstadt.

Neben ihm, nachlässig an einem Ledersessel gelehnt, steht Dr. Bernhard Weiß, der Polizeipräsident und sein Stellvertreter.

»Was sollen wir schon machen«, näselt er und verzieht dabei kaum sein typisch jüdisches Gesicht, »wenn Unruhen entstehen sollten, dann werden unsere Überfallwagen eingesetzt und die Demonstranten mit dem Gummiknüppel auseinander gejagt.«

So ganz wohl ist dem Sozi Zörgiebel dabei nicht, wenn er auch dies für die einzig richtige Art hält, die Unruhen am 1. Mai zu unterdrücken.

Es ist ein Witz der Geschichte, dass ausgerechnet er, der von den Sozialdemokraten gewählte Mann, am 1. Mai, dem Tag der internationalen Arbeiterschaft, mit Gummiknüppel und Gewalt für Ordnung sorgen muss.

1. Mai – überall kleben schon jetzt die blutroten Plakate der KPD., auf denen gemahnt wird: »Arbeiter, vergesst nicht den Blutmai 1929!«

Immer wieder denkt der Polizeipräsident an jenen 1. Mai, da am Berliner Wedding die kommunistischen Arbeiter Barrikaden errichteten und der Polizei eine richtige Straßenschlacht lieferten.

20 Menschen mussten ihr Leben lassen, ungezählte wurden verletzt. 20 rote Arbeiter, eigentlich Gesinnungsgenossen, waren tot. Erschossen von der Polizei des Genossen Zörgiebel.

»Wir müssen alle Härten vermeiden«, wendet er sich an seinen Stellvertreter, »ich möchte nicht wieder Blutvergießen.«

Der Jude Weiß lacht: »Da werden Sie nichts daran ändern können. Wenn die Arbeiter wieder Barrikaden bauen, dann werden wir sie wieder mit Panzerwagen und Maschinengewehren zur Ordnung rufen müssen. Für kleinere Unruhen ist ja schließlich noch der Gummiknüppel da.«

Zörgiebel zuckt die Schulter. Er weiß genau, dass ihm viel Ärger und Sorge entstehen werden.

»Rufen Sie die anderen Herren zur Besprechung«, sagt er zu seiner Sekretärin. Bald sitzen alle über dem Stadtplan von Berlin und beraten genügende Sicherheitsmaßnahmen für die entstehenden Maiunruhen.

So bereitet die Polizei jenen Tag vor, der eigentlich Ehrentag des Arbeiters sein soll. Das Polizeipräsidium sieht im 1. Mai nur ein notwendiges Übel, das ihm nichts als Scherereien und Sorgen macht.

Das ist der 1. Mai in der Systemzeit, deren Machthaber einmal die Parole »Freiheit und Gleichheit« ausgegeben hatten.

Aufregung vor dem 1. Mai, Sorgen und Besprechungen. Ja, das gibt es allerdings im neuen Reiche auch. Aber diese Sorgen und diese Besprechungen sind nicht gegen den Feiertag der Arbeiter gerichtet. Erst das neue geeinte Deutschland unter der Führung Adolf Hitlers hat dem 1. Mai das richtige Gesicht gegeben und ihn zum »Tag der nationalen Arbeit« erklärt.

Die Regierung feiert mit den Schaffenden aller Stände, sie sorgt für Ordnung, ohne Panzerwagen und Gummiknüppel in Tätigkeit zu setzen. Ihre Maivorbereitung geschehen für, nicht gegen das Volk. Rund 40.000 Männer der SA., SS. und NSKK. [nationalsozialistischer Kraftfahrzeugkorps] sorgten für Abspernung der Feststraßen, damit die Marschkolonnen ungehindert zum Festplatz kommen. Nicht Polizisten mit gezogenen Gummiknüppeln stehen an der Straßenecke und sorgen für Ruhe und Ordnung.

Nein, diese Zeiten sind endgültig vorbei. Verjagt ist der Spuk der roten Machthaber. In Deutschland regiert Adolf Hitler, der erste Arbeiter und Soldat seines Volkes. Er hat den Tag der internationalen Verhetzung umgeformt zum Tag der nationalen Arbeit, zum Ehrentag des deutschen Menschen. »Arbeit adelt« ist die Parole des neuen Reiches, das nur einen Adel, den der Arbeit kennt.

Den 1. Mai zum Festtag der Nation zu gestalten, ist heute im besonderen die Aufgabe des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda. Schon im März haben die Vorbereitungsarbeiten begonnen. Kundgebungsort und Anmarschstraßen wurden besichtigt und geprüft, ob sie allen Anforderungen des Festtages gerecht werden können.

Reichsminister Dr. Goebbels trifft selbst die letzten und endgültigen Entscheidungen. Überall wird fieberhaft gearbeitet. – Die Sieger des Reichsberufswettkampfes und Arbeiterabordnung aus allen deutschen Landschaften werden in der Reichskanzlei am 1. Mai durch den Führer empfangen.

Ein ungeheurer Apparat der Ordnung und Disziplin sorgt für vorbildliche Abwicklung des großen deutschen Festtags.

Wenn nun aus allen Teilen des Reiches die Menschenmassen in Sonderzügen und Autobussen herbeieilen, wenn die Tausende der Berliner Arbeiterschaft durch die festlich geschmückten Straßen marschieren, und wenn sie dann alle auf dem Maifeld die Stunden der großen deutschen Gemeinschaft erleben, dann werden sie sich wundern und sicher auch freuen über die gewaltige Organisationsarbeit, die geleistet wurde. Diese Freude und das Bekenntnis zum Führer und seiner Arbeit aber sind der beste Dank für alle die, die diesen Festtag der Nation vorbereitet haben.

Kriegsmai 1940

Wie oft haben wir in den Jahren 1918 bis 1933 am 1. Mai lange Züge verhehrt Menschen in Deutschland mit der roten Fahne durch die Straßen ziehen sehen. Sie marschierten für Völkerverständigung und eine gerechte Arbeitszeit. Das geschah noch zur gleichen Zeit, als draußen ringsum alles nur darauf bedacht war, das Deutschland von 1918 fest am Boden zu halten. Arme Verblendete! Wie konnte die deutsche Regierung von damals wohl ihrem Wunsche nach einer Regelung der Arbeitszeit erfüllen? Schwächlinge saßen damals auf den Regierungsthronen. So liefen die fleißigen Menschen zwecklos an einem der schönsten Tage des Jahres hinter ihren roten Fahnen her. Und zum andern: War das gar Völkerverständigung, wenn die feindlichen Mächte versuchten, den deutschen Arbeiter auf viele Jahre, ja auf Lebenszeit zu Sklaven für Frankreich und England zu stempeln? War das Völkerverständigung, wenn man das Vaterland dieser Arbeiter daran hinderte, der Riesenzahl ihrer arbeitslosen Kameraden irgendwie — und wenn es sein mußte in den geraubten Kolonien — Arbeit und Brot zu beschaffen? War das Völkerverständigung, wenn sie an allen Fronten ringsum Flugzeuge, Geschütze und Schiffe mit der Front gegen Deutschland aufstellten und uns nicht einmal gestatteten, eine so große Armee zu halten, daß sie im Notfall die Grenzen schützen konnte? Haß, nichts als blinder Haß gegen alles das, was deutsch ist, zeigten diese Plutokraten der feindlichen Länder auch gegen denselben deutschen Arbeiter, der am 1. Mai für die Völkerverständigung marschierte, schon damals! Sie waren damals nicht anders als heute!

Eines Tages war dann Adolf Hitler da. Wofür die deutschen Arbeiter in ihrem Arbeitskampf gerungen hatten, erfüllte er frei von sich aus mit einem Federstrich. Der Proletarier verschwand, der Volksgenosse und Kamerad wurde geboren. Schönheit der Arbeit in den Betrieben, KdF, sinnvolle Entlohnung und genügende freie Zeit, dafür brauchte man im Deutschland Adolfs Hitlers nicht mehr zu marschieren. Und Völkerverständigung? Der Führer mußte genau, daß diese Losung nur von den jüdischen

Hezern dem wahrhaften, treuen, deutschen arbeitenden Menschen als Lockruf vorgegaukelt wurde, damit Deutschland möglichst auf alle Zeiten schwach bliebe. Wollen wir denn überhaupt keine Völkerverständigung? Gewiß — aber dann nur eine solche als Gleiche unter Gleiche. So schuf der Führer denn zunächst ein starkes Heer und eine mehrhafte Gesinnung im deutschen Volke. Es hat uns mehr genützt als alles Reden und Demonstrieren für Völkerverständigung. Wir wurden frei! Und so schritt seit jener Zeit am 1. Mai jedes Jahres wieder ein freies deutsches Volk hinter den wehenden Symbolen des Dritten Reiches her. Es feierte den „Tag der deutschen Arbeit“. Wir verkündeten: Es gibt nur einen Adel in Deutschland, nämlich den „Adel der Arbeit“. Das ganze deutsche Volk begriff: Die Zukunft und das Glück der Nation wie auch jedes einzelnen hängt nur vom Einsatz, d. h. von der Arbeit für unser Volk ab. Da ist es gleichgültig, ob man in der Werkstatt, im Büro, am Steuer eines Schiffes oder eines Flugzeuges tätig ist. Es kommt allein auf den Einsatz an!

Nun steht der Krieg seit Monaten an unseren Grenzen. Die Zerstörungsabsichten unserer Feinde zerschellten an dem Westwall aus Beton, Stahl und Eisen. Währenddessen konnten wir unsere Fahnen tief gen Osten quer durch das Land eines der übermütigen Feinde tragen. Wieder feiern wir den 1. Mai auch in diesem Jahr, aber anders als sonst. Vielleicht sind wir stiller und gesammelter, vielleicht. Aber das Symbol ist dasselbe geblieben. Es gilt unbeirrt der Arbeit und damit heute dem Einsatz für den Sieg. Wir haben es durch unsere Arbeit fertiggebracht, aus dem geknechteten Deutschland in wenig Jahren ein solches der Stärke und des Lebens zu machen; wir werden, wenn wir den Symbolen des 1. Maies treu bleiben, unseren Einsatz nur dem Siege widmen, viel leichter und schneller erleben, daß Deutschland in Siegesfahnen steht. Mögen wir eben in diesem Kriegsmai das nicht vergessen! So erneuern wir denn am 1. Mai unseren alten Arbeits- und Einsatzschwur:

Für uns nichts, alles für Deutschland!

KRIEGSMAI 1940

Wie oft haben wir in den Jahren 1918 bis 1933 am 1. Mai lange Züge veretzter Menschen in Deutschland mit der roten Fahne durch die Straßen ziehen sehen. Sie marschierten für Völkerversöhnung und eine gerechte Arbeitszeit. Das geschah noch zur gleichen Zeit, als draußen ringsum alles nur darauf bedacht war, das Deutschland von 1918 fest am Boden zu halten. Arme Verblendete! Wie konnte die deutsche Regierung von damals wohl ihrem Wunsche nach einer Regelung der Arbeitszeit erfüllen? Schwächlinge saßen damals auf den Regierungsstellen. So liefen die fleißigen Menschen zwecklos an einem der schönsten Tage des Jahres hinter ihren roten Fahnen her. Und zum anderen: War das gar Völkerversöhnung, wenn die feindlichen Mächte versuchten, den deutschen Arbeiter auf viele Jahre, ja auf Lebenszeit zu Sklaven für Frankreich und England zu stempeln? War das Völkerversöhnung, wenn man das Vaterland dieser Arbeiter daran hinderte, der Riesenzahl ihrer arbeitslosen Kameraden irgendwie – und wenn es sein musste in den geraubten Kolonien – Arbeit und Brot zu beschaffen? War das Völkerversöhnung, wenn sie an allen Fronten rings um Flugzeuge, Geschütze und Schiffe mit der Front gegen Deutschland aufstellten und nicht einmal gestatteten, eine so große Armee zu halten, das im Notfall die Grenzen schützen konnte? Hass, nichts als blinder Hass gegen alles das, was deutsch ist, zeigten die Plutokraten der feindlichen Länder auch gegen denselben deutschen Arbeiter, der am 1. Mai für die Völkerversöhnung marschierte, schon damals! Sie waren damals nicht anders als heute!

Eines Tages war dann Adolf Hitler da. Wofür die deutschen Arbeiter in ihrem Arbeitskampf gerungen hatten, erfüllte er frei von sich aus mit einem Federstrich. Der Proletarier verschwand, der Volksgenosse und Kamerad wurde geboren. Schönheit der Arbeit in den Betrieben, KdF. [Kraft durch Freude], sinnvolle Entlohnung und genügende freie Zeit, dafür brauchte man im Deutschland Adolf Hitlers nicht mehr zu marschieren. Und Völkerversöhnung? Der Führer wusste genau, dass diese Lösung nur von den jüdischen Hetzern an dem wahrhaften, treu-

en, deutschen arbeitenden Menschen als Lockruf vorgegaukelt wurde, damit Deutschland möglichst auf alle Zeiten schwach bliebe. Wollen wir denn überhaupt keine Völkerversöhnung? Gewiss – aber dann nur eine solche als Gleiche unter Gleiche. So schuf der Führer denn zunächst ein starkes Heer und eine wehrhafte Gesinnung im deutschen Volke. Es hat uns mehr genutzt als alles Reden und Demonstrieren für Völkerversöhnung. Wir wurden frei! Und so schritt seit jener Zeit am 1. Mai jedes Jahr wieder ein freies deutsches Volk hinter den wehenden Symbolen des Dritten Reiches her. Es feierte den »Tag der deutschen Arbeit«. Wir verkündeten: Es gibt nur einen Adel in Deutschland, nämlich den »Adel der Arbeit«. Das ganze deutsche Volk begriff: Die Zukunft und das Glück der Nation wie auch jedes Einzelnen hängt nur vom Einsatz, d.h. von der Arbeit für unser Volk ab. Da ist es gleichgültig, ob man in der Werkstatt, im Büro, am Steuer eines Schiffes oder eines Flugzeuges tätig ist. Es kommt allein auf den Einsatz an!

Nun steht der Krieg seit Monden an unseren Grenzen. Die Zerstörungsabsichten unserer Feinde zerschellten an dem Westwall aus Beton, Stahl und Eisen. Währenddessen konnten wir unsere Fahnen tief den Osten quer durch das Land eines der übermütigen Feinde tragen. Wieder feiern wir den 1. Mai auch in diesem Jahr, aber anders als sonst. Vielleicht sind wir stiller und gesammelter, vielleicht. Aber das Symbol ist dasselbe geblieben. Es gilt unbeirrt der Arbeit und damit heute dem Einsatz für den Sieg. Wir haben es durch unsere Arbeit fertig gebracht, aus dem geknechteten Deutschland in wenig Jahren ein solches der Stärke und des Lebens zu machen; wir werden, wenn wir den Symbolen des 1. Maies treu bleiben, unseren Einsatz nur dem Siege widmen, viel leichter und schneller erleben, dass Deutschland in Siegesfahnen steht. Mögen wir eben in diesen Kriegsmai das nicht vergessen! So erneuern wir denn am 1. Mai unseren alten Arbeits- und Einsatzschwur:

Für uns nichts, alles für Deutschland!

HINTERGRUND- INFORMATIONEN

02

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 8

DARSTELLUNG DES DEUTSCHEN HISTORISCHEN MUSEUMS ZUM »BLUTMAI 1929«

Ende April 1929 weigerte sich der sozialdemokratische Berliner Polizeipräsident Karl Friedrich Zörgiebel (1878-1961), ein im Dezember 1928 zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit erlassenes Demonstrationsverbot aufzuheben. Auf das Verbot ihrer traditionellen Kundgebungen zum »Tag der Arbeit« am 1. Mai, der in der Weimarer Republik nie gesetzlicher Feiertag war, reagierte die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) mit einem Aufruf zu einer friedlichen Massendemonstration. Dem Aufruf folgend, versuchten am 1. Mai 1929 tausende Demonstranten von den Berliner Außenbezirken in das Stadtzentrum zu ziehen.

Als sich ihnen ein insgesamt 13.000-köpfiges Polizeiaufgebot entgegenstellte, kam es in ganz Berlin zu blutigen Straßenkämpfen, in deren Verlauf die Polizei schließlich in die Menge schoss. An verschiedenen Stellen der Stadt errichteten daraufhin Demonstranten unter Führung des Roten Frontkämpferbundes (RFB) Barrikaden und Straßensperren. In Wedding und Neukölln, zwei traditionellen Arbeiterbezirken, wurde der Ausnahmezustand ausgerufen.

Die drei Tage anhaltenden Unruhen forderten 33 Tote und 200 Verletzte. Mehr als 1.200 Personen wurden verhaftet.

Quelle: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/innenpolitik/blutmai/> (Eingesehen 8.2.2015)

AUS DEN PROTOKOLLEN DES
REICHSTAGS –
ANTRAG DER KPD AM 2. MAI 1933

№ 1007

Reichstag
IV. Wahlperiode
1928

Interpellation

Stoeker Pieck Pfeiffer und Genossen.

Am 1. Mai kam es in Berlin infolge des durch den Polizeipräsidenten Zörgiebel erlassenen Demonstrationsverbotes zu schweren, blutigen Zusammenstößen. Schon die Vorbereitungen der Polizei zu diesem Tage ließen darauf deuten, daß ein Blutbad unter den Arbeitern angerichtet werden sollte. Die Polizeibeamten wurden seit Wochen aufgestachelt, mit aller Schärfe gegen die Maidemonstranten vorzugehen, obgleich feststand, daß die Arbeiter unbewaffnet und gut diszipliniert, wie in den vergangenen Jahren, aufmarschieren wollten. In unerhörtester Weise ging die Polizei gegen die Demonstranten vor. Gummiknüppel, Revolver, Karabiner, Maschinengewehre, Dumdumgeschosse, Polizeihunde, Hydranten, Panzerwagen und Leuchtraketen wurden angewandt, um die Berliner Arbeiter von den Straßen zu treiben. Nach vorläufigen Meldungen sind durch das Vorgehen der Polizei 9 Arbeiter erschossen und über 100 schwer verletzt; tausende wurden durch Gummiknüppel schwer mißhandelt und schwer verletzt, selbst Frauen und Kinder wurden auf das brutalste niedergeschlagen. Über 1000 Demonstranten wurden verhaftet. Ohne den geringsten Anlaß zu haben, wurde von der Polizei von der Schusswaffe Gebrauch gemacht und in die unbewaffnet demonstrierende Menge geschossen, die Lokale in Arbeitervierteln mit Gummiknüppeln geräumt. Selbst in Versammlungen der Gewerkschaften (Rohrleger) wurde von der Polizei geschossen und die Anwesenden niedergeschlagen und auseinander getrieben. Das Feuer der Polizeibeamten richtete sich auch gegen die Fenster der Arbeiterwohnungen. Dieses Wüten der Polizei dauerte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht; sogar am heutigen Tage noch werden die Polizeiangriffe fortgesetzt, so daß die wirkliche Zahl der Opfer noch nicht zu übersehen ist. Demgegenüber steht die Tatsache, daß trotz des brutalen Vorgehens der Polizei die Polizei selbst keine Toten hat.

Die Kommunistische Fraktion hat wiederholt, zuletzt noch zwei Tage vor dem 1. Mai, den Versuch im Reichstag unternommen, das Demonstrationsverbot in Berlin zu Fall zu bringen. Alle anderen Parteien des Reichstags waren jedoch mit der Aufrechterhaltung des Verbots einverstanden und systematisch wurden in der Presse die Polizeibeamten aufgehetzt. Der »Vorwärts« berichtet in seiner Morgenausgabe vom 1. Mai, daß am Maivorabend die Polizei in Neukölln beschossen wurde. Diese Meldung war ebenso eine Lügenmeldung wie die glatt aus den Fingern gesogene provokatorische Behauptung des Abgeordneten Künstler von den angeblich 200 Toten, die von der KPD beschlossen sein sollten. Mit den Lügenmeldungen sollte der Zweck verfolgt werden, die Polizeibeamten zum blutigen Vorgehen gegen die Demonstranten aufzustacheln. Das unerhörte Vorgehen der Berliner Polizei stand unter der direkten Leitung des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Zörgiebel, der der Hauptverantwortliche ist für das am 40. Weltkampftag der Arbeiterklasse in Berlin geflossene Arbeiterblut.

Ist die Reichsregierung bereit, sofort zu den von der Arbeiterschaft erhobenen Forderungen Stellung zu nehmen, und zwar:

1. Sofortige Entlassung und Bestrafung des Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel.
2. Entlassung und Bestrafung der am Arbeitermord schuldigen Offiziere und Beamten.
3. Sofortige Freilassung aller Verhafteten.
4. Sofortige Aufhebung des Demonstrationsverbots.

Berlin, den 2. Mai 1929.

Stoeker Pieck Pfeiffer Adler Dr. Alexander Frau Arendsee Berg
Blenkle Dahlem Dietrich (Berlin) Ende Florin Geseke Gräf (Dresden)
Hein Höllein Jabasch Kähler Kooren Kollwitz Leow Maddalena
Maslowski Meyer (Franken) Müller (Hannover) Dr. Neubauer Frau
Overlach Pappe Räder Reyschläger Thesen Torgler Vogt (Westfalen)

Reichstag, IV. 1928. Druck, Nr. 1007. Ausgegeben am 3. Mai 1929

Die Drucksachen des Reichstags sind fortlaufend und einzeln
durch Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, zu beziehen.

INTERPELLATION

Stoeker Pieck Pfeiffer und Genossen

Am 1. Mai kam es in Berlin infolge des durch den Polizeipräsidenten Zörgiebel erlassenen Demonstrationsverbotes zu schweren, blutigen Zusammenstößen. Schon die Vorbereitungen der Polizei zu diesem Tage ließen darauf deuten, daß ein Blutbad unter den Arbeitern angerichtet werden sollte. Die Polizeibeamten wurden seit Wochen aufgestachelt, mit aller Schärfe gegen die Maidemonstranten vorzugehen, obgleich feststand, daß die Arbeiter unbewaffnet und gut diszipliniert, wie in den vergangenen Jahren, aufmarschieren wollten. In unerhörter Weise ging die Polizei gegen die Demonstranten vor. Gummiknüppel, Revolver, Karabiner, Maschinengewehre, Dumdumgeschosse, Polizeihunde, Hydranten, Panzerwagen und Leuchtraketen wurden angewandt, um die Berliner Arbeiter von den Straßen zu treiben. Nach vorläufigen Meldungen sind durch das Vorgehen der Polizei 9 Arbeiter erschossen und über 100 schwer verletzt; tausende wurden durch Gummiknüppel schwer mißhandelt und schwer verletzt, selbst Frauen und Kinder wurden auf das brutalste niedergeschlagen. Über 1000 Demonstranten wurden verhaftet. Ohne den geringsten Anlaß zu haben, wurde von der Polizei von der Schusswaffe Gebrauch gemacht und in die unbewaffnet demonstrierende Menge geschossen, die Lokale in Arbeitervierteln mit Gummiknüppel geräumt. Selbst in Versammlungen der Gewerkschaften (Rohrleger) wurde von der Polizei geschossen und die Anwesenden niedergeschlagen und auseinander getrieben. Das Feuer der Polizeibeamten richtete sich auch gegen die Fenster der Arbeiterwohnungen. Dieses Wüten der Polizei dauerte vom frühen Morgen bis in die späte Nacht; sogar am heutigen Tage noch werden die Polizeiangriffe fortgesetzt, so daß die wirkliche Zahl der Opfer noch nicht zu übersehen ist. Demgegenüber steht die Tatsache, daß trotz des brutalen Vorgehens der Polizei die Polizei selbst keine Toten hat.

Die Kommunistische Fraktion hat wiederholt, zuletzt noch zwei Tage vor dem 1. Mai, den Versuch im Reichstag unternommen, das Demonstrationsverbot in Berlin zu Fall zu bringen. Alle anderen Parteien des Reichstags waren jedoch mit der Aufrechterhaltung des Verbots einverstanden und systematisch wurden in der Presse die Polizeibeamten aufgehetzt. Der »Vorwärts« berichtet in seiner Morgenausgabe vom 1. Mai, daß am Maivorabend die Polizei in Neukölln beschossen wurde. Diese Meldung war ebenso eine Lügenmeldung wie die glatt aus den Fingern gesogene provokatorische Behauptung des Abgeordneten Künstler von den angeblich 200 Toten, die von der KPD beschlossen sein sollen. Mit den Lügenmeldungen sollte der Zweck verfolgt werden, die Polizeibeamten zum blutigen Vorgehen gegen die Demonstranten aufzustacheln. Das unerhörte Vorgehen der Berliner Polizei stand unter der direkten Leitung des sozialdemokratischen Polizeipräsidenten Zörgiebel, der der Hauptverantwortliche ist für das am 40. Weltkampftag der Arbeiterklasse in Berlin geflossene Arbeiterblut.

Ist die Reichsregierung bereit, sofort zu den von der Arbeiterschaft erhobenen Forderungen Stellung zu nehmen, und zwar:

1. Sofortige Entlassung und Bestrafung des Berliner Polizeipräsidenten Zörgiebel
2. Entlassung und Bestrafung der am Arbeitermord schuldigen Offiziere und Beamten.
3. Sofortige Freilassung aller Verhafteten.
4. Sofortige Aufhebung des Transfusionsverbots.

Berlin, den 2. Mai 1929.

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 03:

DIE DEUTSCHE
ARBEITSFRONT (DAF) –
HARMONIE ZWISCHEN
KAPITAL UND ARBEIT
UND DAS FÜHRER-
PRINZIP ALS GRUNDLAGE
DER NS-BETRIEBS-
GEMEINSCHAFT

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»ROBERT LEY DER FÜHRER DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT« (HILF MIT!, AUGUST 1934)*
4. *GESETZSAUSZÜGE: »GESETZ ZUR ORDNUNG DER NATIONALEN ARBEIT« UND »WEIMARER REICHsverFASSUNG«*

EINSTIEG INS THEMA

VON DEN GEWERKSCHAFTEN ZUR DAF – NS-HARMONIE ZWISCHEN KAPITAL UND ARBEIT

Hitler hatte schon in »Mein Kampf« erklärt, dass das Problem der Gewerkschaften »in seiner internationalen volks- und vaterlandsfeindlichen Führung und Einstellung« läge, dass die Organisierung der Arbeiterschaft in den »richtigen« Händen aber durchaus im Sinne der NS-Bewegung genutzt werden könnte:

»Das schwere Hindernis für die Annäherung des heutigen Arbeiters an die nationale Volksgemeinschaft liegt nicht in seiner standesgemäßen Interessenvertretung, sondern in seiner internationalen volks- und vaterlandsfeindlichen Führung und Einstellung. Die gleichen Gewerkschaften, fanatisch national in politischen und völkischen Belangen geleitet, würden Millionen Arbeiter zu wertvollen Gliedern ihres Volkstums machen« (Hitler 1937, S. 372f.).

Am 2. Mai 1933 war es dann soweit, SA- und SS-Männer besetzten die Gewerkschaftshäuser und übernahmen diese. Viele Gewerkschafter wurden verhaftet. (Die genaue Zahl ist nicht bekannt, allein am 2. Mai waren es nur in Berlin wohl über 50 Gewerkschafter, einige wurden ermordet, viele geschlagen und gefoltert.) In einem Artikel über Robert Ley, der dann Reichsleiter der am 10. Mai 1933 neu gegründeten Deutschen Arbeitsfront (DAF)¹ wurde, stellt sich das so dar:

»Die große Stunde für ihn kam, als am 2. Mai 1933, nach der großen Feier der Deutschen Arbeit, die Leitung der gesamten Gewerkschaften entfernt, das deutsche Arbeitertum einheitlich zusammengeschlossen wurde. Damals erfolgte die Bildung der Deutschen Arbeitsfront, an deren Spitze Dr. Ley trat. Es war dies eine außerordentlich schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, denn die Gewerkschaften stellten große, alte und fest gefügte Organisationen dar, auf die sich bis dahin die Gegner des Nationalsozialismus immer wieder gestützt hatten.« (Hilf mit!, Aug. 1934, S. 324)

¹ Die DAF war eine NS-Massenorganisation, die als zentrale Nachfolgeorganisation der Gewerkschaften präsentiert wurde, aber ebenso die Unternehmerverbände umfasste. Eine Verordnung des »Führers« stellte klar: »In ihr [in der DAF] sind insbesondere die Angehörigen der ehemaligen Gewerkschaften, der ehemaligen Angestelltenverbände und der Unternehmervereinigungen als gleichberechtigte Mitglieder zusammengeschlossen.« (»Verordnung des Führers über Wesen und Ziel der Deutschen Arbeitsfront«, 1934, hier zitiert nach Schmitz-Berning 2007, S. 136) Die DAF umfasste bis 1945 etwa 25 Millionen Mitglieder. Die Organisation hatte darunter 40 000 haupt- und 1,3 Millionen ehrenamtliche Funktionäre, darunter auch Betriebszellen-, Straßen- und Blockwarte. Formal bestand zwar kein Beitrittszwang, allerdings wurden auch unabhängig von der Mitgliedschaft direkt 1,5 Prozent des Lohns für die DAF abgezogen. (vgl. Thamer o.J., S. 21-31.) Weitere Literatur: Roth, K. H. (2000): Facetten des Terrors: der Geheimdienst der »Deutschen Arbeitsfront« und die Zerstörung der Arbeiterbewegung 1933–1938. Bremen; Frese, M. (2003): Betriebspolitik im »Dritten Reich«. München.; Pantelmann, H. (1991): Erziehung zum nationalsozialistischen Arbeiter: eine Diskursanalyse. Paderborn; Smelser, R. (1989): Robert Ley, Hitlers Mann an der Arbeitsfront. Paderborn; Giersch, R. (1981): Die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF), ein Instrument zur Sicherung der Herrschaft und zur Kriegsvorbereitung des faschistischen deutschen Imperialismus (1933–1938). Jena; Siegel, T. (1988): Rationalisierung statt Klassenkampf. Zur Rolle der Deutschen Arbeitsfront in der nationalsozialistischen Ordnung der Arbeit. In: Mommsen, H./Willems, S. (Hrsg.) (1988): Herrschaftsallday im Dritten Reich. Studien und Texte. Düsseldorf; Mielke, S./Rütters, P. (1988): Die Deutsche Arbeitsfront (DAF): Modell für den gewerkschaftlichen Wiederaufbau? Diskussion in der Emigration und in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland. In: Volkman, H.-E. (Hrsg.) (1995): Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau. München/Zürich.

Weiter wird eine Rede Leys zitiert, mit der er sich an die deutschen Arbeiter gewendet hatte. Hier wird ebenfalls versucht, den Arbeitern zu schmeicheln, die Brutalität, mit der gegen Gegner des NS-Regimes vorgegangen wurde, kommt aber auch in aller Deutlichkeit zum Ausdruck. Dieser Artikel stellt, was die Gleichzeitigkeit von Schmeichelei und Brutalität angeht eine Besonderheit dar:

»Klar erklärte Dr. Ley die Ziele der Neugestaltung, die er sich vorgenommen hatte. In wahrhaft revolutionären Worten richtete er einen Aufruf an die deutsche Arbeiterschaft: ›Wenn auch die marxistischen Parteien restlos zerschlagen sind oder sich in heller Auflösung befinden, wie die SPD., wenn auch die Parteipäpste in elender Feigheit geflohen sind oder jedem und allem abgeschworen haben und dich, Arbeiter, feige und erbärmlich verlassen haben wie nie zuvor, so wissen wir doch, alles das ist nur Schein: der Marxismus stellt sich tot, um sich bei günstiger Gelegenheit von neuem zu erheben und dir von neuem hinterhältig den Judasdolch in den Rücken zu stoßen. Genau wie 1914. Auch damals bewilligt er Kriegskredite und gebärdete sich übernational, um dich 1918 an den Imperialismus unserer damaligen Feinde zu verraten und damit an das Weltkapital zu verkaufen.

Uns täuscht der schlaue Fuchs nicht! Lieber geben wir ihm den letzten Fangschuss, als dass wir jemals wieder dulden würden, dass er sich erhebe. ... Deshalb schlagen wir dem marxistischen Gesindel seine Hauptwaffe aus der Hand und nehmen ihm damit seine letzte Möglichkeit, um sich neu zu stärken. Die Teufelslehre des Marxismus soll elendig auf dem Schlachtfeld der nationalsozialistischen Revolution krepieren.« (Ebd.)

Zunächst sticht der Zynismus ins Auge, wenn hier die von KZ-Haft bedrohten Parteiführer des »Verrats« an den Arbeitern beschuldigt werden, weil sie sich dazu gezwungen sahen, zu emigrieren. Dann aber existiert auch ein Widerspruch, denn einerseits wird behauptet, die Gegner seien »restlos zerschlagen«, auf der anderen Seite wird aber doch eine ständige Bedrohung durch einen sich angeblich nur tot stellenden Marxismus generiert. Die nachfolgenden Drohungen (»Fangschuss«, »elendig krepieren«) sind drastisch genug.

Nachdem er derart deutlich wurde, folgt unmittelbar darauf eine Passage, die man nur als anbiedernd bezeichnen kann. Ley sagt am Tag ihrer Zerschlagung nicht nur, dass die Gewerkschaften unantastbar seien, und die »Arbeitergroschen« sozusagen gerettet wären, weil die Deutsche Arbeitsfront ja nun quasi die Gewerkschaft sei, sondern behauptet auch noch, dass der NS-Staat den »Schutz und die Rechte des Arbeiters« ausbauen würde²:

»Nicht, als ob wir damit die Gewerkschaften an sich zerschlagen und zerstören wollten. Im Gegenteil, wir haben nie etwas zerstört, was überhaupt irgendwie Wert für unser Volk hat, und werden das auch in Zukunft nicht tun, das ist nationalsozialistischer Grundsatz. Das gilt ganz besonders für die Gewerkschaften, die mit so viel sauer verdienten und vom Munde abgesparten Arbeitergroschen aufgebaut wurden. Nein, Arbeiter, deine Institutionen sind uns Nationalsozialisten heilig und unantastbar. Wir werden nicht nur alles erhalten, was sich vorfindet, wir werden Schutz und Rechte des Arbeiters weiter ausbauen, damit er in den neuen nationalsozialistischen Staat als vollwertiges und geachtetes Glied des Volkes eingehe.« (Ebd.)

Was im NS-Staat unter Schutz und Rechten von Arbeitern verstanden wurde, zeigte sich dann unter anderem am »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit«. (Auszüge sind beigefügt.)

2 Um Lohnfragen jedenfalls sollte es nicht mehr gehen: »Unsere hohen Ideen wie überhaupt der deutsche Volksglaube finden keinen Platz mehr in einer Gewerkschaft für Lohnfragen nach marxistischem Muster.« (NSLB-ZO, März 1933, S. 16)

Was die Gewerkschaften und die DAF betraf, wurde rückblickend versucht, ein harmonisches Bild zu zeichnen:

»Beseitigt ist der Klassenkampf. Die Organisation der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, wie es bis dahin hieß, sind aufgelöst und stattdessen ist in der Deutschen Arbeitsfront das gesamte schaffende Volk zusammengefasst worden. Wo früher in den einzelnen Fabriken die Arbeiter und der Fabrikbesitzer sich feindlich gegenüber standen, ist heute durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit das Verhältnis von Führer und Gefolgschaft eingeführt worden.« (Hilf mit!, September 1935, S. 356)³

Das Verhältnis von »Führer und Gefolgschaft« prägte also nun staatlich angeordnet das Verhältnis von Unternehmern, Kapitalisten und den dort arbeitenden Lohnabhängigen, ob Angestellte oder Arbeiterinnen und Arbeiter. Per Gesetz ist Klassenkampf verboten. Das in der NS-Zeit soldatisch ausgestaltete Prinzip von »Führer und Gefolgschaft« ist, wie bereits beschrieben, das Modell für die Betriebe.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 57-63.

DER »DEUTSCHE SOZIALISMUS« DER »VOLKSGEMEINSCHAFT«

1934 erschien von dem ausgesprochen bekannten Soziologen Werner Sombart ein 350 Seiten umfassendes Buch mit dem Titel »Der Deutsche Sozialismus«, geschrieben »vom Standpunkt einer nationalsozialistischen Gesinnung aus«⁴. Nach einer Reihe umständlicher Ausführungen über den Begriff Sozialismus und die Vielschichtigkeit des Begriffs »Volksgemeinschaft« favorisiert er – untermauert auch mit Zitaten von Goebbels – die Lösung der sozialen Frage durch einen verstärkten Nationalismus:

»Sie mögens nennen wie Sie wollen, Sozialismus oder Volksgemeinschaft oder Kameradschaft. Kurz und gut, der Mensch strebt zum Menschen, Volk sucht zum Volk zu finden, was unvereinbar schien, geht ineinander auf.« (Goebbels in der Zeitschrift »Angriff« vom 7. Mai 1933 hier zit. n. Sombart S. 51, Herv. i. O.)

Der aus dem Stahlhelm kommende Reichsarbeitsminister Seldte erklärte zum »Sozialismus« Folgendes – und wurde damit auch von Sombart zitiert:

»,wer unser großes Lied ›Deutschland, Deutschland über alles‹ so erfasst hat, dass nichts auf der Welt ihm höher steht als dieses Deutschland, Volk und Land, Land und Volk, der ist Sozialist. Das war und ist der Sozialismus des Frontsoldaten Adolf Hitler und der war und der ist der Sozialismus des Stahlhelms.« (Seldte, Franz: »Ring« 1933, Heft 30, hier zit. n. Sombart S. 49)

3 Und wie so oft wird auch hier in einem Atemzug die »Abrechnung« mit den Juden betont: »Die ungeheure Macht, welche die Juden in Deutschland hatten, ist gebrochen worden. Sie können heute keine politischen Stellen mehr besetzen und sind als fremdes Volk, das sich außerdem in unserem Lande schlecht benommen hat, von allen Einflussmöglichkeiten auf den Staat ausgeschaltet.« (Hilf mit!, Sept. 1935, S. 356)

4 Sombart, Werner: Der Deutsche Sozialismus«, Berlin 1934, S. (S.VII) und S. 241. Der antisemitische Soziologe und Ökonom Sombart hat auch einige kleine Kritiken an Ökonomen des NS-Staates verfasst, unterstützte aber politisch klar das NS-Regime.

Die NS-Bewegung imitierte bewusst diverse Begriffe und Ausdrucksformen der Arbeiterbewegung⁵, was ja auch schon der Begriff »Nationalsozialismus« zeigt, der in verschiedenen Texten immer wieder auch als »deutscher Sozialismus« bezeichnet wurde. Im Grunde wird mit diesem Begriff nur variiert, was bisher schon zu Nationalismus und »deutscher Volksgemeinschaft« statt Klassenkampf gesagt wurde. Der »deutsche Sozialismus« wurde vom Sozialismusbegriff der Arbeiterbewegung wie folgt abgegrenzt:

»Derjenige Sozialismus, der an den künstlichen, volkszerschneidenden Grenzen der sog. Klassen Halt machte, um nur den Klassengenossen als solchen, nicht aber den Volksgenossen zu helfen, um nur mit ihnen sogar gleichviel, welchem Volke und welcher Rasse sie angehörten, einig zu gehen – dieser Sozialismus, für den sich gar viele schulten, die die sozialpädagogischen Anstalten der Weimarer Klassenkampf-Republik besuchten, hat endgültig dem deutschen Sozialismus das Feld geräumt, der keine Klassen, sondern nur noch Deutsche kennt. Die Solidarität der Klasse ist der Solidarität des Volkes gewichen.« (NSLB-ZO, Aug. 1934, S. 33f, Herv. i. O.)

Hier zeigt sich, wie eng die verschiedenen Ebenen der NS-Propaganda miteinander verbunden sind. Angeknüpft wird an die nationalistische Idee, dass es nur noch Deutsche gibt. Das »einige Volk«, das sich angeblich über eine gemeinsame »Rasse« definiert, wird anstelle der Klassen gesetzt: Aus dem Klassengenosse wird der »Rassengenosse« und Solidarität besteht nicht mit der Klasse, sondern mit »Volk« und »Rasse«. Nachfolgend sollen einige Kernpunkte der NS-Ideologie vom »deutschen Sozialismus« als Ausdruck der nationalistisch akzentuierten »deutschen Volksgemeinschaft« festgehalten werden.

[...]

»DEUTSCHER SOZIALISMUS« UND DIE ORDNUNG IM BETRIEB

Diese Vorstellung von »Gerechtigkeit« und »klassenloser Gesellschaft« spiegelt sich auch in der Einrichtung der »Deutschen Arbeitsfront« (DAF) wider. Die DAF wurde im Zuge der Auflösung der bisherigen Gewerkschaften im Mai 1933 gegründet (siehe dazu auch Themenangebot 3). Sie wurde zwar als eine Art Arbeitervertretung inszeniert, war aber ein Einheitsverband für Arbeitnehmer und Arbeitgeber. Die mit alldem einhergehende Abschaffung des Streikrechts ist folglich nur die logische Schlussfolgerung dieser Neustrukturierung. Der nächste Schritt war dann die Durchsetzung des »Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit« im Januar 1934. Aus Sicht der NS-Propaganda war die soziale Frage damit gelöst, denn eine Entrechtung der Arbeiter gab es nach dieser Auffassung schlichtweg nicht mehr:

»In diesem Sinne wurde 1933 die Lösung der »sozialen Frage« vom Nationalsozialismus in Angriff genommen. In drei großen politischen Lebensformen beseitigte er die Entrechtung des deutschen Arbeiters endgültig. [...] Dies ist die weltanschauliche Voraussetzung zu einer voll berechtigten Einordnung des deutschen Arbeiters in die Gemeinschaft des deutschen Volkes. In der Arbeitsfront und in der Arbeitsordnung (Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit) aber wurden diejenigen Einrichtungen geschaffen, die sowohl an der Gestaltung der Lebensverhältnisse des deutschen Arbeiters als auch an dem Schutz seiner sozialen Ehre in beständiger Bereitschaft eingesetzt werden. [...] Der Nationalsozialismus hat mit diesen Maßnahmen die »soziale Frage« im deutschen Volke beseitigt.« (WuS, November 1936, S. 48, Herv. i. O.)

5 Zur Imitation siehe auch Themenangebot 1.

Tatsächlich wurden die Arbeiterinnen und Arbeiter sowie die Angestellten gerade auch mittels des »Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit« im NS-Staat massiv entrechtet (z. B. Abschaffung jeglicher Mitspracherechte im Betrieb etc.). Diese NS-Einrichtungen sollten aber auch nicht dem Schutz der Rechte der Arbeiter, sondern dem »Schutz seiner sozialen Ehre« dienen.

Mit dem »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« vom 20. Januar 1934, das dann am 1. Mai 1934 endgültig in Kraft trat, wurden das Führerprinzip in den Betrieben durchgesetzt und die Mitbestimmungsrechte abgeschafft. In einem Artikel hierüber heißt es, dieses Gesetz sei »im wahrsten Sinne des Wortes ein Erziehungsgesetz«, welches

»an Stelle des Klassenkampfes und der Herrschaft im Betriebe die Arbeitskameradschaft zwischen Betriebsführer und Gefolgsmann und an die Stelle der Willkür die politisch ausgerichtete Ordnung verlangt.

§ 1 des Gesetzes lautet: »Im Betrieb arbeiten der Unternehmer als Führer des Betriebes, die Angestellten und Arbeiter als Gefolgschaft gemeinsam zur Förderung der Betriebszwecke und zum gemeinen Nutzen von Volk und Staat.«

Gemeinnutz soll den Eigennutzen überwinden und die Ehre soll zur Grundlage des Arbeitsverhältnisses werden.« (WuS, Jan. 1937, S. 163)

Hier ist also das sogenannte »Führerprinzip« eindeutig und gesetzlich auf den einzelnen Betrieb bezogen. Es ist ebenfalls eindeutig gegen den Klassenkampf gerichtet. Deutlich wird auch der pseudomoralische Appell an die Ehre und an das immer wieder verdrehte Prinzip »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«.

Auch die Idee, dass es in der »deutschen Volksgemeinschaft« keine Unterschiede mehr zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen »deutschblütigen« Fabrikbesitzern und Lohnarbeitern gebe, wurde amtlich im »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« festgelegt. Dort werden die früheren Kontrahenten im Betrieb nun im Begriff des »Volkes« harmonisch vereint, – es gibt einfach keine Arbeitgeber und Arbeitnehmer mehr, sondern nur noch »Arbeitsbeauftragte« – und wo es im Einzelnen langgeht, das entscheidet nun der Staat:

»Der Staat übernimmt die Regelung des Arbeitseinsatzes und bestimmt damit im Interesse des Volkes, worüber früher das Kapital zu eigennützigen Zwecken verfügte. »Es gibt keinen Arbeitgeber und keinen Arbeitnehmer vor den höchsten Interessen der Nation, sondern nur Arbeitsbeauftragte des ganzen Volkes.«

Das Chaos der führerlosen Zeit ist der Lebensordnung des geführten Volkes gewichen. Was vier Generationen verschuldet haben, muß von unserer Generation wieder gutgemacht werden. Hierzu bedarf es der zähen Anstrengung des ganzen Volkes. Im sozialistischen Aufbau zeigt der Führer den Weg; der Dank der Nation wird sein, sich den Ruhmestitel des Volkes der Arbeiter zu erwerben.« (WuS, Jan. 1937, S. 164, Herv. i. O.)

Deutlich wird hier, dass das Wort »sozialistisch« im Vokabular der NS-Ideologie und NS-Propaganda geschickt auch ohne den ersten Teil »national« mit anderen Begriffen kombiniert wurde, wie die Imitation des Begriffs vom »sozialistischen Aufbau« zeigt. Polemisiert wird gegen das »Chaos der führerlosen Zeit« – der typische Appell an Ruhe und Ordnung, die die NS-Ideologie hier wie an anderer Stelle immer wieder verspricht.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 118-122.

LITERATUR UND QUELLEN

Frese, M. (2003): Betriebspolitik im »Dritten Reich«. München.

Giersch, R. (1981): Die »Deutsche Arbeitsfront« (DAF), ein Instrument zur Sicherung der Herrschaft und zur Kriegsvorbereitung des faschistischen deutschen Imperialismus (1933–1938). Jena.

Hitler, A. (1937): Mein Kampf. Berlin (259./260. Auflage).

Mielke, S./Rütters, P. (1995): Die Deutsche Arbeitsfront (DAF): Modell für den gewerkschaftlichen Wiederaufbau? Diskussion in der Emigration und in der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland. In: Volkmann, H.-E. (Hrsg.): Ende des Dritten Reiches – Ende des Zweiten Weltkriegs. Eine perspektivische Rückschau. München/Zürich.

Pantelmann, H. (1991): Erziehung zum nationalsozialistischen Arbeiter: eine Diskursanalyse. Paderborn.

Roth, K.H. (2000): Facetten des Terrors: der Geheimdienst der »Deutschen Arbeitsfront« und die Zerstörung der Arbeiterbewegung 1933–1938. Bremen.

Schmitz-Berning, C. (2007): Vokabular des Nationalsozialismus. Berlin.

Siegel, T. (1988): Rationalisierung statt Klassenkampf. Zur Rolle der Deutschen Arbeitsfront in der nationalsozialistischen Ordnung der Arbeit. In: Mommsen, H./ Willems, S. (Hrsg.): Herrschaftsalltag im Dritten Reich. Studien und Texte. Düsseldorf.

Smelser, R. (1989): Robert Ley, Hitlers Mann an der Arbeitsfront. Paderborn.

Sombart, W. (1934): Der Deutsche Sozialismus. Berlin.

Thamer, H.-U.: Wirtschaft und Gesellschaft unterm Hakenkreuz. In: Informationen zur politischen Bildung 266: Nationalsozialismus II: Führerstaat und Vernichtungskrieg, S. 21–31.

- | | |
|-------------------------|--|
| Hilf mit!, Aug. 1934 | Ohne Autor: Robert Ley. Hilf mit! 1. Jg. 1933–1934, Heft 11, Aug. 1934, S. 324. |
| Hilf mit!, Sept. 1935 | Leers, Dr. Johann von: Der Weg zum Dritten Reich, Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 12, Sept. 1935, S. 354–356. |
| NSLB-ZO, März 1933 | Wawrzik: Rubrik Bundesnachrichten. Eine letzte Mahnung an die Leipziger Lehrerztg. NSLZ 5. Jg. 1933, Heft 3, März, S. 15–16. |
| NSLB-ZO, Feb. 1934 | Eimerich, Dr.: Schule und Leben. RZDE, 2. Jg. 1934, Heft 2, Feb. 1934, S. 11–12. |
| NSLB-ZO, März 1934 | Ettmayr, Anton: Die Aufgabe der Schule nach jüngsten Führerworten. RZDE 2. Jg. 1934, Heft 3, März 1934, S. 5–7. |
| NSLB-ZO, Aug. 1934 | Volkelt, Dr. Hans: Erklärungen der Sachgebietsreferenten: Über die Aufgabe der sozialpädagogischen Lehranstalten, RZDE 2. Jg. 1934, Heft 8, Aug. 1934, S. 33–34. |
| NSLB-ZO, Jan./Feb. 1945 | Kircher, Wilhelm: Das Reich als sozialistische Lebensordnung, DDE 8. Jg. 1945, Heft 1, Jan./Feb. 1945, S. 4–5. |
| WuS, Nov. 1936 | Walter Fritsch: Deutsche Schule – mitten in der Welt: Spanien geht uns an. WuS 1. Jg. 1936/1937, Heft 1, Nov. 1936, S. 50–59. |
| WuS, Jan. 1937 | Riedler, Anton: Die deutschen Arbeiter. WuS 1. Jg. 1936/37, Heft 3, Jan. 1937, S. 153–164. |

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

A) ZUM ARTIKEL:

»ROBERT LEY. DER FÜHRER DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT«

In diesem Artikel werden im ersten und letzten Absatz biografische Daten von Robert Ley aus Sicht der NS-Propaganda zusammengestellt. Entscheidend aber ist angesichts der Tatsache, dass die Gewerkschaftsbewegung und die Gewerkschaftsorganisationen real zerschlagen wurden, die Argumentationslinie von Dr. Ley im Mittelteil des Artikels.

- Welche Vorwürfe werden gegen den Marxismus erhoben?
- Welche Drohungen werden ausgesprochen?
- Wie wird um die Zustimmung der Arbeiter geworben?
- Welche Versprechungen gibt es?

B) ZUM »GESETZ ZUR ORDNUNG DER NATIONALEN ARBEIT«(1934)

Die Auszüge aus der sogenannten »Weimarer Verfassung«, der Verfassung der Weimarer Republik, sowie die Passagen in dem NS-Gesetz, dem »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit«, behandeln vor allem die Frage des Verhältnisses der Chefs zu den sogenannten Untergebenen.

- Was an Gemeinsamkeiten und Unterschieden zeigt ein Vergleich der Auszüge aus der »Weimarer Reichsverfassung« (1919) und dem »Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit« (1934)?
- Welche Rolle spielen jeweils mögliche Elemente demokratischer Mitsprache im Betrieb?
- Mit welchen Begriffen und Denkfiguren werden demokratische Elemente im Betrieb durch das NS-Regime ausgeschaltet?

WEITERE PUNKTE

Robert Ley

Der Führer der Deutschen Arbeitsfront

Unter den Vorkämpfern des Dritten Reiches ist Dr. Robert Ley einer der ältesten und verdientesten. Der heutige Führer der Parteiorganisation (PD) der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei, zugleich Führer der Deutschen Arbeitsfront, die jeden arbeitenden Deutschen umfaßt, ist am 15. Februar 1890 in Niederbreitenbach geboren. Von Beruf war Dr. Ley eigentlich Chemiker, das heißt, er studierte Chemie, als der Weltkrieg ausbrach. 1914 rüdte er als Kriegsfreiwilliger ins Feld, wurde dann Flieger, wie so viele bekannte nationalsozialistische Führer, wie Hermann Göring und Rudolf Heß. Schwer verwundet geriet er in französische Kriegsgefangenschaft. Als der Weltkrieg zu Ende und der Friede von Versailles „ausgebrochen“ war, kehrte Dr. Robert Ley in seinen Beruf als Chemiker zurück. 1925 schloß er sich der NSDAP.

an und nahm vor allem im Rheinland, wo damals noch die französische Besatzung stand, den Kampf für Adolf Hitler auf. Dieser war schwer genug und führte ihn mehrfach in Verhaftungen und ins Gefängnis.

Im Sommer 1925 wird Dr. Robert Ley zum erstenmal zum nationalsozialistischen Mitgliede des Preussischen Landtags gewählt. Die siegreiche Septemberwahl des Jahres 1930, bei der die bis dahin fast bedeutungslose nationalsozialistische Partei auf einen Schlag 107 Mandate erobert, bringt auch ihn in den Deutschen Reichstag. Seine Stärke lag schon damals auf dem Gebiete der Organisation. Hier zeichnete er sich aus und stieg innerhalb der Partei höher und höher. 1931 wurde er Reichsinspektor der politischen Organisation; es war jene außerordentlich schwierige Zeit, als die nationalsozialistische Bewegung im schweren Kampfe gegen den Reichskanzler Brüning stand und von allen Seiten unter Terror gesetzt wurde. Im Juni 1932, wieder einem außerordentlich schwierigen Zeitpunkt, wird die nationalsozialistische Partei neu und besser organisiert; dabei wird Dr. Ley der stellvertretende Reichsorganisationsleiter der Bewegung, um dann im Dezember die Reichsorganisationsleitung zu übernehmen.

Die große Stunde für ihn kam, als am 2. Mai 1933, nach der großen Feier der Deutschen Arbeit, die Leitung der gesamten Gewerkschaften entfernt und das deutsche Arbeiter-tum einheitlich zusammengeschlossen wurde. Damals erfolgte die Bildung der Deutschen Arbeitsfront, an deren Spitze Dr. Ley trat. Es war dies eine außerordentlich schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, denn die Gewerkschaften stellten große, alte und festgefügte Organisationen dar, auf die sich bis dahin die Gegner des Nationalsozialismus immer wieder gestützt hatten. Klar erklärte Dr. Ley die Ziele der Neugestaltung, die er sich vorgenommen hatte. In wahrhaft revolutionären Worten richtete er einen Aufruf an die deutsche Arbeiterschaft: „Wenn auch die marxistischen Parteien restlos zerschlagen sind oder sich in heller Auflösung befinden, wie die SPD, wenn auch die Parteipäpste in elender Feigheit geflohen sind oder jedem und allem abgeschworen haben und dich, Arbeiter, feige und erbärmlich verlassen haben wie nie zuvor, so wissen wir doch, alles das ist nur Schein: Der Marxismus stellt sich tot, um sich bei

günstiger Gelegenheit von neuem zu erheben und dir von neuem hinterhältig den Judasdolch in den Rücken zu stoßen. Genau wie 1914. Auch damals bewilligte er Kriegskredite und gebärdete sich übernational, um dich 1918 an den Imperialismus unserer damaligen Feinde zu verraten und damit an das Weltkapital zu verkaufen.

Uns täuscht der schlaue Fuchs nicht! Lieber geben wir ihm den letzten Fangschuß, als daß wir jemals wieder bilden würden, daß er sich erhebe. ... Deshalb schlagen wir dem marxistischen Gesindel seine Hauptwaffe aus der Hand und nehmen ihm damit seine letzte Möglichkeit, um sich neu zu stärken. Die Teufelslehre des Marxismus soll elendig auf dem Schlachtfeld der nationalsozialistischen Revolution krepieren. — Nicht, als ob wir damit die Gewerkschaften an sich zerschlagen und zerstören wollten. Im Gegenteil, wir haben nie etwas zerstört, was überhaupt irgend-wie Wert für unser Volk hat, und werden das auch in Zukunft nicht tun, das ist nationalsozialistischer Grundsatz. Das gilt ganz besonders für die Gewerkschaften, die mit soviel Sauer verdienten und vom Munde abgesparten Arbeitergroßchen aufgebaut wurden. Nein, Arbeiter, deine Institutionen sind uns Nationalsozialisten heilig und unantastbar. Wir werden nicht nur alles erhalten, was sich vorfindet, wir werden Schutz und Rechte des Arbeiters weiter ausbauen, damit er in den neuen nationalsozialistischen Staat als vollwertiges und geachtetes Glied des Volkes eingehe.“ — Von dieser Stellung der Arbeitsfront aus hat dann Dr. Ley in mühsamer Organisationsarbeit die Zusammenfassung des ganzen

schaffen den Deutschland erreicht. Die Klassenkampforganisationen auf beiden Seiten sind nun verschwunden. Ein einheitliches deutsches Volk marschierte so am 1. Mai 1934 am Führer auf dem Tempelhofer Felde vorüber.

Das ist aber nur eine Seite der Arbeit von Robert Ley. Daneben hat er die mindestens ebenso schwere Aufgabe der Leitung der politischen Organisation der Partei, alle Fragen und Gegensätze, alle Neubestimmungen, alle politischen Entscheidungen erscheinen bei ihm und werden von ihm im Sinne des Führers gelöst und entschieden. Das ist besonders deswegen so außerordentlich verantwortungsvoll, weil die nationalsozialistische Bewegung ja in sich eine Auslese von entschlossenen, tüchtigen und ihrer Aufgabe bewußten Männern darstellt, die so in einheitlicher Führung gehalten werden müssen. Denn nicht stumpfsinnige Sklaven, sondern verantwortungsvolle Kämpfer will der Führer haben. Alle die vielen Organisationen der Partei mit allen ihren Gliederungen und Untergliederungen aber stehen unter dem Worte, das Dr. Robert Ley prägte: „So hat jede Organisation innerhalb der Partei ihre besondere Aufgabe. Alles aber wird belebt und getrieben von dem sonnenhellen Geist des Führers, der gleich elektrischen Wellen das Ganze durchflutet und alle begeistert für das eine Große, für Deutschland.“

Ohne die Arbeit der Deutschen Arbeitsfront wären aber auch die Erfolge im Kampf gegen die fürchtbare Arbeitslosigkeit nicht so rasch zu erringen gewesen.



ROBERT LEY – DER FÜHRER DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Unter den Vorkämpfern des Dritten Reiches ist Dr. Robert Ley einer der ältesten und verdientesten. Der heutige Führer der Parteiorganisation (P. O.) der nationalsozialistischen Arbeiterpartei, zugleich Führer der Deutschen Arbeitsfront, die jeden arbeitenden Deutschen umfasst, ist am 15. Februar 1890 in Niederbreitenbach geboren. Von Beruf war Dr. Ley eigentlich Chemiker, das heißt, er studierte Chemie, als der Weltkrieg ausbrach. 1914 rückte er als Kriegsfreiwilliger ins Feld, wurde dann Flieger, wie so viele bekannte nationalsozialistische Führer, wie Hermann Göring und Rudolf Hess. Schwer verwundet geriet er in französische Kriegsgefangenschaft. Als der Weltkrieg zu Ende und der Friede von Versailles »ausgebrochen« war, kehrte Dr. Robert Ley in seinen Beruf als Chemiker zurück. 1925 schloss er sich der NSDAP an und nahm vor allem im Rheinland, wo damals noch die französische Besatzung stand, den Kampf für Adolf Hitler auf. Dieser war schwer genug und führte ihn mehrfach in Verhaftungen und ins Gefängnis. Im Sommer 1925 wird Dr. Robert Ley zum erstenmal zum nationalsozialistischen Mitgliede des preußischen Landtags gewählt. Die siegreiche Septemberwahl des Jahres 1930, bei der die bis dahin fast bedeutungslose nationalsozialistische Partei auf einen Schlag 107 Mandate erobert, bringt auch ihn in den Deutschen Reichstag. Seine Stärke lag schon damals auf dem Gebiete der Organisation. Hier zeichnete er sich aus und stieg innerhalb der Partei höher und höher. 1931 wurde er Reichsinspektor der politischen Organisation; es war jene außerordentlich schwierige Zeit, als die nationalsozialistische Bewegung im schweren Kampf gegen den Reichskanzler Brüning stand und von allen Seiten unter Terror gesetzt wurde. Im Juni 1932, wieder einem außerordentlich schwierigen Zeitpunkt, wird die nationalsozialistische Partei neu und besser organisiert; dabei wird Dr. Ley der stellvertretende Reichsorganisationsleiter der Bewegung, um dann im Dezember die Reichsorganisationsleitung zu übernehmen.

Die große Stunde für ihn kam, als am 2. Mai 1933, nach der großen Feier der Deutschen Arbeit, die Leitung der gesamten Gewerkschaften entfernt und das deutsche Arbeitertum einheitlich zusammengeschlossen wurde. Damals erfolgte die Bildung der Deutschen Arbeitsfront, an deren Spitze Dr. Ley trat. Es war dies eine außerordentlich schwere und verantwortungsvolle Aufgabe, denn die Gewerkschaften stellten große, alte und fest gefügte Organisationen dar, auf die sich bis dahin die Gegner des Nationalsozialismus immer wieder gestützt hatten. Klar erklärte Dr. Ley die Ziele der Neugestaltung, die er sich vorgenommen hatte. In wahrhaft revolutionären Worten richtete er einen Aufruf an die deutsche Arbeiterschaft: »Wenn auch die marxistischen Parteien restlos zerschlagen sind oder sich in heller Auflösung befinden, wie die SPD, wenn auch die Parteipäpste in elender Feigheit geflohen sind oder jedem oder allem abgeschworen haben und dich, Arbeiter, feige und erbärmlich verlassen haben wie nie zuvor, so wissen wir doch, alles das ist nur Schein: der Marxismus stellt sich tot um sich bei

günstiger Gelegenheit von neuem zu erheben und dir von neuem hinterhältig den Judasdolch in den Rücken zu stoßen. Genau wie 1914. Auch damals bewilligt er Kriegskredite und gebärdete sich übernational, um dich 1918 an den Imperialismus unserer damaligen Feinde zu verraten und damit an das Weltkapitals zu verkaufen.

Uns täuscht der schlaue Fuchs nicht! Lieber geben wir ihm den letzten Fangschuss, als dass wir jemals wieder dulden würden, dass er sich erhebe. ... Deshalb schlagen wir dem marxistischen Gesindel seine Hauptwaffe aus der Hand und nehmen ihm damit seine letzte Möglichkeit, um sich neu zu stärken. Die Teufelslehre des Marxismus soll elendig auf dem Schlachtfeld der nationalsozialistischen Revolution krepieren. – Nicht, als ob wir damit die Gewerkschaften an sich zerschlagen und zerstören wollten. Im Gegenteil, wir haben nie etwas zerstört, was überhaupt irgendwie Wert für unser Volk hat, und werden das auch in Zukunft nicht tun, das ist nationalsozialistischer Grundsatz. Das gilt ganz besonders für die Gewerkschaften, die mit so viel sauer verdienten und vom Munde abgesparten Arbeiter Groschen aufgebaut wurden. Nein, Arbeiter, deine Institutionen sind uns Nationalsozialisten heilig und unantastbar. Wir werden nicht nur alles erhalten, was sich vorfindet, wir werden Schutz und Recht des Arbeiters weiter ausbauen, damit er in den neuen nationalsozialistischen Staat als vollwertiges und geachtetes Glied des Volkes eingehe.« – Von dieser Stellung der Arbeitsfront aus hat dann Dr. Ley in mühsamer Organisationsarbeit die Zusammenfassung des ganzen schaffenden Deutschland erreicht. Die Klassenkampforganisationen auf beiden Seiten sind nun verschwunden. Ein einheitliches deutsches Volk marschiert so am 1. Mai 1934 am Führer auf dem Tempelhofer Felde vorüber.

Das ist aber nur eine Seite der Arbeit von Robert Ley. Daneben hat er die mindestens ebenso schwere Aufgabe der Leitung der politischen Organisation der Partei, alle Fragen und Gegensätze, alle Neubesetzungen, alle politischen Entscheidungen erscheinen bei ihm und werden von ihm im Sinne des Führers gelöst und entschieden. Das ist besonders deswegen außerordentlich verantwortungsvoll, weil die nationalsozialistische Bewegung ja in sich eine Auslese von entschlossenen, tüchtigen und ihrer Aufgabe bewussten Männern darstellt, die so in einheitlicher Führung gehalten werden müssen. Denn nicht stumpfsinnige Sklaven, sondern verantwortungsvolle Kämpfer will der Führer haben. Alle die vielen Organisationen der Partei mit allen ihren Gliederungen und Untergliederungen aber stehen unter dem Worte, dass Dr. Robert Ley prägte: »So hat jede Organisation innerhalb der Partei ihre besondere Aufgabe. Alles aber wird belebt und getrieben von dem sonnenhellen Geist des Führers, der gleich elektrischen Wellen das Ganze durchflutet und alle begeistert für das eine Große, für Deutschland.«

Ohne die Arbeit der Deutschen Arbeitsfront wären aber auch die Erfolge im Kampf gegen die furchtbare Arbeitslosigkeit nicht so rasch zu erringen gewesen.

Reichsgesetzblatt

Teil I

1934

Ausgegeben zu Berlin, den 23. Januar 1934

Nr. 7

Tag	Inhalt	Seite
20. 1. 34	Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit	45

~~Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit.~~

Vom 20. Januar 1934.

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Erster Abschnitt

Führer des Betriebes und Vertrauensrat

§ 1

Im Betriebe arbeiten der Unternehmer als Führer des Betriebes, die Angestellten und Arbeiter als Gefolgschaft gemeinsam zur Förderung der Betriebszwecke und zum gemeinen Nutzen von Volk und Staat.

§ 2

(1) Der Führer des Betriebes entscheidet der Gefolgschaft gegenüber in allen betrieblichen Angelegenheiten, soweit sie durch dieses Gesetz geregelt werden.

(2) Er hat für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen. Diese hat ihm die in der Betriebsgemeinschaft begründete Treue zu halten.

§ 3

(1) Bei juristischen Personen und Personengesamtheiten sind die gesetzlichen Vertreter Führer des Betriebes.

(2) Der Unternehmer oder bei juristischen Personen und Personengesamtheiten die gesetzlichen Vertreter können eine an der Betriebsleitung verantwortlich beteiligte Person mit ihrer Stellvertretung betrauen; dies muß geschehen, wenn sie den Betrieb nicht selbst leiten. In Angelegenheiten von geringerer Bedeutung können sie auch eine andere Person beauftragen.

(3) Wird dem Führer des Betriebes die Befähigung zum Führer gemäß § 38 durch das Ehrengericht rechtskräftig aberkannt, so ist ein anderer Führer des Betriebes zu bestellen.

§ 4

(1) Als Betriebe im Sinne dieses Gesetzes gelten auch Verwaltungen.

(2) Nebenbetriebe und Betriebsbestandteile, die mit dem Hauptbetrieb durch gemeinsame Leitung verbunden sind, gelten nur dann als selbständige Betriebe, wenn sie räumlich weit von dem Hauptbetrieb getrennt sind.

(3) Die Vorschriften dieses Gesetzes, mit Ausnahme der §§ 32 und 33, finden auf Schiffe der See-, Binnen- und Luftschifffahrt und ihre Besatzung keine Anwendung.

§ 5

(1) Dem Führer des Betriebes mit in der Regel mindestens zwanzig Beschäftigten treten aus der Gefolgschaft Vertrauensmänner beratend zur Seite. Sie bilden mit ihm und unter seiner Leitung den Vertrauensrat des Betriebes.

(2) Zur Gefolgschaft im Sinne der Bestimmungen über den Vertrauensrat gehören auch die Hausgewerbetreibenden, die in der Hauptsache für den gleichen Betrieb allein oder mit ihren Familienangehörigen arbeiten.

§ 6

(1) Der Vertrauensrat hat die Pflicht, das gegenseitige Vertrauen innerhalb der Betriebsgemeinschaft zu vertiefen.

(2) Der Vertrauensrat hat die Aufgabe, alle Maßnahmen zu beraten, die der Verbesserung der Arbeitsleistung, der Gestaltung und Durchführung der allgemeinen Arbeitsbedingungen, insbesondere der Betriebsordnung, der Durchführung und Verbesserung des Betriebsschutzes, der Stärkung der Verbundenheit aller Betriebsangehörigen untereinander und mit dem Betriebe und dem Wohle aller Glieder der Gemeinschaft dienen. Er hat ferner auf eine Beilegung aller Streitigkeiten innerhalb der Betriebsgemeinschaft hinzuwirken. Er ist vor der Festsetzung von Bußen auf Grund der Betriebsordnung zu hören.

AUSZÜGE AUS:

GESETZ ZUR ORDNUNG DER NATIONALEN ARBEIT.

Vom 20. Januar 1934.

Die Reichsregierung hat das folgende Gesetz beschlossen, das hiermit verkündet wird:

Erster Abschnitt Führer des Betriebes und Vertrauensrat

§ 1

Im Betriebe arbeiten der Unternehmer als Führer des Betriebes, die Angestellten und Arbeiter als Gefolgschaft gemeinsam zur Förderung der Betriebszwecke und zum gemeinsamen Nutzen von Volk und Staat.

§ 2

- (1) Der Führer des Betriebes entscheidet der Gefolgschaft gegenüber in allen betrieblichen Angelegenheiten, soweit sie durch dieses Gesetz geregelt werden.
- (2) Er hat für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen. Diese hat ihm die in der Betriebsgemeinschaft begründete Treue zu halten.

§ 3

- (1) Bei juristischen Personen und Personengesamtheiten sind die gesetzlichen Vertreter Führer des Betriebes.
- (2) Der Unternehmer oder bei juristischen Personen und Personengesamtheiten die gesetzlichen Vertreter können eine an der Betriebsleitung verantwortlich beteiligte Person mit ihrer Stellvertretung betrauen; dies muß geschehen, wenn sie den Betrieb nicht selbst leiten. In Angelegenheiten von geringerer Bedeutung können sie auch eine andere Person beauftragen.
- (3) Wird dem Führer des Betriebes die Befähigung zum Führer gemäß § 38 durch das Ehrengericht rechtskräftig aberkannt, so ist ein anderer Führer des Betriebes zu bestellen.

§ 9

- (1) Der Führer des Betriebes stellt im Einvernehmen mit dem Obmann der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation im März jeden Jahres eine Liste der Vertrauensmänner und deren Stellvertreter auf. Die Gefolgschaft hat zu der Liste alsbald durch geheime Abstimmung Stellung zu nehmen.
- (2) Kommt zwischen dem Führer des Betriebes und dem Obmann der Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation eine Einigung über die vorzuschlagenden Vertrauensmänner und deren Stellvertreter oder kommt der Vertrauensrat aus einem anderen Grund nicht zustande, billigt insbesondere die Gefolgschaft die Liste nicht, so kann der Treuhänder der Arbeit Vertrauensmänner und Stellvertreter in der erforderlichen Anzahl berufen.

Dritter Abschnitt Betriebsordnung und Tarifordnung

§ 26

In jedem Betriebe, in dem in der Regel mindestens zwanzig Angestellte und Arbeiter beschäftigt sind, ist vom Führer des Betriebes eine Betriebsordnung für die Gefolgschaft des Betriebes (§ 1) schriftlich zu erlassen.

§ 28

- (1) Die Verhängung von Bußen gegen die Beschäftigten ist nur wegen des Verstoßes gegen die Ordnung oder die Sicherheit des Betriebes zulässig. Bußen in Geld dürfen die Hälfte des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes nicht übersteigen; für erhebliche, bestimmte zu bezeichnende Verstöße können jedoch Bußen bis zum vollen Betrage des durchschnittlichen Tagesarbeitsverdienstes vorgesehen werden. Die Verwendung der Bußen bestimmt der Reichsarbeitsminister.
- (2) Die Verhängung von Bußen erfolgt durch den Führer des Betriebes oder eine von ihm beauftragte Person nach Beratung im Vertrauensrat (§ 6), wenn ein solcher vorhanden ist.

§ 29

Soweit in der Betriebsordnung der Arbeitsentgelt für Arbeiter oder Angestellte festgesetzt wird, sind Mindestsätze mit der Maßgabe aufzunehmen, daß für die seinen Leistungen entsprechende Vergütung des einzelnen Betriebsangehörigen Raum bleibt. Auch im übrigen ist auf die Möglichkeit einer angemessenen Belohnung besonderer Leistungen Bedacht zu nehmen.

§ 30

Die Bestimmungen der Betriebsordnung sind für die Betriebsangehörigen als Mindestbedingungen rechtsverbindlich.

Berlin, den 20. Januar 1934.

Der Reichskanzler
Adolf Hitler

Der Reichsminister der Justiz
Dr. Gürtner

Der Reichsarbeitsminister
Franz Seldte

Der Reichsminister der Finanzen
Graf Schwerin von Krosigk

Der Reichswirtschaftsminister
Dr. Schmitt

Der Reichsminister des Innern
Frick

DIE VERFASSUNG DES DEUTSCHEN REICHS

[»Weimarer Reichsverfassung«]

Vom 11. August 1919.

FÜNFTER ABSCHNITT

Das Wirtschaftsleben

Artikel 151

- (1) Die Ordnung des Wirtschaftslebens muß den Grundsätzen der Gerechtigkeit mit dem Ziele der Gewährleistung eines menschenwürdigen Daseins für alle entsprechen. In diesen Grenzen ist die wirtschaftliche Freiheit des Einzelnen zu sichern.
- (2) Gesetzlicher Zwang ist nur zulässig zur Verwirklichung bedrohter Rechte oder im Dienst überragender Forderungen des Gemeinwohls.
- (3) Die Freiheit des Handels und Gewerbes wird nach Maßgabe der Reichsgesetze gewährleistet.

Artikel 159

- (1) Die Vereinigungsfreiheit zur Wahrung und Förderung der Arbeits- und Wirtschaftsbedingungen ist für jedermann und für alle Berufe gewährleistet. Alle Abreden und Maßnahmen, welche diese Freiheit einzuschränken oder zu behindern suchen, sind rechtswidrig.

Artikel 160

- (1) Wer in einem Dienst- oder Arbeitsverhältnis als Angestellter oder Arbeiter steht, hat das Recht auf die zur Wahrnehmung staatsbürgerlicher Rechte und, soweit dadurch der Betrieb nicht erheblich geschädigt wird, zur Ausübung ihm übertragener öffentlicher Ehrenämter nötige freie Zeit. Wieweit ihm der Anspruch auf Vergütung erhalten bleibt, bestimmt das Gesetz.

Artikel 161

- (1) Zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutz der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens schafft das Reich ein umfassendes Versicherungswesen unter maßgebender Mitwirkung der Versicherten.

Artikel 162

- (1) Das Reich tritt für eine zwischenstaatliche Regelung der Rechtsverhältnisse der Arbeiter ein, die für die gesamte arbeitende Klasse der Menschheit ein allgemeines Mindestmaß der sozialen Rechte erstrebt.

Artikel 165

- (1) Die Arbeiter und Angestellten sind dazu berufen, gleichberechtigt in Gemeinschaft mit den Unternehmern an der Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen sowie an der gesamten wirtschaftlichen Entwicklung der produktiven Kräfte mitzuwirken. Die beiderseitigen Organisationen und ihre Vereinbarungen werden anerkannt.
- (2) Die Arbeiter und Angestellten erhalten zur Wahrnehmung ihrer sozialen und wirtschaftlichen Interessen gesetzliche Vertretungen in Betriebsarbeiterräten sowie in nach Wirtschaftsgebieten gegliederten Bezirksarbeiterräten und in einem Reichsarbeiterrat.
- (3) Die Bezirksarbeiterräte und der Reichsarbeiterrat treten zur Erfüllung der gesamten wirtschaftlichen Aufgaben und zur Mitwirkung bei der Ausführung der Sozialisierungsgesetze mit den Vertretungen der Unternehmer und sonst beteiligter Volkskreise zu Bezirkswirtschaftsräten und zu einem Reichswirtschaftsrat zusammen. Die Bezirkswirtschaftsräte und der Reichswirtschaftsrat sind so zu gestalten, daß alle wichtigen Berufsgruppen entsprechend ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung darin vertreten sind.
- (4) Sozialpolitische und wirtschaftspolitische Gesetzentwürfe von grundlegender Bedeutung sollen von der Reichsregierung vor ihrer Einbringung dem Reichswirtschaftsrat zur Begutachtung vorgelegt werden. Der Reichswirtschaftsrat hat das Recht, selbst solche Gesetzesvorlagen zu beantragen. Stimmt ihnen die Reichsregierung nicht zu, so hat sie trotzdem die Vorlage unter Darlegung ihres Standpunkts beim Reichstag einzubringen. Der Reichswirtschaftsrat kann die Vorlage durch eines seiner Mitglieder vor dem Reichstag vertreten lassen.
- (5) Den Arbeiter- und Wirtschaftsräten können auf den ihnen überwiesenen Gebieten Kontroll- und Verwaltungsbefugnisse übertragen werden.
- (6) Aufbau und Aufgabe der Arbeiter- und Wirtschaftsräte sowie ihr Verhältnis zu anderen sozialen Selbstverwaltungskörpern zu regeln, ist ausschließlich Sache des Reichs.

Schwarzburg, den 11. August 1919.

Der Reichspräsident:

Friedrich Ebert

Das Reichsministerium:

Bauer, Erzberger, Hermann Müller, Dr. David, Noske, Schmidt, Schlicke, Giesberts, Dr. Mayer, Dr. Bell

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 04:

NS-BETRIEBSGEMEIN-

SCHAFT IN DER PRAXIS:

»ALLE IN EINEM KAHN«;

»WER STÖRT,

WIRD AUSGESCHALTET«

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»TILL IST WIEDER IM LANDE«
(HILF MIT!, MÄRZ 1939)*

EINSTIEG INS THEMA

In Themenangebot 2 und 3 geht es unter anderem darum, welche Auffassung das NS-Regime vom Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern hatte. Das Verhältnis von Unternehmern, Kapitalisten und den dort arbeitenden Lohnabhängigen, ob Angestellte oder Arbeiterinnen und Arbeiter, war als Verhältnis von »Führer und Gefolgschaft« gedacht und auch staatlich entsprechend angeordnet. Per Gesetz wurde Klassenkampf verboten. Das in der NS-Zeit soldatisch ausgestaltete Prinzip von »Führer und Gefolgschaft« wurde auch das Modell für die Betriebe.

»WIR SITZEN ALLE IM GLEICHEN KAHN« – NS-HARMONIE IM BETRIEB

Wie das in der Praxis nun auszusehen hatte, wird in einem nachfolgend analysierten längeren Artikel in »Hilf mit!« anschaulich und »lustig« entwickelt. Der Artikel ist Teil der Serie »Till ist wieder im Lande«¹. Sie berichtet von dem als Schalk vorgestellten Till, der durch die Lande zieht, verschiedene Berufe hat und verschiedene moralisierende Streiche spielt, mal gegenüber unangenehmen Zeitgenossen, unhöflichen Jugendlichen oder aber auch gegen »Juden und Judengenossen« mit klar judenfeindlicher Ausrichtung (Hilf mit!, Jan. 1939, S. 118–121). In der März-Ausgabe 1939 gelingt es Till, Fahrer des Direktors (Herr Brausewetter) einer Stahlwarenfirma zu werden. Von besonderem Interesse ist die, in dieser Erzählung enthaltene anschauliche Darstellung, wie sich das NS-Regime die sogenannte »Betriebsgemeinschaft« vorstellte:

»Eines Tages hatte Till mit Herrn Brausewetter ein ernstes Gespräch über Begriffe wie Volksgemeinschaft, Sozialismus und Berufskameradschaft. Oh, Herr Brausewetter ist durchaus kein schlechter Kerl, aber er hält diese Worte für Phrasen und glaubt, dass sie ausschließlich zum Wortschatz des ›kleinen Mannes‹ gehören. Er ist auch der Überzeugung, dass es immer und ewig Standesunterschiede geben müsste. Er glaubt, dass jeder Arbeitgeber stets auch menschlich über dem Arbeitnehmer stehen müsste, da er ja den Arbeitnehmer für sein Geld arbeiten ließe. Da hält ihm Till nun einen handfesten Vortrag.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

Klar ist, dass die Figur »Till« sich hier als Propagandist des NS-Staates zunächst klar gegen »Standesunterschiede« richtet und auf den Standpunkt des Arbeiters stellt, der »menschlich« nicht unter dem Fabrikbesitzer stehe. Er geht in der Erzählung gegen den Fabrikbesitzer vor, zumindest mit Worten. Aber wie macht dieser »Till« das, welchen »Vortrag« hält er als kleiner angestellter Fahrer dem großen Direktor?

»›Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert‹, sagt er seinem Chef, ›und so wie Sie in Ihrem Büro schaffen und aufgehen in Ihrer Arbeit, so geht auch jeder Arbeiter und Angestellte Ihres Betriebes in seiner Arbeit auf. Wenn Sie heute einen Riesenumsatz Ihrer Fabrikate haben, so verdanken Sie dies in erster Linie dem Wiederaufstieg unseres Volkes, dem Sie und die Ihnen unterstellte Arbeiterschaft angehören. Sie können die großen Aufträge doch nur mithilfe Ihrer Angestellten und Arbeiter schaffen. Ohne diese wären sie doch hilflos und würden keinen Pfennig verdienen.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

¹ Alle Zitate in diesem Abschnitt aus sind folgendem Artikel »Till ist wieder im Lande! – Neue Streiche, erzählt von Peter Osten« (Hilf mit!, März 1939, S. 187–189).

Zunächst wird die Behauptung aufgestellt, dass der Fabrikbesitzer im Kern genauso arbeite, wie seine Arbeiter. Interessanterweise wird da nicht vom Riesengewinn der Firma gesprochen, sondern vom Riesenumsatz. Sicherlich nur eine Kleinigkeit, aber auch nicht ganz ohne Bedeutung. War gerade noch von der Leistung der Arbeiter und Angestellten die Rede, so wird nun der Anteil des NS-Staates am »Wiederaufstieg« betont. Es folgt die Feststellung, dass der Fabrikbesitzer wie auch die Arbeiter beide demselben Volk angehörten und die abschließende Feststellung, dass der Fabrikbesitzer ohne die Arbeiter und Angestellten doch keinen Pfennig verdienen könnte. Hier wird also eine antikapitalistische Kritik aufgenommen, aber in geschickter Demagogie schon unmittelbar mit der Idee der »Volksgemeinschaft« verbunden. Die Geschichte fährt fort:

»Ja, Till geht sogar weiter. Er verlangt, dass im heutigen Staate der Führer eines Betriebes seinen Angestellten und Arbeitern ein leuchtendes Beispiel von Pflichteifer ist. Eines Eifers, der nicht nur an Geld und Gewinn denkt, sondern der die Arbeit um der Arbeit und des Erfolges willen tut. Eines Eifers, der dahin strebt, das Beste und Wertvollste zu schaffen, um damit dem Volke und der Nation zu dienen.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

Der Fabrikbesitzer in der NS-Gesellschaft ist jetzt per Definition »Führer eines Betriebes«. Dass die Arbeiter die »Gefolgschaft« sind, wird hier nicht erwähnt. Der Fabrikbesitzer soll mit gutem Beispiel vorangehen und zudem zwar an »Geld und Gewinn denken«, aber eben »nicht nur«. Gleichzeitig soll er »dem Volke und der Nation dienen«. Im weiteren Verlauf der Geschichte wird Till nun deutlicher, und es wird auch klar, dass sich seine Ansprache nicht nur an den Fabrikbesitzer, sondern an alle richtet:

»Niemand darf in unserem Staate für sich selbst leben«, sagt Till. »Wir sitzen alle im gleichen Kahn. Wir haben alle mitzurudern. Das muss im gleichen Schlag und Takt geschehen. Wer da anders will, der stört unser Vorwärtskommen und ist damit unser Gegner, den wir am besten ausschalten oder noch besser über Bord werfen.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

Es ist das alte Bild vom gemeinsamen Boot. Jetzt geht es nicht so sehr um die Rolle des Führers des Betriebes, um den Fabrikbesitzer, sondern jetzt geht es um alle und das ist bekanntlich mehrheitlich die große Anzahl der Arbeiterinnen und Arbeiter sowie der Angestellten. Und nun werden Drohungen ausgesprochen, dass jeder, der nicht im gleichen Takt mitmacht »unser Gegner« sei und ihm wird gedroht, er würde ausgeschaltet. Der Fabrikbesitzer begreift, dass diese Drohung sich gewiss nicht in erster Linie an ihn richtet. Im Gegenteil:

»Herr Brausewetter schätzt solche offenen Worte. Das wissen wir. So fallen auch die harten Sätze des Tills auf fruchtbaren Boden, denn Herr Brausewetter war von je und ist auch noch heute ein fleißiger Mensch, der nichts Höheres und Schöneres als seine Arbeit kennt. Er lebt für seine Arbeit, für sein Werk. Darum kann er die Worte Tills so recht begreifen. Nun erst erkennt er, dass über seinem Schaffen noch etwas Größeres, Heiligeres steht – sein Volk. »Ist schon gut«, sagt er zum Schluss nur, »Sie haben natürlich recht.« Er drückt ihm die Hand und verschwindet dann in seinem Zimmer.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

Der Direktor kommt noch einmal kurz zurück und scherzt, dass er demnächst auch noch sein Auto verschenken würde, aber das ja doch nicht täte, weil er dann ja Till als Fahrer verlöre. Till schreibt dann zum Abschluss der Geschichte in sein Tagebuch:

»Sozialismus und Volksgemeinschaft sind Sache des Herzens und haben mit äußerlichen Dingen überhaupt nichts zu tun.« (Hilf mit!, März 1939, S. 188)

Die Deutsche Arbeitsfront wurde hier runtergebrochen auf eine Alltagsgeschichte und zeigt abschließend auch noch, dass es nicht um Verstand und »äußerliche Dinge« wie Geld oder Lohn gehen soll. Volksgemeinschaft und Sozialismus sind »eine Sache des Herzens«.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 122-129.

LITERATUR UND QUELLEN

Hilf mit!, Jan. 1939 Osten, Peter: Till ist wieder im Lande! Hilf mit! 6. Jg. 1938–1939, Heft 4, Jan. 1939, S. 118–121.

Hilf mit!, März 1939 Osten, Peter: Till ist wieder im Lande!, Hilf mit! 6. Jg. 1938–1939, Heft 6, März 1939, S. 187–189.

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

DER ARTIKEL: »TILL IST WIEDER IM LANDE«

Dieser Artikel »hat es in sich«. In diesem Artikel wird in scheinbar humoristischer Form, in einer Mischung von scheinbar realistischen Darstellungen mit offensichtlich frei erfundenen Begebenheiten eine ganz bestimmte Vorstellung über die Beziehungen im Betrieb in der NS-Zeit vorgestellt.

Bei der Analyse dieses Artikels könnte es von besonderem Interesse sein, die »Moral dieser Geschichte« in fünf oder sechs Einzelpunkte aufzugliedern, um zu verdeutlichen, wie der Artikel Forderungen formuliert, die sich einerseits an die Arbeitgeber bzw. die Chefs und andererseits auch sehr nachdrücklich an die Belegschaft.

Dabei könnten folgende Aspekte hilfreich sein:

- Wie wird der Unternehmenschef dargestellt?
- Was wird im Artikel über Arbeiter und Angestellte gesagt?
- Was wird im Artikel über Arbeit gesagt?
- Welche Auffassung besteht von Gemeinschaft und Individuum?

WEITERE PUNKTE



Till ist wieder in London!

Neue Streiche, erzählt von Peter Osten; Kinolschnitte: Will Halle

Es gibt ein altes Sprichwort, das heißt: „Wer sucht, der findet auch.“ Und wie es so mit den alten Sprichwörtern ist, sie haben meistens recht. Auch Till hat bereits wenige Tage nach dem Verlassen seiner Hauswartstellung neue Arbeit gefunden. Ein wenig Glück hatte er allerdings dabei, aber das muß jeder Mensch haben, wenn er im Leben vorwärtskommen will. — In der Zeitung stand eine Anzeige:

Junger Mann
mit Führerschein gesucht.
Schriftliche Bewerbungen an
Ponten & Brausewetter
Stahlwaren engros.

„Das ist etwas für mich“, dachte sich der Till und begab sich schnurstracks zum Fabrikgebäude der Stahlwaren-engros.

„Wo wollen Sie hin?“ schnauzte ihn schon am Eingang ein bärtiger Torwächter an. Till lächelte ihn an und sagte dann mit leicht näselnder Stimme: „Wenn es Ihnen recht sein sollte, so möchte ich zu Herrn Brausewetter.“

Sofort wurde der brummige Bart freundlich und zuvorkommend. „Wen darfst du melden?“ fragte er höflich.

„Ist nicht nötig“, belehrte ihn Till, „ich werde ja doch bald hier aus- und eingehen.“

Der Portier verneigte sich und ließ Till ungehindert vorbei zum Direktionsgebäude. Nachher sagte er zu seinem Berufskameraden: „Du, ich habe eben unsern neuen Chef gesehen. Das ist aber ein komischer Kauz. Aber er scheint Haare auf den Zähnen zu haben. Er sieht jedenfalls so aus.“

Till war inzwischen in das Allerheiligste der Firma eingedrungen und befand sich bald in einem lebhaften Wortgefecht mit der Privatsekretärin des Herrn Brausewetter. Dabei ging es hoch her, denn sie weigerte sich hartnäckig, Herrn Brausewetter vom Till Mitteilung zu machen.

„Der Herr Direktor haben zu tun!“ sagte sie immer wieder. Till schmunzelte sie an: „Aber, liebes, kleines Fräulein, das hat ja schließlich jeder. Trotzdem möchte ich Sie nochmals bitten, mich umgehend dem Herrn Direktor zu melden. Schließlich bin ich ja auf seine Anforderung gekommen.“

Da wurde nun auch die Sekretärin überhöflich. „Ja, das ist ja dann etwas ganz anderes“, meinte sie, „wenn Sie das gleich gesagt hätten, wären Sie schon angemeldet. Einen Augenblick bitte.“ Und schon verschwand sie hinter der schwereichen Tür, hinter der Till mit Recht den ihm gänzlich unbekanntem Herrn Brausewetter vermutete.

„Na, wenn das nur alles gut ging.“ „Ein Herr wartet draußen auf Sie“, berichtete die Sekretärin ihrem Chef, „er behauptet, von Ihnen bestellt zu sein.“

„Weiß ich nichts von“, knurrte der von seinem Schreibtisch her, „sollte ich das völlig vergessen haben? — Na, ist ja auch egal! Führen Sie ihn bitte herein. Mal sehen, was er will.“

So stand Till nach kurzer Zeit vor dem Allerhöchsten der Stahlwaren-Fabrik Ponten & Brausewetter. Mit einer tiefen Verbeugung grüßte er den gemütlich anzuschauenden Direktor und stellte sich vor: „Mein Name ist Till.“

„Sehr erfreut“, dankte der Dicke zurück. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“

Till sah ihn darauf erstaunt an. „Aber, Herr Brausewetter, ich komme doch auf Ihren eigenen Wunsch.“

Brausewetter schüttelte den Kopf: „Muß ich vollkommen vergessen haben. Wie war doch Ihr Name?“

„Till“, war die Antwort, „ganz einfach Till.“

Wieder schüttelte der dicke Direktor sein Haupt. „Ich habe nie Ihren Namen gehört, kann Sie daher auch nicht bestellt haben.“

„Ich werde es Ihnen beweisen“, lachte Till ihn freundlich an und holte dann aus seiner Brieftasche den Zeitungsausschnitt mit dem Stellenangebot hervor.

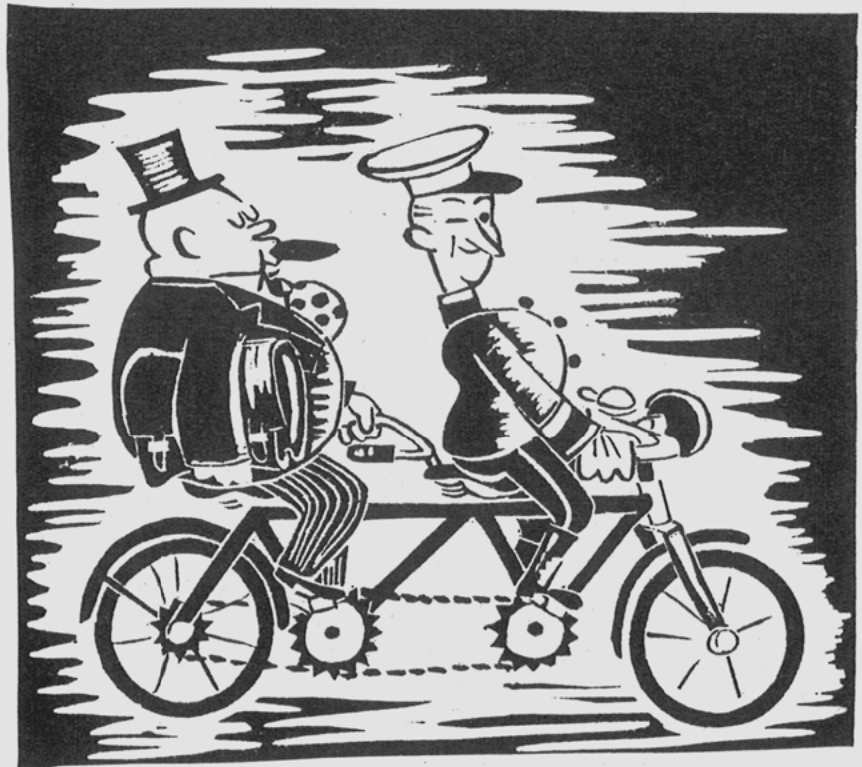
Da vergaß der dicke Brausewetter beinahe zu atmen. Solch eine Unverschämtheit war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Glaubte denn der Kerl, er hätte seine Zeit gestohlen? „Sind Sie eigentlich recht bei Troste“, schnaubte er los, „Sie wollen bei mir Chauffeur werden? In der Anzeige steht doch deutlich, daß nur schriftliche Stellungs-gesuche eingereicht werden sollen. Neueinstellungen sind Sachen meiner Personalabteilung. Damit kann ich mich schließlich nicht abgeben. Ich habe meine Zeit nicht gestohlen.“

Richtig in Wut war der hohe Chef geraten. Till aber schien davon unbeeindruckt zu sein. „Sie haben mich vorhin gefragt, ob ich recht bei Troste bin“, sagte er, „darauf kann ich Ihnen nur antworten: Ja! Denn, wenn ich es nicht gewesen wäre, hätte ich ein schriftliches Gesuch eingereicht, und das wäre höchstwahrscheinlich unter den vielen anderen Gesuchen verschütt gegangen. So aber habe ich mich auf schnellstem Wege zu Ihnen durchgefragt und stehe jetzt vor Ihnen.“

„Na ja“, knurrte der alte Brausewetter leicht versöhnt, denn ihm gefiel das frische Draufgängertum. „Aber sind Sie nicht ein wenig zu weit dabei gegangen?“ fragte er weiter.

Till stimmte zu: „Das mag sein. Aber wer gewinnen will, der muß auch etwas wagen. Und das habe ich eben getan. Mehr wie schiefgehen konnte es ja nicht.“

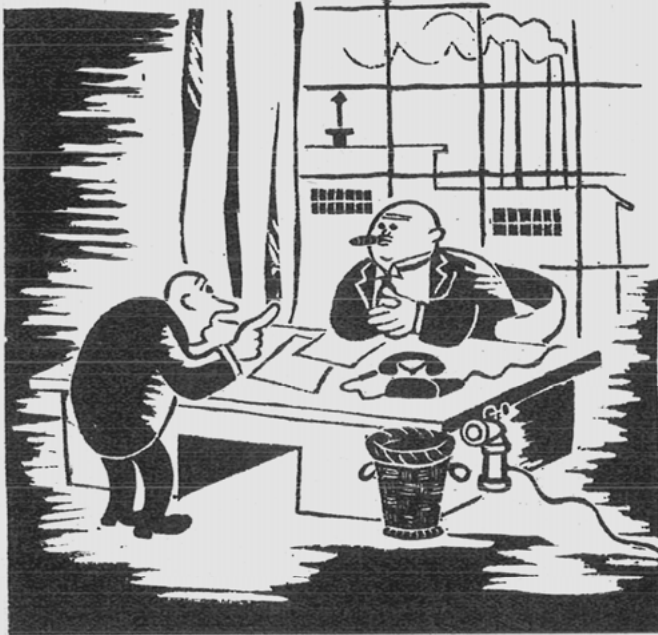
„Sie gefallen mir“, lachte darauf der Dicke und klingelte dann nach seiner Sekretärin. „Fräulein Bayer“, sagte er zu der Erstaunten, „das ist mein neuer Chauffeur. Sein Name ist Till. Er braucht eine schneidige Uniform. Bitte veranlassen Sie das.“



So fahren sie dann los . . .

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

04
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 3/A



striederlich steht er vor dem Schreibtisch

Nötige.“ — Der verschlug es die Sprache, und mit einem zornigen Blick auf Till raufchte sie empört hinaus.

„Also zum Ersten beginnen Sie“, sagte der dicke Brausewetter gemütlich. „Leute mit solchem Unternehmungsgeist gefallen mir.“ Er drückte Till die Hand und meinte dann lächelnd: „Hoffentlich gefalle ich Ihnen auch.“

„Sicher“, lachte der zurück, „sicher, sonst stände ich ja nicht hier.“ — So war Till zu seiner neuen Stellung gekommen, und nun ist er Fahrer des Privatwagens von Herrn Brausewetter, Inhaber der Firma Ponten & Brausewetter, Stahlwaren engros.

Ein Fabrikbesitzer, der solchen Humor hat wie Herr Brausewetter, ist bestimmt menschlich in Ordnung. Nur wer sich zu erhaben dünkt, auch einmal Spaß zu verstehen, der wird seine großzügige Handlungsweise nicht begreifen, ja vielleicht sogar ablehnen. Jedenfalls, Till ist mit seinem Chef aufrichtig zufrieden und der auch mit ihm. Zwischen beiden hat sich ein nahezu freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Das geht soweit, daß Herr Brausewetter fast jeden kleinen Ärger mit Till durchspricht. Dann ist Till nicht sein Chauffeur, sondern sein freundschaftlicher Ratgeber, der alle Dinge so zu klären und erklären weiß, daß sie jedem verständlich erscheinen.

Ja, sogar Fräulein Bayer, die doch zuerst ein wenig böse auf den Till war, ruft ihn jetzt sofort an, wenn Herr Brausewetter einmal schlechte Laune hat. Sie weiß, nur Till kann helfen. Er hat so viel echte Lebensfreude und so viel Humor in sich, daß er noch etwas davon abgeben kann.

„Der Chef ist jetzt ganz anders“, sagt sie oft zu Till, „das kommt nur davon, daß Sie ihn hin und wieder aufmüßeln und ihm klarmachen, daß wir anderen schließlich auch Menschen sind.“

Dann nickt Till nur. Das heißt soviel wie: Was man mit Humor sagt, kann Ärger und Mißverständnis verhüten. Wer lachend antwortet, antwortet richtig und hat die meisten Erfolge. Das ist die Weisheit des Narren.

Nein, Till kann sich keineswegs beklagen. Es geht ihm wirklich gut. Seine Arbeit als Chauffeur ist nicht gerade überanstrengend. Er fährt seinen hohen Herrn nur von zu Haus ins Geschäft und dann abends wieder zurück ins Heim.

In seiner schmutzen Uniform kommt er sich oft äußerst schön vor. Mehr als einmal hat er von Fräulein Bayer das Urteil gehört: „herr Till, Sie sehen aus wie ein Graf.“ Zwar hat er den Sinn nie begriffen, denn erstens sehen Grafen meistens nicht gerade schick aus und zweitens tragen sie auch höchst selten Chauffeuruniform. Aber es ist wohl so die Anschauung mancher, daß die richtigen Menschen erst mit dem Grafen beginnen. So bucht Till diese Äußerungen von Fräulein Bayer als ein Plus auf seine äußerliche Erscheinung.

„Denn“, so sagt er zu sich selber, „man soll eben alles Gute glauben und versuchen, es für sich zu buchen.“

Eines Tages hat Till mit Herrn Brausewetter ein ernstes Gespräch über Begriffe wie Volksgemeinschaft, Sozialismus

und Berufskameradschaft. Oh, Herr Brausewetter ist durchaus kein schlechter Kerl, aber er hält diese Worte für Phrasen und glaubt, daß sie ausschließlich zum Wortschatz des „kleinen Mannes“ gehören. Er ist auch der Überzeugung, daß es immer und ewig Ständesunterschiede geben müßte. Er glaubt, daß jeder Arbeitgeber stets auch menschlich über dem Arbeitnehmer stehen müßte, da er ja den Arbeitnehmer für sein Geld arbeiten ließe. Da hält ihm Till nun einen handfesten Vortrag.

„Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert“, sagt er seinem Chef, „und so wie Sie in Ihrem Büro schaffen und aufgehen in Ihrer Arbeit, so geht auch jeder Arbeiter und Angestellte Ihres Betriebes in seiner Arbeit auf. Wenn Sie heute einen Riesenumsatz Ihrer Fabrikate haben, so verdanken Sie dies in erster Linie dem Wiederaufstieg unseres Volkes, dem Sie und die Ihnen unterstellte Arbeiterschaft angehören. Sie können die großen Aufträge doch nur mit Hilfe Ihrer Angestellten und Arbeiter schaffen. Ohne diese wären Sie doch hilflos und würden keinen Pfennig verdienen.“

Ja, Till geht sogar weiter. Er verlangt, daß im heutigen Staate der Führer eines Betriebes seinen Angestellten und Arbeitern ein leuchtendes Beispiel von Pflichteifer ist. Eines Eifers, der nicht nur an Geld und Gewinn denkt, sondern der die Arbeit um der Arbeit und des Erfolges willen tut. Eines Eifers, der dahin strebt, das Beste und Wertvollste zu schaffen, um damit dem Volke und der Nation zu dienen.

„Niemand darf in unserem Staate für sich selbst leben“, sagt Till. „Wir sitzen alle im gleichen Kahn. Wir haben alle mitzurudern. Das muß im gleichen Schlag und Takt geschehen. Wer da anders will, der stört unser Vorwärtkommen und ist damit unser Gegner, den wir am besten ausschalten oder noch besser über Bord werfen.“ Herr Brausewetter schätzt solche offenen Worte. Das wissen wir. So fallen auch diese harten Sätze des Tills auf fruchtbaren Boden, denn Herr Brausewetter war von je und ist auch noch heute ein fleißiger Mensch, der nichts Höheres und Schöneres als seine Arbeit kennt. Er lebt für seine Arbeit, für sein Werk. Darum kann er die Worte Tills so recht begreifen. Nun erst erkennt er, daß über seinem Schaffen noch etwas Größeres, Heiligeres steht — sein Volk.

„Ist schon gut“, sagt er zum Schluß nur, „Sie haben natürlich recht.“ Er drückt ihm die Hand und verschwindet dann in seinem Zimmer. Nachdenklich schaut Till ihm hinterher. Schon will er das Vorzimmer verlassen, da öffnet sich noch einmal die Tür und Herr Brausewetter steckt den Kopf ins Zimmer. „Sie können einen Menschen tatsächlich weich machen“, ruft er, „wenn das so weitergeht, dann verschente ich noch mein Auto und laufe ins Geschäft, wie meine Leute.“

Lachend meint er dann am Ende: „Aber machen Sie sich nur keine Sorgen, Till. Ich tu es natürlich nicht; denn ich möchte Sie nicht als meinen Fahrer verlieren.“ Damit verschwindet er.

Till aber steht verdattert da. So hat er seine Worte von Umstellung nun nicht gemeint. Zu Haus schreibt er dann in sein Tagebuch:

„Sozialismus und Volksgemeinschaft sind Sache des Herzens und haben mit äußerlichen Dingen überhaupt nichts zu tun.“

Als am anderen Tage Herr Brausewetter gemütlich aus seinem Hause tritt, um in seinen Wagen zu steigen und in den Betrieb zu fahren, erlebt er eine große Überraschung.

Vor ihm steht grüßend Till in seiner weißen Chauffeuruniform, aber weit und breit ist kein Auto zu sehen. „Was soll das?“ fragt er erstaunt. „Haben Sie einen Unfall gehabt? Ist der Wagen entzwei? Warum haben Sie keine Autotage für mich besorgt?“

Da schmunzelt Till ihn an. „Wir können fahren“, sagt er, „selbstverständlich ist ein Fahrzeug zur Stelle. Einen Augenblick bitte.“ Damit geht er zum nächsten Hausflur und kommt mit einem Tandem (Fahrrad für zwei Personen) an.

Da verschlägt es dem dicken Brausewetter beinahe den Atem. „Was soll das?“ pruscht er vor Lachen los. „Glauben Sie allen Ernstes, daß ich mit dem Ding fahre? Ich kann ja gar nicht radfahren.“

„Ist auch nicht nötig“, antwortet Till, „dafür bin ich doch als Fahrer angestellt. Sie haben mir doch gestern gesagt, Sie würden gern Ihr Auto verschenken, täten es aber nicht, damit ich nicht arbeitslos werde. Da habe ich eben diesen Ausweg gefunden und ihr Auto der Wohlfahrt geschenkt. Wir aber fahren jetzt Tandem.“

Was soll Herr Brausewetter jetzt machen? Soll er toben und sich von den Leuten auslachen lassen? Soll er Till fortschicken und entlassen? Wie soll er ins Geschäft kommen? Weit und breit ist kein Auto zu sehen, und in einer halben Stunde ist eine wichtige Sitzung. Was soll er tun?

Nun, er hat von Till gelernt. Er trägt die Sache mit Humor. Er macht gute Miene zum bösen Spiel und steigt auf den zweiten Sitz des Landems. „Aber fahren Sie vorsichtig“, sagt er nur. Dann fahren sie los. Es ist wohl die komischste Fahrt seines Lebens, und Herr Brausewetter findet sich selber ein bißchen albern. Aber er hat sich vorgenommen, den Till zu beschämen, und so hält er wader aus. Ja, er zündet sich sogar, wie sonst bei der Autofahrt, eine Zigarre an und schmaucht sie genießerisch. Dabei nimmt er sich vor, den Till für seine Frechheit gebührend zu bestrafen. Entlassen wird er ihn nicht, dafür mag er ihn zu gern. Aber für die Sache mit dem Auto will er ihn doch empfindlich zur Rechenschaft ziehen.

War so undumm findet Herr Brausewetter übrigens die Fahrt nicht, denn Till fährt heute einen anderen Weg. Er fährt nicht die großen Verkehrsstraßen entlang, sondern durch Seitenstraßen mit grünen Vorgärten, fährt vorbei an Schrebergärten und schönen Parkanlagen. Nur wenig Menschen sehen das sonderbare Fahrzeug, und so kommt es, daß Herr Brausewetter sich beinahe mit über den Streich freut. Heimlich tritt er manchmal sogar mit auf die Pedale. Till tut vorn, als merke er nichts. Er lächelt nur leise vor sich hin.

Als sie vor dem Fabrikgebäude der Firma Ponten & Brausewetter ankommen, macht der Direktor wieder erstaunte Augen. Da steht vor dem Eingang sein großer Wagen, frisch gewaschen und gepußt.

„Sie sind mir ja ein schöner Gauner“, bußt er da Till in die Seite. „Erst jagen Sie mir einen Riesenschreck ein. Ich habe die ganze Fahrt hin und her überlegt, wie ich meinen Wagen wiederbekäme, und jetzt steht er da, als wenn überhaupt nichts geschehen wäre.“

„Doch, Direktor, es ist etwas geschehen“, gibt Till zur Antwort. „Ich habe Ihnen bewiesen, daß auch ein Direktor einmat mit dem Rad fahren kann, ohne daß ihm dabei ein Zacken aus der Krone fällt. Mehr wollte ich gar nicht.“

Selbstverständlich brauchen Sie als Direktor einen Wagen für Ihren Geschäftsbetrieb. Aber nicht, weil sie persönlich zum Laufen zu vornehm wären, sondern weil Sie besondere Verpflichtungen gegenüber dem Betrieb haben. Das wollte ich mit meinem kleinen Streich sagen.“

„Na ja“, knurrt da der dicke Brausewetter gemüßlich, „das ist Ihnen nun wieder einmal gelungen. Ich komme mir manch-

mal beinahe wie ein Schuljunge vor. Soviel habe ich inzwischen schon zugelern.“ — Aber er ist nicht böse.

Schon ein paar Stunden später erhält Till vom Personalbüro den Bescheid, daß er jetzt seine Stellung als persönlicher Sekretär im Vorzimmer des Herrn Brausewetter anzutreten habe. Als er sich dort meldet, streckt ihm sein Chef freundschaftlich die Hände entgegen und meint: „Jetzt sind Sie mein persönlicher Berater. Bringen Sie mir bitte den Betrieb genau so in Schwung, wie Sie mich in Schwung gebracht haben.“

Damit beginnt für Till ein neues Arbeitsgebiet.

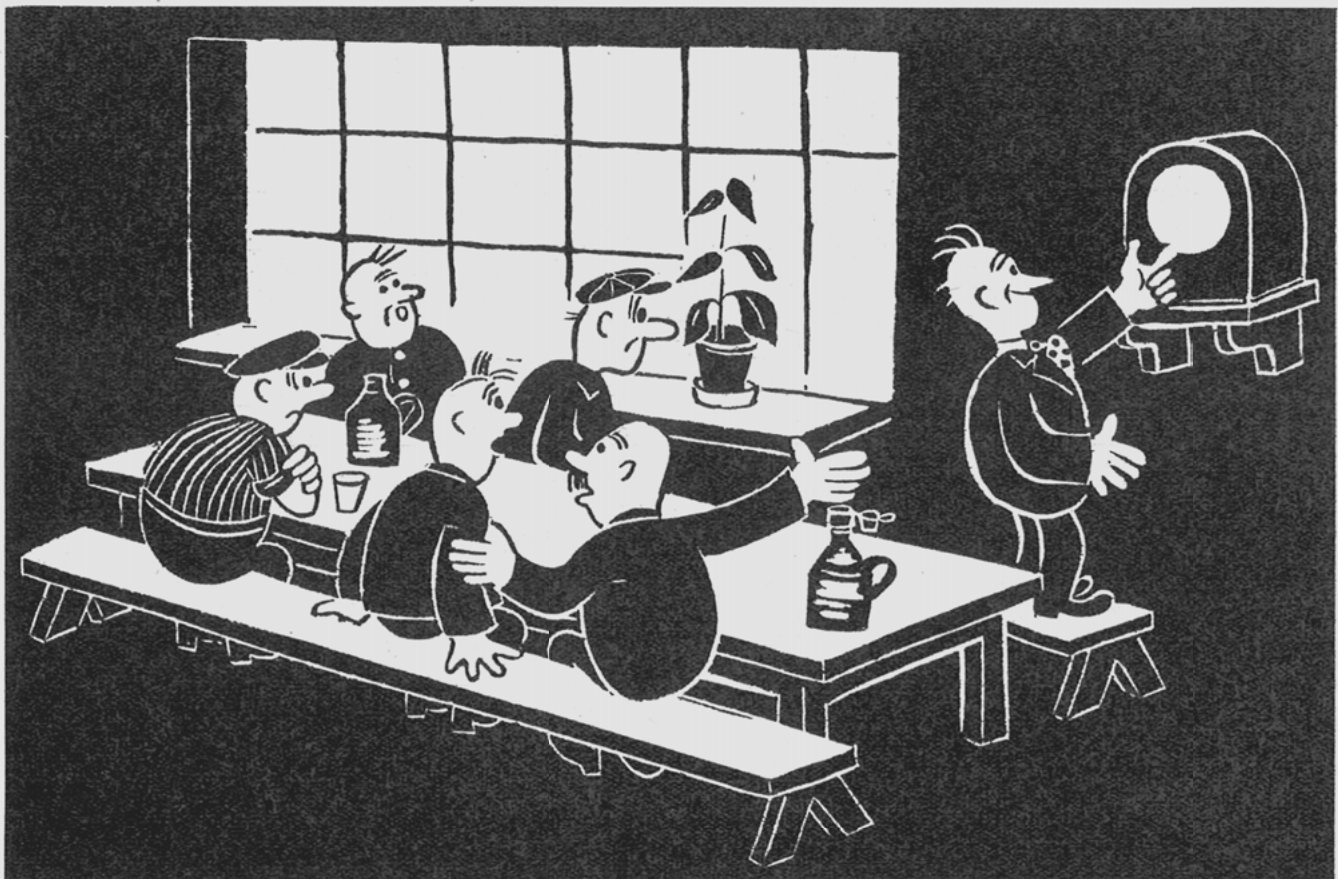
Im Vorzimmer sitzt Till mit Herrn Willi Kuland zusammen. Das ist der Vertrauensmann der Personalabteilung, der das unbedingte Vertrauen des Chefs besitzt und sich dabei recht wichtig fühlt. Er ist allen Leuten gegenüber freundlich. Nie gibt er einem unrecht und ist daher bei allen Angestellten und Arbeitern als guter Arbeitskamerad bekannt. Willi Kuland brüstet sich stolz damit: „Ich habe keine Feinde“, sagt er immer und glaubt Till damit eins auszuwischen zu können, denn er weiß, daß viele im Betrieb in Till nur einen Emporkömmling sehen, der sich das Vertrauen des Chefs erschlichen habe.

Till macht sich nichts daraus. Nur paßt er sehr auf, denn er glaubt nicht so recht an die große Kameradschaft des Kuland. Bald hat er auch Gelegenheit, hinter dessen Schliche zu kommen.

Willi Kuland ist nämlich ein solcher Menschentyp, der allen gegenüber freundlich ist und sie dabei aushorcht. Alles, was er dann hört, berichtet er dann schleunigst weiter an die Personalabteilung, die ihn darum für einen fleißigen Angestellten hält und jederzeit dem Chef gegenüber lobt. Till wird nie von ihr gelobt. Im Gegenteil. Er ist äußerst unbeliebt bei den Herren dort, denn er denkt nicht daran, seine Arbeitskameraden zu verpeken. — Dennoch ist im Betrieb das Gerücht entstanden, er wäre ein Angeber. „Hütet euch vor dem neuen Sekretär“, heißt es, „er ist ein Spiegel des Chefs und horcht euch nur aus, um für sich selbst auf unsere Kosten Vorteile zu ziehen.“

Wenn irgendein kleines Vergehen innerhalb einer Werkstatt zu Ohren der Betriebsleitung gekommen ist und von dort aus dem Schuldigen ein Verweis erteilt wird, dann heißt es im Betrieb: „Da steckt wieder der Neue hinter.“

Das läßt Till nun doch nicht auf sich sitzen, und so beschließt er der Sache auf den Grund zu gehen.



„Hört einmal zu!“ sagt Till und stellt den Lautsprecher ein

Er muß beweisen, daß er mit dieser Verräterei nichts zu tun hat. Wie aber soll er das tun? Es ist nun einmal so, daß die Menschen meist denen vertrauen, die ihres Vertrauens nicht würdig sind. Immer müssen sie erst bitter enttäuscht werden, um zu begreifen, daß nicht die ihre Freunde sind, die ihnen zu Munde reden und sich vor Edelmüt beinahe überschlagen.

Aber wie soll Till seine Arbeitskameraden davon überzeugen, daß nicht er, sondern ein anderer der Angeber und Verräter ist?

Die Gelegenheit hierzu bietet sich bald. Durch einen Zufall erfährt Till, daß im technischen Betrieb von zwei Arbeitern versehentlich großer Schaden angerichtet worden ist. Die anderen sind alle tief beeindruckt von dem Pech ihrer Arbeitskameraden. Wie sollen sie helfen? Kann der durch ein Versehen entstandene Schaden beseitigt werden, ohne daß den beiden die Entlassung droht? — Da springt Till ein: „Ihr alle müßt dabei helfen“, muntert er sie auf, „jeder von euch muß einen Teil seines Lohnes opfern, um den Arbeitskameraden zu helfen.“ Doch er stößt auf Ablehnung. „Was willst denn du?“ heißt es. „Geh' doch nur hin und melde es deinem Chef. Mach' dich doch lieb Kind bei ihm. Vielleicht kriegst du dann Zulage.“

Enttäuscht wendet sich Till von ihnen ab. Das hat er nun nicht gedacht. Für so schlecht halten ihn seine Arbeitskameraden. Das darf nicht sein. Was also tut der Till? Er befolgt ihren Rat. Er geht wirklich zu Herrn Brausewetter und berichtet ihm von der Sache. Aber er verpeht nicht die Schuldigen, sondern setzt sich für sie ein und bittet, sein Gehalt solange um die Hälfte zu kürzen, bis der entstandene Schaden wieder gutgemacht ist.

„Ich will mir's überlegen“, sagt Brausewetter nur und freut sich über Tills Kameradschaftlichkeit. Teufel auch, das ist ein Kerl, wie er sich ihn schon lange gewünscht hat. Der ist in Ordnung, auf den kann man sich verlassen.

In der Mittagspause sitzen Till und Ruland beim Essen zusammen im Tagesraum. Leise berichtet Till dem anderen von dem Mißgeschick der Arbeiter. Er tut dies mit Absicht, denn er kennt seinen Pappenheimer genau. Der ist viel zu ehrgeizig und egoistisch, um auf diesen Köder nicht anzubeißen. Zwar läßt sich Ruland nichts merken. Ganz im Gegenteil, er tut noch so, als wenn er die Arbeiter zutiefst bedauere. „So ein Pech“, sagt er, „den armen Kerlen ist die Entlassung sicher. Das ist ja — grobe Fahrlässigkeit. Wenn nur der Chef nichts davon erfährt.“ — Till merkt, woher der Wind kommt. Ruland will ihn aushorchen, ob der Chef davon schon etwas weiß. Wenn nicht, so ist dies ja wieder eine gute Sache zum Anbiedern für ihn. „Bisher ist Herr Brausewetter wohl nichts bekannt“, meint Till daher völlig unbeteiligt, „soviel ich weiß, wollen die Arbeiter diese Angelegenheit unter sich in Ordnung bringen.“

„Ja, unsere Arbeiter“, heuchelt da Ruland, „das sind wirkliche Kameraden. An denen können sich alle ein Beispiel nehmen.“

„Mhm“, knurrt Till nur vor sich hin. Du verdammter Gauner, denkst er bei sich, warte nur, bald werde ich deinem Treiben ein Ende bereiten. Während der nächsten Arbeitsstunden beobachtet er unauffällig den anderen. Der sitzt grübelnd da. Er überlegt, wie er seine neueste Nachricht zu Herrn Brausewetter gelangen lassen könnte. Eine schriftliche Meldung ist zu gefährlich. Die

könnte durch Zufall einem Falschen in die Hände geraten. Schließlich findet Ruland einen Weg. Er wird in der zweiten Essenspause ins Zimmer von Herrn Brausewetter gehen und seinen Bericht machen. Das ist die beste Zeit. Da sitzen die anderen unten im Tagesraum zusammen, und niemanden wird ein Verdacht aufsteigen, denn alle wissen, daß Ruland in der zweiten Pause niemals zum Essen kommt.

So geschieht es dann auch. Als das Glockenzeichen zur zweiten Freizeit ertönt und Till seine Schnitten aus dem Schreibtisch nimmt, fragt Ruland ihn scheinheilig: „Ich gehe ein wenig spazieren. Kommen Sie mit?“ Till verneint, da er zum Essen gehe. „Schade“, stellt Ruland fest. „Ja, wirklich schade“, lächelt Till zurück, „vielleicht morgen. Heute habe ich einen Mordshunger.“ Damit verläßt er das Zimmer und eilt in den Tagesraum.

Raum hat er das Zimmer verlassen, da rückt sich Ruland den Schlips zurecht, schaut noch einmal in den Taschenspiegel, ob das Haar und der Scheitel auch in Ordnung sind, und dann klopft er bescheiden an die eichene Tür zu Herrn Brausewitters Zimmer und wartet geduldig auf das „Herein!“. Dann steht er kriecherisch vor dem Schreibtisch und macht seine Arbeitskameraden schlecht.

Till hat inzwischen den Tagesraum erreicht. Sofort begibt er sich zum Lautsprecher und schaltet ihn ein. Nun erleben die im Tagesraum eine Überraschung.

Till steigt auf die Bank und ruft lächelnd in den Raum: „Achtung! Achtung! Sie hören jetzt eine Übertragung aus dem Direktionszimmer.“ Dann stellt er den Lautsprecher in voller Schärfe ein.

Mit erstaunten Gesichtern lauschen die Arbeiter und Angestellten. Deutlich vernehmen sie eine schmalzige Stimme, die im unterwürfigsten Ton von der Fahrlässigkeit im Betrieb berichtet.

„Ich fühle mich verpflichtet, im Interesse der Firma Ihnen dies fahrlässige und unverantwortliche Handeln dieser beiden Arbeiter zu melden, damit sie die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen können.“

„Das ist doch Rulands Stimme“, ruft da einer im Raum. „Dieser Lump also hat uns immer verraten.“ Aber sofort ist wieder Stille. Jetzt hören sie die Stimme Brausewitters. Die ist heute besonders hart und scharf. „So“, klingt es aus dem Lautsprecher, „Sie tun dies nur für die Firma? Das ist sonderbar. Sie schwärzen darum also Ihre Arbeitskameraden an. Sie fordern deren Bestrafung. Sie sind ja ein feiner Herr!“

„Aber ich meine es doch nur gut“, stammelt Ruland.

„So ein Strolch“, schimpfen die im Tagesraum, „solch ein Verräter.“

Die Stimme Brausewitters tönt weiter: „Sie sollten sich ein Beispiel nehmen an Ihrem Berufskameraden Till. Der hat von sich aus den Vorschlag gemacht, sein Gehalt um die Hälfte zu kürzen, damit den Arbeitern kein persönlicher Schaden entsteht. Das hätten Sie doch wohl kaum getan. Ich halte jedenfalls von solchem „Interesse für die Firma“ wesentlich mehr und habe mich darum entschlossen, den Schaden selbst zu tragen. Ihnen aber lasse ich den Rat, sich zu überlegen, ob Sie noch weiterhin in meinem Betriebe bleiben wollen.“

„Nun ist's genug“, sagt Till und stellt den Lautsprecher ab. „Der gute Ruland hat sein Fett weg.“

Die anderen umringen jetzt den erst so verachteten Till und entschuldigen sich bei ihm. „Ist schon gut“, sagt Till nur, „hätte ich nicht den Einfall mit dem Mikrophon gehabt, so hätte ich niemals euch den Beweis führen können, daß nicht ich der Verräter bin.“

Den Arbeitskameraden tut ihr Verhalten sehr leid. Von nun ab bringen sie ihm ihr volles Vertrauen entgegen. Jetzt glauben sie an seine Ehrlichkeit. „Es ist sonderbar“, schreibt Till in sein Tagebuch, „daß die meisten Menschen auf schöne Reden hereinfallen, daß sie dem Wort mehr Glauben schenken als ihrem gesunden Gefühl. Hütet euch vor den Menschen, die von sich behaupten, keine Feinde zu haben. Sie sind nur Schönredner, die allen zu Munde reden, aber niemals eine ehrliche Meinung haben. Wer jedem zu Munde redet, hält niemals Wort.“ So schreibt der Till.

Wenige Wochen später verabschiedet sich Till von Herrn Brausewetter. „Ich muß weiter hinausziehen ins Land“, sagt er, „mich hält es nirgends lange; denn ich will ja etwas erleben.“

Schweren Herzens läßt ihn der gemütlige Direktor gehen. Auch die Arbeitskameraden nehmen ungern vom Till Abschied. Doch was sein muß, muß sein. Auch die Abschiedsfeier mit allem Drum und Dran ist bald überstanden. Till zieht wieder hinaus in die Welt. Wo mögen wir ihn wohl wieder treffen?

Du liest

in der nächsten Nummer:

Die indianische Wunderknolle
Eine Bergstraße wird gebaut
Mackensen · Vom Roten Kreuz
Wir besuchen die Reichskanzlei
Weiße Mediziner retten
Afrika · Engelbert Kämpfer, der
Entdecker des unterhimmlischen
Reiches u. a. m.

TILL IST WIEDER IM LANDE

NEUE STREICHE, ERZÄHLT

VON PETER OSTEN

Es gibt ein altes Sprichwort, das heißt: »Wer sucht, der findet auch.« Und wie es so mit den alten Sprichwörtern ist, sie haben meistens recht. Auch Till hat bereits wenige Tage nach dem Verlassen seiner Hauswartstellung neue Arbeit gefunden. Ein wenig Glück hatte er allerdings dabei, aber das muß jeder Mensch haben, wenn er im Leben vorwärtskommen will. – In der Zeitung stand eine Anzeige:

Junger Mann mit Führerschein gesucht.

Schriftliche Bewerbungen an Ponten & Brausewetter Stahlwaren engros.

»Das ist etwas für mich«, dachte sich der Till und begab sich schnurstracks zum Fabrikgebäude der Stahlwaren-engros.

»Wo wollen Sie hin?« schnauzte ihn schon am Eingang ein bärtiger Torwächter an. Till lächelte ihn an und sagte dann mit leicht näselnder Stimme: »Wenn es Ihnen recht sein sollte, so möchte ich zu Herrn Brausewetter.«

Sofort wurde der brummige Bart freundlich und zuvorkommend. »Wen darf ich melden?« fragte er höflich.

»Ist nicht nötig«, belehrte ihn Till, »ich werde ja doch bald hier aus- und eingehen.«

Der Portier verneigte sich und ließ Till ungeschoren vorbei zum Direktionsgebäude. Nachher sagte er zu seinem Berufskameraden: »Du, ich habe eben unsern neuen Chef gesehen. Das ist aber ein komischer Kauz. Aber er scheint Haare auf den Zähnen zu haben. Er sieht jedenfalls so aus.«

Till war inzwischen in das Allerheiligste der Firma eingedrungen und befand sich bald in einem lebhaften Wortgefecht mit der Privatsekretärin des Herrn Brausewetter. Dabei ging es hoch her, denn sie weigerte sich hartnäckig, Herrn Brausewetter vom Till Mitteilung zu machen.

»Der Herr Direktor haben zu tun!« sagte sie immer wieder. Till schmunzelte sie an: »Aber, liebes, kleines Fräulein, das hat ja schließlich jeder. Trotzdem möchte ich Sie nochmals bitten, mich umgehend dem Herrn Direktor zu melden. Schließlich bin ich ja auf seine Anforderung gekommen.«

Da wurde nun auch die Sekretärin überhöflich. »Ja, das ist ja dann etwas ganz anderes«, meinte sie, »wenn Sie das gleich gesagt hätten, wären Sie schon angemeldet. Einen Augenblick bitte.« Und schon verschwand sie hinter der schwereichenen Tür, hinter der Till mit Recht den ihm gänzlich unbekanntem Herrn Brausewetter vermutete.

Na, wenn das nur alles gut ging.

»Ein Herr wartet draußen auf Sie«, berichtete die Sekretärin ihrem Chef, »er behauptet, von Ihnen bestellt zu sein.«

»Weiß ich nichts von«, knurrte der von seinem Schreibtisch her, »sollte ich das völlig vergessen haben? – Na, ist ja auch egal!

Führen Sie ihn bitte herein. Mal sehen, was er will.«

So stand Till nach kurzer Zeit vor dem Allerhöchsten der Stahlwaren-Fabrik Ponten & Brausewetter. Mit einer tiefen Ver-

beugung grüßte er den gemütlich anzuschauenden Direktor und stellte sich vor:

»Mein Name ist Till.«

»Sehr erfreut«, dankte der Dicke zurück.

»Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?«

Till sah ihn darauf erstaunt an. »Aber, Herr Brausewetter, ich komme doch auf Ihren eigenen Wunsch.«

Brausewetter schüttelte den Kopf: »Muß ich vollkommen vergessen haben. Wie war doch Ihr Name?«

»Till«, war die Antwort, »ganz einfach Till.«

Wieder schüttelte der dicke Direktor sein Haupt. »Ich habe nie Ihren Namen gehört, kann Sie daher auch nicht bestellt haben.«

»Ich werde es Ihnen beweisen«, lachte Till ihn freundlich an und holte dann aus seiner Brieftasche den Zeitungsausschnitt mit dem Stellenangebot hervor.

Da vergaß der dicke Brausewetter beinahe zu atmen. Solch eine Unverschämtheit war ihm in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Glaubte denn der Kerl, er hätte seine Zeit gestohlen? »Sind Sie eigentlich recht bei Troste«, schnaubte er los, »Sie wollen bei mir Chauffeur werden? In der Anzeige steht doch deutlich, daß nur schriftliche Stellungsgesuche eingereicht werden sollen. Neueinstellungen sind Sachen meiner Personalabteilung. Damit kann ich mich schließlich nicht abgeben. Ich habe meine Zeit nicht gestohlen.«

Richtig in Wut war der hohe Chef geraten. Till aber schien davon unbeeindruckt zu sein. »Sie haben mich vorhin gefragt, ob ich recht bei Troste bin«, sagte er, »darauf kann ich Ihnen nur antworten: Ja! Denn, wenn ich es nicht gewesen wäre, hätte ich ein schriftliches Gesuch eingereicht, und das wäre höchstwahrscheinlich unter den vielen anderen Gesuchen verschütt gegangen. So aber habe ich mich auf schnellstem Wege zu Ihnen durchgefragt und stehe jetzt vor Ihnen.«

»Na ja«, knurrte der alte Brausewetter leicht versöhnt, denn ihm gefiel das frische Draufgängertum. »Aber sind Sie nicht ein wenig zu weit dabei gegangen?« fragte er weiter.

Till stimmte zu: »Das mag sein. Aber wer gewinnen will, der muß auch etwas wagen. Und das habe ich eben getan. Mehr wie schiefgehen konnte es ja nicht.«

»Sie gefallen mir«, lachte darauf der Dicke und klingelte dann nach seiner Sekretärin. »Fräulein Bayer«, sagte er zu der Erstaunten, »das ist mein neuer Chauffeur. Sein Name ist Till. Er braucht eine schneidige Uniform. Bitte veranlassen Sie das [S. 187] Nötige.« – Der verschlug es die Sprache, und mit einem zornigen Blick auf Till rauschte sie empört hinaus.

»Also zum Ersten beginnen Sie«, sagte der dicke Brausewetter gemütlich. »Leute mit solchem Unternehmungsgeist gefallen mir.« Er drückte Till die Hand und meinte dann lächelnd: »Hoffentlich gefalle ich Ihnen auch.«

»Sicher«, lachte der zurück, »sicher, sonst stände ich ja nicht hier.« – So war Till zu seiner neuen Steilung gekommen, und nun ist er Fahrer des Privatwagens von Herrn Brausewetter, Inhaber der Firma Ponten & Brausewetter, Stahlwaren engros.

Ein Fabrikbesitzer, der solchen Humor hat wie Herr Brausewetter, ist bestimmt menschlich in Ordnung. Nur wer sich zu erhaben dünkt, auch einmal Spaß zu verstehen, der wird seine großzügige Handlungsweise nicht begreifen, ja vielleicht sogar ablehnen. Jedenfalls, Till ist mit seinem Chef aufrichtig zufrieden und der auch mit ihm. Zwischen beiden hat sich ein nahezu freundschaftliches Verhältnis entwickelt. Das geht soweit, daß Herr Brausewetter fast jeden kleinen Ärger mit Till durchspricht. Dann ist Till nicht sein Chauffeur, sondern sein freundschaftlicher Ratgeber, der alle Dinge so zu klären und erklären weiß, daß sie jedem verständlich erscheinen.

Ja, sogar Fräulein Bayer, die doch zuerst ein wenig böse auf den Till war, ruft ihn jetzt sofort an, wenn Herr Brausewetter einmal schlechte Laune hat. Sie weiß, nur Till kann helfen. Er hat so viel echte Lebensfreude und so viel Humor in sich, daß er noch etwas davon abgeben kann.

»Der Chef ist jetzt ganz anders«, sagt sie oft zu Till, »das kommt nur davon, daß Sie ihn hin und wieder aufmöbeln und ihm klarmachen, daß wir anderen schließlich auch Menschen sind.«

Dann nickt Till nur. Das heißt soviel wie: Was man mit Humor sagt, kann Ärger und Mißverständnis verhüten. Wer lachend antwortet, antwortet richtig und hat die meisten Erfolge. Das ist die Weisheit des Narren.

Nein, Till kann sich keineswegs beklagen. Es geht ihm wirklich gut. Seine Arbeit als Chauffeur ist nicht gerade überanstrengend. Er fährt seinen hohen Herrn nur von zu Haus ins Geschäft und dann abends wieder zurück ins Heim.

In seiner schmucken Uniform kommt er sich oft äußerst schön vor. Mehr als einmal hat er von Fräulein Bayer das Urteil gehört: »Herr Till, Sie sehen aus wie ein Graf.« Zwar hat er den Sinn nie begriffen, denn erstens sehen Grafen meistens nicht gerade schick aus und zweitens tragen sie auch höchst selten Chauffeur-uniform. Aber es ist wohl so die Anschauung mancher, daß die richtigen Menschen erst mit dem Grafen beginnen. So bucht Till diese Äußerungen von Fräulein Bayer als ein Plus auf seine äußerliche Erscheinung.

»Denn«, so sagt er zu sich selber, »man soll eben alles Gute glauben und versuchen, es für sich zu buchen.«

Eines Tages hat Till mit Herrn Brausewetter ein ernstes Gespräch über Begriffe, wie Volksgemeinschaft, Sozialismus und Berufskameradschaft. Oh, Herr Brausewetter ist durchaus kein schlechter Kerl, aber er hält diese Worte für Phrasen und glaubt, daß sie ausschließlich zum Wortschatz des »kleinen Mannes« gehören. Er ist auch der Überzeugung, daß es immer und ewig Standesunterschiede geben müßte. Er glaubt, daß jeder Arbeitgeber stets auch menschlich über dem Arbeitnehmer stehen müßte, da er ja den Arbeitnehmer für sein Geld arbeiten ließe. Da hält ihm Till nun einen handfesten Vortrag.

»Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert«, sagt er seinem Chef, »und so wie Sie in Ihrem Büro schaffen und aufgehen in Ihrer Arbeit, so geht auch jeder Arbeiter und Angestellte Ihres Betriebes in seiner Arbeit auf. Wenn Sie heute einen Riesenumsatz Ihrer Fabrikate haben, so verdanken Sie dies in erster Linie dem Wiederaufstieg unseres Volkes, dem Sie und die Ihnen unterstellte Arbeiterschaft angehören. Sie können die großen Aufträge doch nur mit Hilfe Ihrer Angestellten und Arbeiter schaffen. Ohne diese wären Sie doch hilflos und würden keinen Pfennig verdienen.«

Ja, Till geht sogar weiter. Er verlangt, daß im heutigen Staate der Führer eines Betriebes seinen Angestellten und Arbeitern ein leuchtendes Beispiel von Pflichteifer ist. Eines Eifers, der nicht nur an Geld und Gewinn denkt, sondern der die Arbeit um der Arbeit und des Erfolges willen tut. Eines Eifers, der dahin strebt, das Beste und Wertvollste zu schaffen, um damit dem Volke und der Nation zu dienen.

»Niemand darf in unserem Staate für sich selbst leben«, sagt Till. »Wir sitzen alle im gleichen Kahn. Wir haben alle mitzuredern. Das muß im gleichen Schlag und Takt geschehen. Wer da anders will, der stört unser Vorwärtskommen und ist damit unser Gegner, den wir am besten ausschalten oder noch besser über Bord werfen.« Herr Brausewetter schätzt solche offenen Worte. Das wissen wir. So fallen auch diese harten Sätze des Tills auf fruchtbaren Boden, denn Herr Brausewetter war von je und ist auch noch heute ein fleißiger Mensch, der nichts Höheres und Schöneres als seine Arbeit kennt. Er lebt für seine Arbeit, für sein Werk. Darum kann er die Worte Tills so recht begreifen. Nun erst erkennt er, daß über seinem Schaffen noch etwas Größeres, Heiligeres steht – sein Volk.

»Ist schon gut«, sagt er zum Schluß nur, »Sie haben natürlich recht.« Er drückt ihm die Hand und verschwindet dann in seinem Zimmer. Nachdenklich schaut Till ihm hinterher. Schon will er das Vorzimmer verlassen, da öffnet sich noch einmal die Tür und Herr Brausewetter steckt den Kopf ins Zimmer. »Sie können einen Menschen tatsächlich weich machen«, ruft er, »wenn das so weitergeht, dann verschenke ich noch mein Auto und laufe ins Geschäft, wie meine Leute.«

Lachend meint er dann am Ende: »Aber machen Sie sich nur keine Sorgen, Till. Ich tu es natürlich nicht; denn ich möchte Sie nicht als meinen Fahrer verlieren.« Damit verschwindet er.

Till aber steht verdattert da. So hat er seine Worte von Umstellung nun nicht gemeint. Zu Haus schreibt er dann in sein Tagebuch:

»Sozialismus und Volksgemeinschaft sind Sache des Herzens und haben mit äußerlichen Dingen überhaupt nichts zu tun.«

Als am anderen Tage Herr Brausewetter gemütlich aus seinem Hause tritt, um in seinen Wagen zu steigen und in den Betrieb zu fahren, erlebt er eine große Überraschung.

Vor ihm steht grüßend Till in seiner weißen Chauffeur-uniform, aber weit und breit ist kein Auto zu sehen. »Was soll das?« fragt er erstaunt. »Haben Sie einen Unfall gehabt? Ist der Wagen entzwei? Warum haben Sie keine Autotaxe für mich besorgt?«

Da schmunzelt Till ihn an. »Wir können fahren«, sagt er, »selbstverständlich ist ein Fahrzeug zur Stelle. Einen Augenblick bitte.« Damit geht er zum nächsten Hausflur und kommt mit einem Tandem (Fahrrad für zwei Personen) an.

Da verschlägt es dem dicken Brausewetter beinahe den Atem.

»Was soll das?« pruscht er vor Lachen los. »Glauben Sie allen Ernstes, daß ich mit dem Ding fahre? Ich kann ja gar nicht radfahren.«

»Ist auch nicht nötig«, antwortet Till, »dafür bin ich doch als Fahrer angestellt. Sie haben mir doch gestern gesagt, Sie würden gern Ihr Auto verschenken, täten es aber nicht, damit ich nicht arbeitslos werde. Da habe ich eben diesen Ausweg gefunden und ihr Auto der Wohlfahrt geschenkt. Wir aber fahren jetzt Tandem.«

Was soll Herr Brausewetter jetzt machen? Soll er toben und sich von den Leuten auslachen lassen? Soll er Till fortschicken und entlassen? Wie soll er ins Geschäft kommen? Weit und breit ist kein Auto zu sehen, und in einer halben Stunde ist eine wichtige Sitzung. Was soll er tun? [S. 188]

Nun, er hat von Till gelernt. Er trägt die Sache mit Humor. Er macht gute Miene zum bösen Spiel und steigt auf den zweiten Sitz des Tandems. »Aber fahren Sie vorsichtig«, sagt er nur. Dann fahren sie los. Es ist wohl die komischste Fahrt seines Lebens, und Herr Brausewetter findet sich selber ein bißchen albern. Aber er hat sich vorgenommen, den Till zu beschämen, und so hält er wacker aus. Ja, er zündet sich sogar, wie sonst bei der Autofahrt, eine Zigarre an und schmaucht sie genießerisch. Dabei nimmt er sich vor, den Till für seine Frechheit gebührend zu bestrafen. Entlassen wird er ihn nicht, dafür mag er ihn zu gern. Aber für die Sache mit dem Auto will er ihn doch empfindlich zur Rechenschaft ziehen.

Gar so undumm findet Herr Brausewetter übrigens die Fahrt nicht, denn Till fährt heute einen anderen Weg. Er fährt nicht die großen Verkehrsstraßen entlang, sondern durch Seitenstraßen mit grünenden Vorgärten, fährt vorbei an Schrebergärten und schönen Parkanlagen. Nur wenig Menschen sehen das sonderbare Fahrzeug, und so kommt es, daß Herr Brausewetter sich beinahe mit über den Streich freut. Heimlich tritt er manchmal sogar mit auf die Pedale. Till tut vorn, als merke er nichts. Er lächelt nur leise vor sich hin.

Als sie vor dem Fabrikgebäude der Firma Ponten & Brausewetter ankommen, macht der Direktor wieder erstaunte Augen. Da steht vor dem Eingang sein großer Wagen, frisch gewaschen und geputzt.

»Sie sind mir ja ein schöner Gauner«, bufft er da Till in die Seite. »Erst jagen Sie mir einen Riesenschreck ein. Ich habe die ganze Fahrt hin und her überlegt, wie ich meinen Wagen wiederbekäme, und jetzt steht er da, als wenn überhaupt nichts geschehen wäre.«

»Doch, Direktor, es ist etwas geschehen,« gibt Till zur Antwort. »Ich habe Ihnen bewiesen, daß auch ein Direktor einmal mit dem Rad fahren kann, ohne daß ihm dabei ein Zacken aus der Krone fällt. Mehr wollte ich gar nicht.«

Selbstverständlich brauchen Sie als Direktor einen Wagen für Ihren Geschäftsbetrieb. Aber nicht, weil sie persönlich zum Laufen zu vornehm wären, sondern weil Sie besondere Verpflichtungen gegenüber dem Betrieb haben. Das wollte ich mit meinem kleinen Streich sagen.«

»Na ja«, knurrt da der dicke Brausewetter gemächlich, »das ist Ihnen nun wieder einmal gelungen. Ich komme mir manchmal beinahe wie ein Schuljunge vor. Soviel habe ich inzwischen schon zugelehrt.« – Aber er ist nicht böse.

Schon ein paar Stunden später erhält Till vom Personalbüro den Bescheid, daß er jetzt seine Stellung als persönlicher Sekretär im Vorzimmer des Herrn Brausewetter anzutreten habe. Als er sich dort meldet, streckt ihm sein Chef freundschaftlich die Hände entgegen und meint: »Jetzt sind Sie mein persönlicher Berater. Bringen Sie mir bitte den Betrieb genau so in Schwung, wie Sie mich in Schwung gebracht haben.«

Damit beginnt für Till ein neues Arbeitsgebiet.

Im Vorzimmer sitzt Till mit Herrn Willi Ruland zusammen. Das ist der Vertrauensmann der Personalabteilung, der das unbedingte Vertrauen des Chefs besitzt und sich dabei recht wichtig fühlt. Er ist allen Leuten gegenüber freundlich. Nie gibt er einem unrecht und ist daher bei allen Angestellten und Arbeitern als guter Arbeitskamerad bekannt. Willi Ruland brüstet sich stolz damit: »Ich habe keine Feinde«, sagt er immer und glaubt Till damit eins auswischen zu können, denn er weiß, daß viele im Betrieb in Till nur einen Emporkömmling sehen, der sich das Vertrauen des Chefs erschlichen habe.

Till macht sich nichts daraus. Nur paßt er sehr auf, denn er glaubt nicht so recht an die große Kameradschaft des Ruland. Bald hat er auch Gelegenheit, hinter dessen Schliche zu kommen.

Willi Ruland ist nämlich ein solcher Menschentyp, der allen gegenüber freundlich ist und sie dabei aushorcht. Alles, was er dann hört, berichtet er dann schleunigst weiter an die Personalabteilung, die ihn darum für einen fleißigen Angestellten hält und jederzeit dem Chef gegenüber lobt. Till wird nie von ihr gelobt. Im Gegenteil. Er ist äußerst unbeliebt bei den Herren dort, denn er denkt nicht daran, seine Arbeitskameraden zu verpetzen. – Dennoch ist im Betrieb das Gerücht entstanden, er wäre ein Angeber. »Hütet euch vor dem neuen Sekretär«, heißt es, »er ist ein Spitzel des Chefs und horcht euch nur aus, um für sich selbst auf unsere Kosten Vorteile zu ziehen.«

Wenn irgendein kleines Vergehen innerhalb einer Werkstatt zu Ohren der Betriebsleitung gekommen ist und von dort aus dem Schuldigen ein Verweis erteilt wird, dann heißt es im Betrieb: »Da steckt wieder der Neue hinter.«

Das läßt Till nun doch nicht auf sich sitzen, und so beschließt er der Sache auf den Grund zu gehen. [S. 189]

Er muß beweisen, daß er mit dieser Verräterei nichts zu tun hat. Wie aber soll er das tun? Es ist nun einmal so, daß die Menschen meist denen vertrauen, die ihres Vertrauens nicht würdig sind. Immer müssen sie erst bitter enttäuscht werden, um zu begreifen, daß nicht die ihre Freunde sind, die ihnen zu Munde reden und sich vor Edelmut beinahe überschlagen.

Aber wie soll Till seine Arbeitskameraden davon überzeugen, daß nicht er, sondern ein anderer der Angeber und Verräter ist?

Die Gelegenheit hierzu bietet sich bald. Durch einen Zufall erfährt Till, daß im technischen Betrieb von zwei Arbeitern versehentlich großer Schaden angerichtet worden ist. Die anderen sind alle tief beeindruckt von dem Pech ihrer Arbeitskameraden. Wie sollen sie helfen? Kann der durch ein Versehen entstandene Schaden beseitigt werden, ohne daß den beiden die Entlassung droht? – Da springt Till ein: »Ihr alle müßt dabei helfen«, muntert er sie auf, »jeder von euch muß einen Teil seines Lohnes opfern, um den Arbeitskameraden zu helfen.« Doch er stößt aus Ablehnung. »Was willst denn du?« heißt es. »Geh' doch nur hin und melde es deinem Chef. Mach' dich doch lieb Kind bei ihm. Vielleicht kriegst du dann Zulage.«

Enttäuscht wendet sich Till von ihnen ab. Das hat er nun nicht gedacht. Für so schlecht halten ihn seine Arbeitskameraden. Das darf nicht sein. Was also tut der Till? Er befolgt ihren Rat. Er geht wirklich zu Herrn Brausewetter und berichtet ihm von der Sache. Aber er verpetzt nicht die Schuldigen, sondern setzt sich für sie ein und bittet, sein Gehalt solange um die Hälfte zu kürzen, bis der entstandene Schaden wieder gutgemacht ist.

»Ich will mir's überlegen«, sagt Brausewetter nur und freut sich über Tills Kameradschaftlichkeit. Teufel auch, das ist ein Kerl, wie er sich ihn schon lange gewünscht hat. Der ist in Ordnung, auf den kann man sich verlassen.

In der Mittagspause sitzen Till und Ruland beim Essen zusammen im Tagesraum. Leise berichtet Till dem anderen von dem Mißgeschick der Arbeiter. Er tut dies mit Absicht, denn er kennt seinen Pappenheimer genau. Der ist viel zu ehrgeizig und egoistisch, um auf diesen Köder nicht anzubeißen. Zwar läßt sich Ruland nichts merken. Ganz im Gegenteil, er tut noch so, als wenn er die Arbeiter zutiefst bedauere. »So ein Pech«, sagt er, »den armen Kerlen ist die Entlassung sicher. Das ist ja – grobe Fahrlässigkeit. Wenn nur der Chef nichts davon erfährt.« – Till merkt, woher der Wind kommt. Ruland will ihn aushorchen, ob

der Chef davon schon etwas weiß. Wenn nicht, so ist dies ja wieder eine gute Sache zum Anbieten für ihn. »Bisher ist Herrn Brausewetter wohl nichts bekannt«, meint Till daher völlig unbeeinträchtigt, »soviel ich weiß, wollen die Arbeiter diese Angelegenheit unter sich in Ordnung bringen.«

»Ja, unsere Arbeiter«, heuchelt da Ruland, »das sind wirkliche Kameraden. An denen können sich alle ein Beispiel nehmen.«

»Mhm«, knurrt Till nur vor sich hin. Du verdammter Gauner, denkt er bei sich, warte nur, bald werde ich deinem Treiben ein Ende bereiten. Während der nächsten Arbeitsstunden beobachtet er unauffällig den anderen. Der sitzt grübelnd da. Er überlegt, wie er seine neueste Nachricht zu Herrn Brausewetter gelangen lassen könnte. Eine schriftliche Meldung ist zu gefährlich. Die könnte durch Zufall einem Falschen in die Hände geraten. Schließlich findet Ruland einen Weg. Er wird in der zweiten Essenspause ins Zimmer von Herrn Brausewetter gehen und seinen Bericht machen. Das ist die beste Zeit. Da sitzen die anderen unten im Tagesraum zusammen, und niemanden wird ein Verdacht aufsteigen, denn alle wissen, daß Ruland in der zweiten Pause niemals zum Essen kommt.

So geschieht es dann auch. Als das Glockenzeichen zur zweiten Freizeit ertönt und Till seine Schnitten aus dem Schreibtisch nimmt, fragt Ruland ihn scheinheilig: »Ich gehe ein wenig spazieren. Kommen Sie mit?« Till verneint, da er zum Essen gehe. »Schade«, stellt Ruland fest. »Ja, wirklich schade«, lächelt Till zurück, »vielleicht morgen. Heute habe ich einen Mordshunger.« Damit verläßt er das Zimmer und eilt in den Tagesraum.

Kaum hat er das Zimmer verlassen, da rückt sich Ruland den Schlips zurecht, schaut noch einmal in den Taschenspiegel, ob das Haar und der Scheitel auch in Ordnung sind, und dann klopft er bescheiden an die eichene Tür zu Herrn Brausewitters Zimmer und wartet geduldig auf das »Herein!«. Dann steht er kriecherisch vor dem Schreibtisch und macht seine Arbeitskameraden schlecht.

Till hat inzwischen den Tagesraum erreicht. Sofort begibt er sich zum Lautsprecher und schaltet ihn ein. Nun erleben die im Tagesraum eine Überraschung.

Till steigt auf die Bank und ruft lächelnd in den Raum: »Achtung! Achtung! Sie hören jetzt eine Übertragung aus dem Direktionszimmer.« Dann stellt er den Lautsprecher in voller Schärfe ein.

Mit erstaunten Gesichtern lauschen die Arbeiter und Angestellten. Deutlich vernehmen sie eine schmalzige Stimme, die im unterwürfigsten Ton von der Fahrlässigkeit im Betrieb berichtet.

»Ich fühle mich verpflichtet, im Interesse der Firma Ihnen dies fahrlässige und unverantwortliche Handeln dieser beiden Arbeiter zu melden, damit sie die Schuldigen zur Rechenschaft ziehen können.«

»Das ist doch Rulands Stimme«, ruft da einer im Raum »Dieser Lump also hat uns immer verraten.« Aber sofort ist wieder Stille. Jetzt hören sie die Stimme Brausewitters. Die ist heute besonders hart und scharf. »So«, klingt es aus dem Lautsprecher, »Sie tun dies nur für die Firma? Das ist sonderbar. Sie schwärzen darum also Ihre Arbeitskameraden an. Sie fordern deren Bestrafung. Sie sind ja ein feiner Herr!«

»Aber ich meine es doch nur gut«, stammelt Ruland.

»So ein Strolch«, schimpfen die im Tagesraum, »solch ein Verräter.«

Die Stimme Brausewitters tönt weiter: »Sie sollten sich ein Beispiel nehmen an Ihrem Berufskameraden Till. Der hat von sich aus den Vorschlag gemacht, sein Gehalt um die Hälfte zu kürzen, damit den Arbeitern kein persönlicher Schaden entsteht.

Das hätten Sie doch wohl kaum getan. Ich halte jedenfalls von solchem »Interesse für die Firma« wesentlich mehr und habe mich darum entschlossen, den Schaden selbst zu tragen. Ihnen aber lasse ich den Rat, sich zu überlegen, ob Sie noch weiterhin in meinem Betriebe bleiben wollen.«

»Nun ist's genug«, sagt Till und stellt den Lautsprecher ab. »Der gute Ruland hat sein Fett weg.«

Die anderen umringen jetzt den erst so verachteten Till und entschuldigen sich bei ihm. »Ist schon gut«, sagt Till nur, »hätte ich nicht den Einfall mit dem Mikro-phon gehabt, so hätte ich niemals euch den Beweis führen können, daß nicht ich der Verräter bin.«

Den Arbeitskameraden tut ihr Verhalten sehr leid. Von nun ab bringen sie ihm ihr volles Vertrauen entgegen. Jetzt glauben sie an seine Ehrlichkeit. »Es ist sonderbar«, schreibt Till in sein Tagebuch, »daß die meisten Menschen auf schöne Reden hereinfallen, daß sie dem Wort mehr Glauben schenken als ihrem gesunden Gefühl. Hütet euch vor den Menschen, die von sich behaupten, keine Feinde zu haben. Sie sind nur Schönredner, die allen zu Munde reden, aber niemals eine ehrliche Meinung haben. Wer jedem zu Munde redet, hält niemals Wort.« So schreibt der Till.

Wenige Wochen später verabschiedet sich Till von Herrn Brausewetter. »Ich muß weiter hinausziehen ins Land«, sagt er, »mich hält es nirgends lange; denn ich will ja etwas erleben.«

Schweren Herzens läßt ihn der gemütliche Direktor gehen. Auch die Arbeitskameraden nehmen ungern vom Till Abschied. Doch was sein muß, muß sein. Auch die Abschiedsfeier mit allem Drum und Dran ist bald überstanden. Till zieht wieder hinaus in die Welt. Wo mögen wir ihn wohl wieder treffen? [S. 190]

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 05:

NS-ARBEITSIDEOLOGIE:

ARBEIT ALS »EHRE« UND

»OPFER FÜR DAS VOLK«

UND DIE PAROLE

»ARBEIT MACHT FREI« –

DAS KZ DACHAU

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»DAS HOHE LIED DER ARBEIT«
(HILF MIT!, MÄRZ 1934)*
4. *»DEUTSCHE ARBEIT« (HILF MIT!, MAI 1934)*
5. *»HOCHBAU. BEI DEN SOLDATEN DER
ARBEITSSCHLACHT« (HILF MIT!, NOV. 1936)*
6. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN
ZUM KZ DACHAU*
7. *»ARBEIT MACHT FREI!«
(MÜNCHNER ILLUSTRIERTE PRESSE)*
8. *»DIE WAHRHEIT ÜBER DACHAU«
(MÜNCHNER ILLUSTRIERTE PRESSE, 1933)*
9. *»KONZENTRATIONSLAGER DACHAU«
(ILLUSTRIERTER BEOBACHTER, 1936)*

EINSTIEG INS THEMA

NS-ARBEITSIDEOLOGIE: »ADEL UND EHRE DER ARBEIT«

Mit dem Thema Arbeitsideologie und dem damit verbundenen »Arbeitsethos« ist eine wichtige Propagandafigur angeschnitten. Dabei wurde ein Gegensatz in der Haltung zur Arbeit innerhalb und außerhalb der »Volksgemeinschaft« konstruiert, der grob, wie folgt, zusammengefasst werden kann: für die Juden sei die Arbeit prinzipiell ein Fluch, ihnen gehe es angeblich nur um das Geld, während die rassistisch nicht »verunreinigten« deutschen Arbeiter ihre Arbeit liebten und ihr Idealismus im Vordergrund stehe. Die Arbeit gilt »den arischen Deutschen« als Dienst an der »Volksgemeinschaft« und als Ausdruck deutschen Wesens. Es geht um das Herz¹, um die Moral, um die Ehre. All das sind Begriffe, die rasch helfen, zwischen gut und schlecht zu unterscheiden, wobei das »Sich-Opfern« für andere hoch oben steht. Genau dieses Vokabular, diese Mechanismen, hat sich die NS-Propaganda zu Nutzen gemacht.

Das »deutsche« Verhältnis zur Arbeit wird unter Verweis auf Hitler wie folgt beschrieben:

»Adolf Hitler fordert energisch die Abkehr vom materialistischen Arbeitsdenken und proklamiert den Adel und die Ehre der Arbeit und die Achtung des Arbeiters. Der Kampf um die Arbeit wird ein Teil des Kampfes um die Weltanschauung.« (WuS, Jan. 1937, S. 161)

Der Gedankengang ist in etwa folgender: Wer es wagt, die Frage des Lohns zu stellen, wird an den Adel und die Ehre der Arbeit erinnert. Solche profanen materiellen Dinge wie Lohn würden im Grunde einer jüdischen Mentalität entsprechen – und das enthält im Rahmen des NS-Staates und der NS-Propaganda eine drohende Komponente. Auch hier wird die Judenfeindschaft eingesetzt und es wird im Grunde gedroht, dass jeder, der nicht mit großer Arbeitsfreude seine Arbeit verrichtet, vom jüdischen Geist verdorben sei.

Im Artikel mit dem bezeichnenden Titel: »Bei den Soldaten der Arbeitsschlacht«, der sich an Jugendliche richtet, geht es um die Vermittlung des »deutschen Arbeitsethos«. Hier wird – in diesem konkreten Fall bezogen auf die Arbeit am Hochbau – der völlige Verlust von Individualität und legitimen materiellen Interessen propagiert. Zunächst heißt es: »In Lärm und Arbeit verliere ich mich als einzelner – ich bin Hand, bin Auge, Arm, Muskel der schaffenden Kameradschaft am Bau.« (Hilf mit!, Nov. 1936, S. 50) Und weiter heißt es:

»Nur ein Gedanke steht still und starr und stur im Hirn: der Bau! Wir arbeiten jetzt nicht für Lohn, uns kümmert nicht der Unternehmer, uns schert nicht der Bauherr. Es gibt nur zwei Worte, die uns beherrschen: der Bau!« (Ebd.)

¹ Marcel Reich-Ranicki schrieb einen erhellenden Artikel, »Das Herz – der Joker der deutschen Dichtung«, in dem klar wird, wie sehr die NS-Propaganda auch die deutsche Romantik für sich ausbeuten konnte. (Als »Epilog« abgedruckt in »Nichts als Literatur: Aufsätze und Anmerkungen«, Stuttgart 1986.)

Hier lassen sich neben diesem pathetisch gehaltenen Stil zwei Dinge feststellen. Erstens »verliere ich mich als Einzelner«, genau das ist es, was die NS-Propaganda anstrebt, dass es keine Individualität mehr gibt, sich das Individuelle bis zur Selbstauflösung und Selbstverachtung minimiert, bis es ganz verschwunden ist, nach dem Motto: »Du bist nichts, dein Volk ist alles!« Zweitens ist es, wenn diese erste Prämisse angenommen wird, auch nicht mehr unlogisch, wenn daraus folgt: »wir arbeiten jetzt nicht für Lohn«. Das Wörtchen »jetzt« könnte den Satz irgendwie noch retten, aber die Grundtendenz ist klar, dass nämlich der Lohn bei richtigem Arbeitsethos eigentlich keine Rolle spielt, da die Arbeit ja selbst der Zweck der Arbeit sei.

In einem weiteren Artikel in der Schülerzeitschrift »Hilf mit!«, »Das Hohelied der Arbeit«, werden auf einer Doppelseite zwölf Fotos über verschiedene Arbeitsvorgänge vom Schlosser über die Bäuerin bis hin zum Straßenarbeiter abgebildet. Im Begleittext heißt es:

»Diese Welt ist ein hohes Lied der Arbeit. Es ist des Menschen Bestimmung, zu arbeiten. Es ist das Glück der hochrassigen und wertvollen Menschen, Arbeit leisten zu können, nur für die Minderwertigen und Minderrassigen ist es ein Fluch, dass sie im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen sollen.« (Hilf mit!, März 1934, S. 176)

Im Sinne der Arbeit für die »Volksgemeinschaft« bedeutet es Glück und Ehre, mitarbeiten zu dürfen. Hier wird dieser Gedanke auch rassistisch begründet. Wer zu den »hochrassigen und wertvollen Menschen« gehören will, muss folglich ohne zu murren, am besten mit einem glücklichen Lächeln im Gesicht arbeiten, um nicht in den Verdacht zu geraten, »minderwertig« oder »minderrassisch« zu sein. Eine implizite Drohung, die gerade an noch unsichere Jugendliche gerichtet, sicherlich wirksam sein kann.

Dass Menschen arbeiten, um einen Lohn zu erhalten, ist auch in den Zeitschriften für Erwachsene hier kein Thema. Ganz im Gegenteil: Für die NS-Propaganda gilt es eher als verwerflich, sich um Lohnfragen zu kümmern. So heißt es auch, dass die Gewerkschaften keinen wirklichen Kampf um die »soziale Ehre des Arbeiters«, sondern einen »ständigen Lohnkrieg« geführt hätten. (NSLB-ZO, Dez. 1936, S. 50) Dass das Wortgeklingel auch eine sehr praktische Funktion hat, wird in der folgenden Passage deutlich:

»Gemeinschaft, Persönlichkeit und Leistung sind der Dreiklang des deutschen Sozialismus. Die nationalsozialistische Weltanschauung erwirkt eine Menschenführung und Umweltgestaltung, die Leistungssteigerung nicht durch Rationalisierung der Betriebe und Lohnpolitik erreicht, sondern durch ein neues politisches Ethos und ein neues Arbeitsethos.« (NSLB-ZO, Jan./Feb. 1945, S. 5)

Auch das ist deutlich: Lohnpolitik durch den Appell an das Arbeitsethos, arbeiten mit Freude und dabei seine Persönlichkeit angeblich zur »höchsten Entfaltung« bringen und auf solche Kleinigkeiten wie den Lohn im Kontext eines neuen politischen Ethos gar nicht erst achten. Fragen, wie die der Entlohnung, entsprechen ganz und gar nicht dem hochgezüchteten Idealismus des NS-Arbeiters, der wie ein NS-Soldat nicht um profane Fragen feilscht. Das spiegele sich angeblich auch im NS-Recht wider. Der Arbeitsvertrag lege nun nicht mehr rein ökonomisch den Lohn fest, sondern der Lohn sei nun »Ausdruck der Anerkennung«. Das NS-Recht geht hier von einer Arbeitspflicht aus, worin die Rechte bestehen sollen, wird nicht angesprochen.

»Die Aufnahme in die Betriebsgemeinschaft nach nationalsozialistischem Recht ist grundverschieden von dem Arbeitsvertrag des liberalen Rechtes. Sie ist kein Tauschvertrag über die »Ware Arbeit«, sondern der Ausdruck der Anerkennung einer volksgenössischen Arbeitspflicht sowohl des Betriebsführers als auch des Gefolgsmanes.« (WuS, Jan. 1937, S. 163)

Diese Polemik gegen den Tauschvertrag arbeitet mit einer Andeutung, indem der Autor das marx'sche Wort von der »Ware Arbeit« so anbringt, als hätte Marx dies befürwortet, obwohl klar ist, dass Marx gerade dieses Verhältnis, dass die Arbeitskraft als Ware gekauft werden kann, als Kernpunkt des Kapitalismus angeprangert hat.

Im nächsten Abschnitt soll es nun vor allem darum gehen, aufzuzeigen wie die NS-Propaganda mithilfe des deutschen Nationalismus (der, wir betonen es nochmals, in der NS-Zeit immer mit Rassismus und Judenfeindschaft direkt oder indirekt verbunden war) ein deutsches Eigenbild zeichnete, ein Hohelied auf »die Deutschen« im Allgemeinen und den »deutschen Arbeiter« im Besonderen sang und vom »deutschen Sozialismus« redete, um die eigentlichen Gegensätze der NS-Gesellschaft zu vertuschen. Die Phrase vom »Adel der deutschen Arbeit« und die Lobhudelei auf die Opferbereitschaft des »deutschen Arbeiters« sollten den Eindruck erwecken, dass die alten Forderungen der Arbeiterbewegung nach Anerkennung doch erfüllt wären.

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 50-53.

LITERATUR UND QUELLEN

Reich-Ranicki, M. (1986): Epilog – Das Herz – der Joker der deutschen Dichtung, in *Nichts als Literatur – Aufsätze und Anmerkungen*. Stuttgart.

- | | |
|-------------------------|---|
| Hilf mit!, Nov. 1936 | Winter-Hoym, Karl: Hochbau – Bei den Soldaten der Arbeitsschlacht. <i>Hilf mit!</i> 4. Jg. 1936/1937, Heft 2, November 1936, S. 50. |
| Hilf mit!, März 1934 | Ohne Autor: Das hohe Lied der Arbeit, <i>Hilf mit!</i> 1. Jg. 1933–1934, Heft 6, März 1934, S. 176–177. |
| NSLB-ZO, Dez. 1936 | Ohne Autor: Geschichte völkisch gesehen, <i>RZDE</i> 4. Jg. 1936, Heft 12, Dez., S. 42–53. |
| NSLB-ZO, Jan./Feb. 1945 | Kircher, Wilhelm: Das Reich als sozialistische Lebensordnung, <i>DDE</i> 8. Jg. 1945, Heft 1, Jan./Feb. 1945, S. 4–5. |
| WuS, Jan. 1937 | Riedler, Anton: Die deutschen Arbeiter. <i>WuS</i> 1. Jg. 1936/37, Heft 3, Jan. 1937, S. 153–164. |

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

A) ZU DEN BILDSEITEN

Auf den bebilderten Doppelseiten »Das hohe Lied der Arbeit« und »Deutsche Arbeit« wird durch Fotomaterial und Bildunterschriften eine ganz bestimmte Wirkung erzeugt und eine Wertung vorgenommen.

Wie geschieht das? Welche Funktion erfüllt hierbei das Lob? Es ließe sich etwa diskutieren, inwiefern die NS-Propaganda die bei allen Menschen auf die ein oder andere Art vorhandenen »Minderwertigkeitsgefühle« ausnutzt. Wie lösen Bilder und Untertitel das Problem, dass die meisten Menschen in diesen Berufen fehlende Anerkennung auch durch schlechte Bezahlung und üble Arbeitssituation beklagen könnten?

B) ZUM ARTIKEL »HOCHBAU«

Im Artikel »Hochbau« werden mehrfach Vergleiche von Arbeit und Krieg gezogen.

Welche Bedeutung hat das? Was wird in diesem Artikel über die Bedeutung von Lohn ausgesagt? Welcher psychische Zustand wird behauptet und beschrieben?

C) MATERIALIEN ZUR LOSUNG »ARBEIT MACHT FREI« UND ZUM KZ DACHAU ALS ANGEBLICHEM »ARBEITSERZIEHUNGSLAGER«

Dass in der NS-Zeit KZs auch als Arbeitslager bezeichnet wurden, dass sie vor allem aber, dass sie beschrieben wurden, als habe es sich um humanitäre pädagogische Einrichtungen gehandelt, die durch Arbeit und Disziplin Menschen auf den rechten Weg führen, gehört zu den Kernbestandteilen der NS-Ideologie.

Daher werden nachfolgend drei NS-Propaganda Artikel über das KZ Dachau mit seiner ganzen Brutalität und Verlogenheit zur Verfügung gestellt und dem Bericht eines geflohenen Häftlings, des Kommunisten Hans Beimler gegenübergestellt.

Fragestellungen dabei sind nicht nur, in welchen Aspekten das KZ Dachau lügnerisch beschönigt wird, sondern es geht auch darum, die mit dieser Verherrlichung von Arbeit als Zweck an sich, von Ordnung als Zweck an sich zusammenhängende NS-Ideologie in diesen Artikeln aufzuspüren.

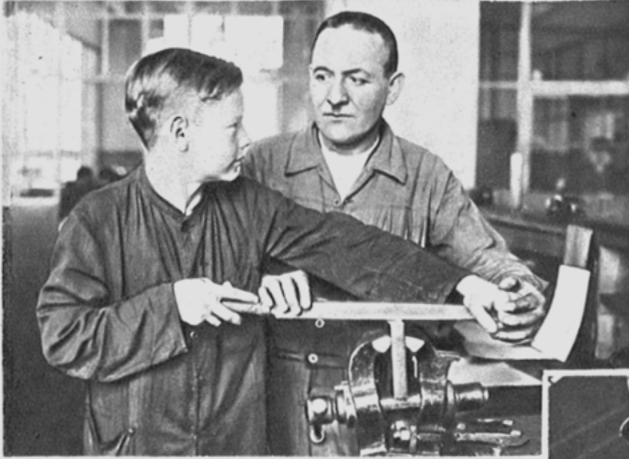
Zudem zeigen die Artikel vollständig und klar, dass die Vorstellung, dass niemand in Deutschland gewusst hat, dass es KZs gegeben hat, eines der absurderen Märchen nach 1945 ist und allein durch diese Artikel vollständig widerlegt wird. Die KZs innerhalb Deutschlands waren durchaus kein Geheimnis und waren Gegenstand der Presseberichterstattung. Es wird klar, dass das NS-Regime sich sogar damit gebrüstet hat, wie es mit jüdischen und kommunistischen Häftlingen umging und wie es gegen alle Häftlinge vorging, die als unverbesserlich eingeschätzt wurden.

Welcher Eindruck eines deutschen Konzentrationslagers sollte hier in der NS-Presse erweckt werden? Mit welchen Begriffen wird auf dieses Ziel hingearbeitet? Welche Vorstellung von Arbeit wird hier propagiert?

Welche Fakten gibt es zum KZ Dachau und wie schildert der ehemaligen Häftling Hans Beimler die dortigen Bedingungen.

WEITERE PUNKTE

Das hohe Lie



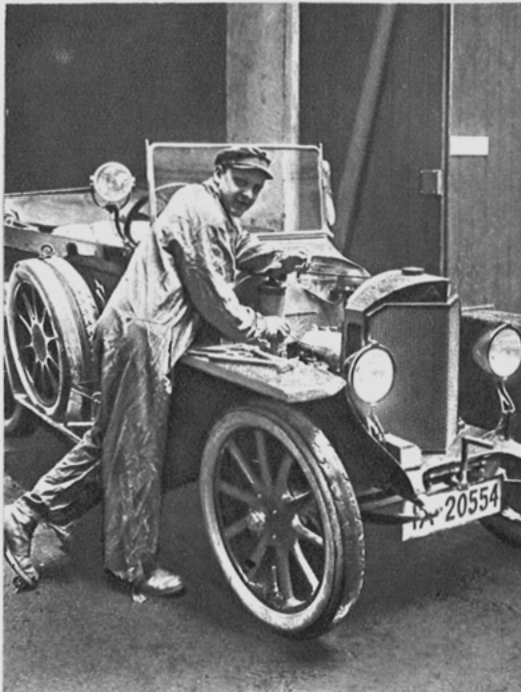
Der Schlosser. Ein handwerklicher Grundberuf. Wer ihn gründlich erlernt, dem steht ein breites Arbeitsfeld in Handwerk und Industrie offen

Seit dem Tage, als der erste Bauer den Pflug über die Erde zog, der erste Fischer das Netz auswarf, die erste Frau spann und der erste Zimmermann zimmerte, ist diese Welt eine Welt der Arbeit gewesen. Arbeit hat unsere Häuser gebaut, Arbeit unsere Felder bereitet, Arbeit steckt in unseren Büchern, Arbeit singt es aus den Maschinen, braust es aus den Sirenen, jubelt es aus dem Rauschen der Dzeandampfer. Diese Welt ist ein hohes Lied der Arbeit. Es ist des Menschen Bestimmung, zu arbeiten. Es ist das Glück der hochrassigen und wertvollen Menschen, Arbeit leisten zu können, nur für die Minderwertigen und Minder-rassigen ist es ein Fluch, daß sie im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot essen sollen.

Arbeit gibt Ehre. Der arbeit-same Mensch ist in seinem Volke geachtet, er erwirbt sich Heim



Der Elektromechaniker und Elektroinstallateur baut die Einrichtungen zur Energieversorgung und Verteilung über die deutschen Lande



Der Autoflosser. Ein äußerst beliebter Beruf unserer Jungen. Nur sieht man in ihm zu sehr den künftigen Rennfahrer oder Chauffeur, nicht den sachkundigen Helfer „tranker“ Autos



Alle vereint und adelt ein Wort: Land. Aufbruch zum



Die Schneiderin. Einer der wichtigsten Handwerksberufe für Mädchen. Verlangt vor allem Hand- geschicklichkeit und guten Geschmack

Bild links:

Der Seemann gehört auch zu den Idealen des deutschen Jungen. Ein harter, für kräftige und ferche Aerte aber schöner Beruf. Leider kann unsere Handelsflotte und Marine nicht alle aufnehmen, die zur See möchten

Bild rechts:

Der Schornsteinfeger hat nicht bloß die Haus- und Fabrik- essen zu reinigen, sondern auch diese Anlagen zu begutachten

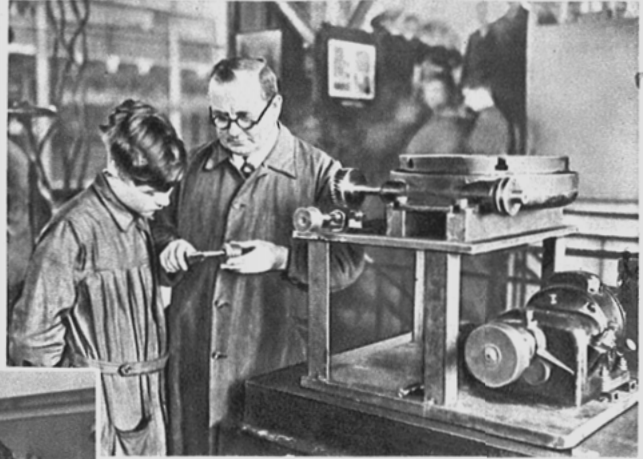


ed der Arbeit



und Heimat, Ansehen und Aufstieg. Wer in seiner Arbeit getreu ist, der ist auch in seinem Leben getreu. Das eine gehört zum anderen. Es gibt viele Arten der Arbeit, viele Wege, seinen Mitmenschen und seinem Volke nützlich zu sein. Keine ist schlechter als die andere, sofern sie nur notwendig ist. Alle Arbeit hat ihren Wert, die Arbeit des Straßentechnikers auf der Straße wie die Arbeit des größten Gelehrten, die Arbeit des Beamten wie die Arbeit des Bauern.

Geschlechter über Geschlechter sind über diese Erde gegangen, der Garten, den wir heute umgraben, ist schon einmal und vielfach umgegraben worden von Toten, die ihren Fleiß an ihn gewandt haben. Die Arbeit der toten Geschlechter, die Arbeit der Lebenden und die Arbeit der Kommenden ist der große Zusammenklang der Dämmerung am Bau der Zukunft.



Der Fabrik Schlosser und Mechaniker hat äußerst genau und sorgfältig zu arbeiten. Bei ihm geht die Genauigkeit oft bis zu $\frac{1}{1000}$ mm



Der Fleischer wird leider oft nur aus Not erwähnt. Man will in ihm einmal richtig satt werden. Gewissenhaftigkeit und Arbeitslust sind auch für diesen Beruf die Hauptsache



Der Kaufmann (Verkäufer). Wer in ihm zu Erfolg kommen will, der muß eine schwierige Kunst erlernen: den richtigen Umgang mit Menschen



„Die Arbeit für Volk und Vaterland“
Bau einer Autostraße



Der Stellmacher ist der Grundberuf für den Bau von Holzfahrzeugen aller Art, vom einfachen Karren bis zum Eisenbahnwagen und Luxusauto

Bild rechts:
Der Steinseher. Ein schwerer Beruf, der vielfach verkannt wird und in dem man viel mehr erlernen muß, als im Augenblicke notwendig erscheint

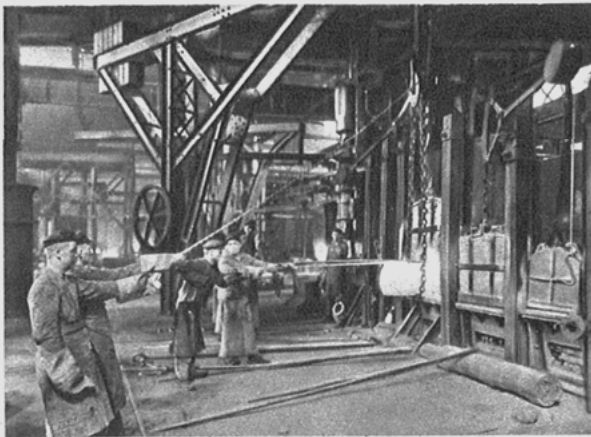
Bild links:
Die Gutsjolarin. Ein Beruf für gesunde, tapfere Mädel, zwar schwer, aber viel Freude bringend. Am Ende kann die „Bauersfrau“ stehen



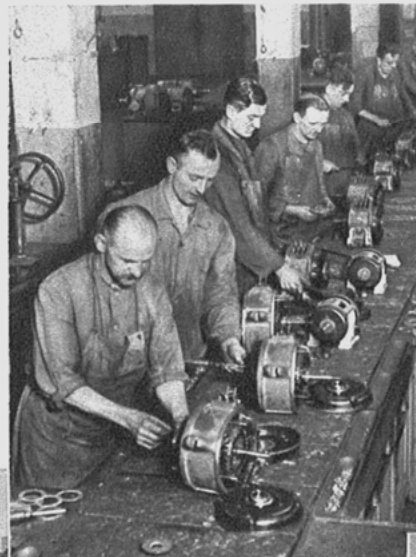
Deutsche



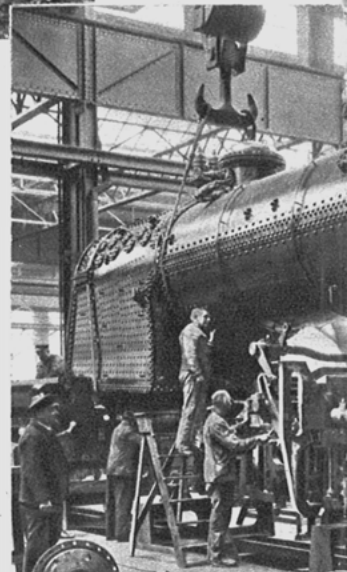
Der Bauer übt den ältesten und wichtigsten Beruf in jeder Volke



Deutsche Wertarbeit schafft den besten Edelstahl!



Motoren sind Kraftspender. Menschenhände schaffen diese Wunder der Technik

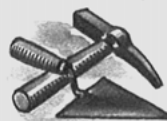


Die Maschine soll Freund und Gehilf geben. Gibt Mühen



Schwer ist die Arbeit des Landmannes! Den Heimatboden zu hegen und pflegen gehört aber mit zu dem Schönsten, was an Arbeit geleistet werden kann.

Rechts: Ist ein Bau gerichtet, dann beginnt der Dachdecker sein Werk



Schmied und Fischer



05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 4
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

Arbeit



bettsbleibt



Das Brot ist der Inbegriff aller menschlichen Nahrung geworden. Der Bäcker darf es seinen Volksgenossen bereiten



e des Menschen sein. Ihre Herstellung
men Arbeit



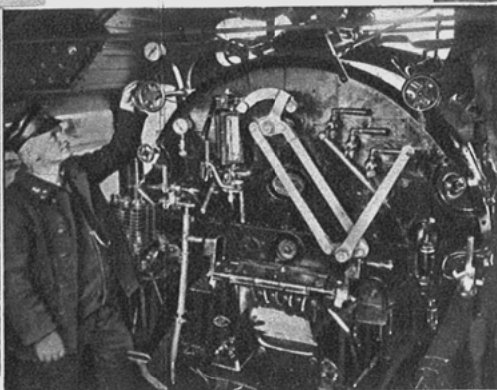
Durch Jahre lag Deutschlands Bauhand-
werk daneben. Überall regen sich jetzt
wieder die Hände, Häuser zu schaffen



Beim Bau der Straßen, die deutsches Land erschließen



zwei uralte Berufe



„Brüder in Zechen und Gruben.“ Tief unter der Erde geht der
Bergmann seinem schweren Beruf nach

Und es:
Hunderte von Volksgenossen vertrauen täglich der gewissenhaften Arbeit
des Lokomotivführers ihr Leben an



Hochbau

Bei den Soldaten der Arbeitsschlacht
Von Karl Winter-Hoym

Durch dicke, stark gewölbte Brillengläser musterten mich kurz ein paar graue Augen. Ich fühlte die Blicke durch meine Kleidung dringen und die Muskeln und Sehnen meines Körpers prüfen. Der mich so musterte, war der Betonmeister; ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mehrere Tage alte, eisgraue Bartstoppeln strarrten aus seinem Gesicht, unter dem Hut hervor strahlte wirt graues Haar. Sein Anzug war von graugrünllicher Farbe, doch war dies nicht die ursprüngliche Farbe des Anzugstoffes, sondern sie stammte von der dicken, darauf abgesetzten Zementstaubschicht. Trotz seines Alters schritt der Betonmeister wie ein Junger, nur seine Knie waren schon etwas altestrumm, doch alle seine Bewegungen wirkten jugendlich kräftig.

„Morgen früh um sieben“, sagte er. Seine Stimme klang heiser, aber nicht kränklich heiser, sondern so, wie sie wird, wenn jemand dauernd lauten Lärm überschreien muß.

Ich war eingestellt. Das Ganze — Vorstellen und Mustern — hatte nicht eine ganze Minute gedauert. Der Betonmeister war nicht einmal stehengeblieben. So im Vorübergehen hatte er mich gemustert und eingestellt. Ich war ganz verblüfft, daß ich tatsächlich Arbeit bekommen hatte — Arbeit!

Mindestens eine Viertelstunde zu früh bin ich am anderen Morgen auf der Baustelle in der Baubude. Punkt sieben Uhr schrillt ein Trillerpfeiff, und wir — meine neuen Kameraden und ich — drängen aus der Baubude. Draußen steht der graue und graugrüne Betonmeister. Er ruft die Namen auf. Jeder antwortet bei Aufruf seines Namens laut „Hier!“ Ich bleibe übrig. Kurz sieht der Betonmeister auf, erkennt mich, nimmt meine Papiere, überweist mich einer Kolonne.

In dem grauen Nebel des trüben, regnerischen und naßkalten Wintermorgens steht eine Eisenkonstruktion: der Bau. Wir steigen die Leitern hinauf. Ohrenbetäubender Lärm kracht mit einem Male auf — von dort her — aus der Luft. Arbeitsanfang ist; die Niethammer der Eisenkonstruktionsmontagearbeiter beginnen zu klackern und knattern in rasender Schnelligkeit, in unhemmbarem Tempo.

Der Aufzug bringt Material in die Höhe. Die Hilfsarbeiter tragen uns die Bretter und Balken zu, und nun mischt sich unser Arbeitslärm von Sägen, Hämmern, Klopfen mit dem Klackern und Knattern der Preßlufthammer und wetteifert mit dem Tempo der Motoren der verschiedenen Apparate und Maschinen. Im Kreuzpunkt des Blickes unserer Augen steht unser Stück Arbeit. In Nerven und Blut dringt das Motorentempo. In Lärm und Arbeit verliere ich mich als einzelner — ich bin Hand, bin Auge, Arm, Muskel der schaffenden Kameradschaft am Bau. Aus dem wirren Durcheinander des Arbeitslärms wächst die gefehmäßige Schönheit des Baues mit seinen Säulen, Streben, Trägern. Aus der Arbeit des einzelnen wird das Werk der Arbeitskameradschaft.

Frühstück unterbricht unsere Arbeit auf eine halbe Stunde. Wir richten uns auf wie im Erwachen aus tiefer Betäubung — wie aus einem Taumel. Befinnen uns, eisen die Leitern hinunter; ich fühle ein schwindelndes Leergefühl im Gehirn durch die plötzliche Stille. Wir essen — rauchen eine Zigarette. Und dann geht es wieder hinauf auf den Bau, und die Arbeit lärmt und klackert und knattert, hallt, schallt und summt weiter.

Ein Aufschrei überkreuzt sekundenlang den Arbeitslärm. Ein kurzer Blick zur Seite, nach unten. Vier, fünf Kameraden rennen auf einen zu einem wirren Knäuel verrenkten Menschen zu — greifen ihn, heben ihn auf, tragen ihn hinweg; schlaff hängen Arme und Beine. Ein Kamerad ist abgestürzt. Unser aller Augen aber bleiben haften an unserm Stück Arbeit. In der Richtung unseres Blickes stehen Nietkopf, Bohrmaschine, Bohrlöcher, Preßlufthammer, Winkelriß, Schnurschlag, Arzthieb, Zeichnung, Säulen, Streben, Träger. Ein Kamerad ist gefallen! Weiter! Der Bau steht — wird immer stehen!

Die Niete drücken den Hebel ihres Preßlufthammers und lassen ihn auf den Niet klackern und knattern, daß er sich runde und sein Teil des Baues zusammenhält. Fest sind ihre Augen auf die Stelle gerichtet, wo der Preßlufthammer auf den Niet klackert; wie einst als Soldaten des großen Krieges: fest das Ziel im Auge, die Hand am Abzughebel des klackernden und knatternden Maschinengewehres. Wir sind die Soldaten der Arbeitsschlacht — und einer fiel soeben. Das ist das eherne Gesetz des Kampfes!

Mittagzeit ist. Dann hämmern, sägen, klopfen, schaffen wir weiter bis Feierabend. Jede Fiber, jeder Nerv zittert und summt, als Feierabend ist. Hände und Knie beben, und in der Magen- gegend ist eine lasche Leere, die nicht allein vom Hunger ist. Im ganzen Körper zittert ein Wunsch: Ruhe!

Nach der Mittagspause sind die Betonmaschinen in Betrieb gesetzt worden. Es wird betoniert, was wir eingeschalt — wozu wir die Form gezimmert haben. Der Betonguß muß in einem Zuge fertig, soll er halten und binden. Überstunden! Und der Körper, von dem man glaubte, daß er im nächsten Augenblicke vor Ermüdung umfallen würde, spannt sich zu neuer Aufgabe.

Die Maschinen kennen keine Ermüdung. Gleichmäßig knattern die Benzinmotoren ihr Tempo. Dem Tempo der Maschinen müssen wir folgen. In unserem Blute pulst Motorentempo.

Stunde um Stunde kommt aus der wesenlosen Ewigkeit in unsere tätige Gegenwart und vergeht wieder ins zeitlose Nichts. Wir arbeiten in immer sich steigendem Tempo. Alle Gedanken kommen zum Stillstand. In mechanischer, rastloser Tätigkeit ist der Körper. Nur ein Gedanke steht still und starr und stur im Hirn: der Bau! Wir arbeiten jetzt nicht für Lohn, uns kümmert nicht der Unternehmer, uns schert nicht der Bauherr. Es gibt nur zwei Worte, die uns beherrschen: der Bau! In unseren Hirnen steht starr und unverrückbar das Bild des fertigen Baues; so soll er werden — so muß er werden! Wir schaffen! Keine Störung darf die Vollendung gefährden.

Und mitten zwischen uns unser Betonmeister. Da, eine Stöckung — es klappt etwas nicht! Verdamm! Drauf — drauf — drauf; der Guß muß in einem Stück fertig.

In uns ist Rausch. In unserem Blute jagt Motorentempo. Wir kennen uns nicht. Ich kenne mich nicht. Es gibt keine Namen mehr; es gibt kein Ich mehr! „Kamerad!“ schreist du, und den du meinst von den vielen, er antwortet aus den vielen heraus „Kamerad!“

„Noch eine Stunde!“ schreit der Betonmeister. Noch eine Stunde? Was ist das, eine Stunde? Sind wir nicht ewig hier?! Sind wir nicht in ewiger Bewegung?! Begann die Stunde einmal? Kann sie jemals aufhören?!

Noch eine Stunde. Der Betonguß ist fertig! Wir stehen einen Augenblick! Was sollen wir mit diesen Händen, diesen Armen anfangen? Wohin mit ihnen? Und langsam pocht das Tempo aus in unserem Blute und in unseren Nerven, und langsam weicht die Starre aus dem Gehirn — es denkt wieder. Noch ein Weilschen dauert es, ehe wir uns als einzelne voneinander aus der Arbeitskameradschaft lösen. Wie die Verbundenheit einer Festgesellschaft klingt es leise in uns nach.

Feierabend! Wie Trunkene taumeln wir von der Baustelle. Unsere Finger suchen unbewußt nach einer Zigarette in den Taschen.

Sechsendreißig Stunden waren die Körper im Schaffen. Ich esse und habe das Gefühl, daß ich nie wieder satt werde. Und doch bin ich einmal satt geworden. Während dann der Körper ruht, dringt aus dem Lautsprecher ein Hörspiel von stolzer Arbeit: „Brückenbau!“ von Heinrich Versch, unserem und der Arbeit Dichter. Niethammer klackern und knattern aus dem Lautsprecher. Arbeit lärmt und hallt, schallt und summt. In meinem Blute pulst Motorentempo.

05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 5/A
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITEBEWEGUNG

HOCHBAU – BEI DEN SOLDATEN DER ARBEITSSCHLACHT

Durch dicke, stark gewölbte Brillengläser musterten mich kurz ein paar graue Augen. Ich fühlte die Blicke durch meine Kleidung dringen und die Muskeln und Sehnen meines Körpers prüfen. Der mich so musterte, war der Betonmeister; ein Mann von ungefähr sechzig Jahren, mehrere Tage alte, eisgraue Bartstoppeln starrten aus seinem Gesicht, unter dem Hut hervor strahlte wirr graues Haar. Sein Anzug war von graugrünllicher Farbe, doch war dies nicht die ursprüngliche Farbe des Anzugstoffes, sondern sie stammte von der dicken, darauf abgesetzten Zementstaubschicht. Trotz seines Alters Schritt der Betonmeister wie ein Junger, nur seine Knie waren schon etwas alterskrumm, doch alle seine Bewegungen wirkten jugendlich kräftig.

» Morgen früh um sieben«, sagte er. Seine Stimme klang heiser, aber nicht kränklich heiser, sondern so, wie sie wird, wenn jemand dauernd lauten Lärm überschreien muss.

Ich war eingestellt. Das Ganze – Vorstellen und Mustern – hatte nicht eine ganze Minute gedauert. Der Betonmeister war nicht einmal stehen geblieben. So im Vorübergehen hatte er mich gemustert und eingestellt. Ich war ganz verblüfft, dass ich tatsächlich Arbeit bekommen hatte – Arbeit!

Mindestens eine Viertelstunde zu früh bin ich am anderen Morgen auf der Baustelle in der Baubude. Punkt sieben Uhr schrillt ein Trillerpfeiff, und wir – meine neuen Kameraden und ich – drängen aus der Baubude. Draußen steht der graue und graugrüne Betonmeister. Er ruft die Namen auf. Jeder antwortet bei Aufruf seines Namens laut »Hier!« Ich bleibe übrig. Kurz sieht der Betonmeister auf, erkennt mich, nimmt meine Papiere, überweist mich einer Kolonne.

In dem grauen Nebel des trüben, regnerischen und nasskalten Wintermorgens steht eine Eisenkonstruktion: der Bau. Wir steigen die Leiter hinauf. Ohrenbetäubender Lärm kracht mit einem Male auf – von dort her – aus der Luft. Arbeitsanfang ist; die Niethämmer der Eisenkonstruktionsmontagearbeiter beginnen zu klakkern und knattern in rasender Schnelligkeit, in unhemmbarem Tempo.

Der Aufzug bringt Material in die Höhe. Die Hilfsarbeiter tragen uns die Bretter und Balken zu, und nun mischt sich unser Arbeitslärm von Sägen, Hämmern, Klopfen mit dem Klakkern und Knattern der Pressluftschlämmer und wetteifert mit dem Tempo der Motoren der verschiedenen Apparate und Maschinen. Im Kreuzpunkt des Blickes unserer Augen steht unser Stück Arbeit. In Nerven und Blut dringt das Motorentempo. In Lärm und Arbeit verliere ich mich als Einzelner – ich bin Hand, bin Auge, Arm, Muskel der schaffenden Kameradschaft am Bau. Aus dem wirren Durcheinander des Arbeitslärms wächst die gesetzmäßige Schönheit des Baues mit seinen Säulen, Streben, Trägern. Aus der Arbeit des Einzelnen wird das Werk der Arbeitskameradschaft.

Frühstück unterbricht unsere Arbeit auf eine halbe Stunde. Wir richten uns auf wie im Erwachen aus tiefer Betäubung – wie

aus einem Taumel. Besinnen uns, eilen die Leiter hinunter; ich fühle ein schwimmendes Leergefühl im Gehirn durch die plötzliche Stille. Wir essen – rauchen eine Zigarette. Und dann geht es wieder hinauf auf den Bau, und die Arbeit lärmt und klackert und knattert, hallt, schallt und summt weiter.

Ein Aufschrei überkreischt sekundenlang den Arbeitslärm. Ein kurzer Blick zur Seite, nach unten. Vier, fünf Kameraden rennen auf einen zu einem wirren Knäuel verrenkten Menschen zu – greifen ihn, heben ihn auf, tragen ihn hinweg; schlaff hängen Arme und Beine. Ein Kamerad ist abgestürzt. Unser aller Augen aber bleiben haften an unserem Stück Arbeit. In der Richtung unseres Blickes stehen Nietkopf, Bohrmaschine, Bohrloch, Presslufthammer, Winkelriß, Schnurschlag, Axthieb, Zeichnung, Säulen, Streben, Träger. Ein Kamerad ist gefallen! Weiter! Der Bau steht – wird immer stehen!

Die Niete drücken den Hebel ihres Presslufthammers und lassen ihn auf den Niet klakkern und knattern, dass er sich runde und sein Teil des Baues zusammenhält. Fest sind ihre Augen auf die Stelle gerichtet, wo der Presslufthammer auf den Niet klackert; wie einst als Soldaten des großen Krieges: fest das Ziel im Auge, die Hand am Abzugshebel des klackernden und knatternden Maschinengewehres. Wir sind die Soldaten der Arbeitsschlacht – und einer fiel soeben. Das ist das eherner Gesetz des Kampfes!

Mittagszeit ist. Dann hämmern, sägen, klopfen, schaffen wir weiter bis Feierabend. Jede Fiber, jeder Nerv zittert und summt, als Feierabend ist. Hände und Knie beben, und in der Magenregion ist eine lasche Leere, die nicht allein vom Hunger ist. Im ganzen Körper zittert ein Wunsch: Ruhe!

Nach der Mittagspause sind die Betonmaschinen in Betrieb gesetzt worden. Es wird betoniert, was wir eingeschalt – wozu wir die Form gezimmert haben. Der Betonguss muss in einem Zuge fertig, soll er halten und binden. Überstunden! Unser Körper, von dem man glaubte, dass er im nächsten Augenblicke vor Ermüdung umfallen würde, spannt sich zu neuer Aufgabe.

Die Maschinen kennen keine Ermüdung. Gleichmäßig knattern die Benzinmotoren ihr Tempo. Dem Tempo der Maschinen müssen wir folgen. In unserem Blute pulst Motorentempo.

Stunde um Stunde kommt aus der wesenlosen Ewigkeit in unsere tätige Gegenwart und vergeht wieder ins zeitlose Nichts. Wir arbeiten in immer sich steigendem Tempo. Alle Gedanken kommen zum Stillstand. In mechanischer, rastloser Tätigkeit ist der Körper. Nur ein Gedanke steht still und starr und stur im Hirn: der Bau! Wir arbeiten jetzt nicht für Lohn, uns kümmert nicht der Unternehmer, und schert nicht der Bauherr. Es gibt nur zwei Worte, die uns beherrschen: der Bau! In unseren Hirnen steht starr und unverrückbar das Bild des fertigen Baues; so soll er werden – so muss er werden! Wir schaffen! Keine Störung darf die Vollendung gefährden.

Und mitten zwischen uns unser Betonmeister. Da, eine Stockung – es klappt etwas nicht! Verdammt! Drauf – drauf – drauf; der Guss muss in einem Stück fertig.

In uns ist Rausch. In unserem Blute jagt Motorentempo. Wir kennen uns nicht. Ich kenne mich nicht. Es gibt keine Namen mehr; es gibt kein Ich mehr! »Kamerad!« schreist Du, und den Du meinst von den vielen, er antwortet aus den vielen heraus »Kamerad!«

»Noch eine Stunde!«, schreit der Betonmeister. Noch eine Stunde? Was ist das, eine Stunde? Sind wir nicht ewig hier?! Sind wir nicht in ewiger Bewegung?! Begann die Stunde einmal? Kann sie jemals aufhören?!

Noch eine Stunde. Der Beton ist fertig! Wir stehen einen Augenblick! Was sollen wir mit diesen Händen, diesen Armen anfangen? Wohin mit ihnen? Und langsam pocht das Tempo aus in unserem Blute und in unseren Nerven und langsam weicht

die Starre aus dem Gehirn – es denkt wieder. Noch ein Weilchen dauert es, ehe wir uns als einzelne voneinander aus der Arbeitskameradschaft lösen. Wie die Verbundenheit einer Festgesellschaft klingt es leise in uns nach.

Feierabend! Wie Trunkene taumeln wir von der Baustelle. Unsere Finger suchen unbewusst nach einer Zigarette in den Taschen.

Sechsunddreißig Stunden waren die Körper im Schaffen. Ich esse und habe das Gefühl, dass ich nie wieder satt werde. Und doch bin ich einmal satt geworden. Wenn dann der Körper ruht, dringt aus dem Lautsprecher ein Hörspiel von stolzer Arbeit: »Brückenbau!« von Heinrich Lersch, unserem und der Arbeit Dichter. Niethämmer klackern und knattern aus dem Lautsprecher. Arbeit lärmt und hallt, schallt und summt. In meinem Blute pulst Motorentempo.

HINTERGRUND- INFORMATIONEN ZUM KZ DACHAU

Das KZ Dachau wurde bereits im März 1933 zur Inhaftierung politischer Gefangener errichtet. Das wurde von Heinrich Himmler auch öffentlich bekannt gegeben. Das Lager wurde von Polizei und ab 11. April auch von der SS bewacht. Es war von Beginn an für 5000 Personen geplant. Im Jahr 1933 wurden insgesamt über 4.800 Menschen hier inhaftiert. Etliche von ihnen wurden ermordet. In der Zeit von 1933 bis 1945 gab es etwa 200.000 Haftinsassen, von denen etwa 41.500 den Hinrichtungen und Morden durch die SS oder den mörderischen Bedingungen des Lagers erlagen.

Zu Beginn wurden viele politische Gegner des NS-Regimes inhaftiert. Ab der Pogrom-Nacht 1938 wurden in großer Zahl jüdische Häftlinge eingeliefert und nach Beginn des Krieges dann vor allem Häftlinge aus den besetzten Ländern. Den Häftlingen wurden Nummern auf ihre Kleidung genäht. Die Häftlingsnummer 1 erhielt der Kommunist Claus Bastian. Am 31. März 1940 wurde die Häftlingsnummer 37.575 vergeben. Dann begann eine neue Serie. Bis zum 28. April 1945 wurden so noch einmal weitere 161.896 Nummern vergeben.

Das KZ Dachau war davon gekennzeichnet, dass es, wie in anderen KZs Einzelhaft, Prügelstrafen, nächtlanges Appellstehen und Hinrichtungen gab. Um Beweise der Gräueltaten zu beseitigen, begann die SS im April 1945 damit, die Akten des Lagers systematisch zu vernichten.

In der Öffentlichkeit war das KZ Dachau seit 1933 bekannt und wurde von den Nazis, wie dokumentiert, auch noch 1936 öffentlich als »Erziehungslager« bezeichnet. Diesen NS-Erziehungsgedanken, der systematische Folter umfasste, beschrieb der Berliner SA-Gruppenführer Karl Ernst so:

»Menschen einkerkern und in abgeschlossener Verbitterung verkommen lassen, kann jedes Narrensystem. Der Mut zur unpopulären Maßnahme auf den ersten Blick, zur Rückerziehung zum sittlichen Arbeitsmuß, hat in den Konzentrationslagern für die anti-nationalsozialistischen Staatsfeinde seine erste Bewährung auf dem Gebiete der übernommenen und uns zugefallenen pädagogischen Großaufgabe erzeugt. Nicht Schinder und Menschenquäler, wie es eine verlogene Greuellüge will, sondern deutsche soldatisch-harte Männer der braunen Sturmabteilungen haben verführten Volksgenossen gegen ihren Willen, zum eigenen Besten, zur politischen Einkehr und zum Arbeitsethos zurückverholten.« (Vorwort von Karl Ernst in: Schäfer, Werner (1934): Konzentrationslager Oranienburg: das Anti-Braunbuch über das erste deutsche Konzentrationslager von SA-Sturmbannführer Schäfer. Berlin, S. 5)

Diese Lesart hielt sich auch in der Bundesrepublik Deutschland in den Erziehungswissenschaften noch bis in die achtziger Jahre.¹

Wie es im Konzentrationslager Dachau aussah und wie abwegig es ist, die dort herrschenden Foltermethoden als »Erziehungsmaßnahmen« zu bezeichnen, zeigt der im Folgenden abgedruckte Bericht des Kommunisten Hans Beimler.

¹ Provokativ wurde der Selbstanspruch des nazistischen Systems übernommen und behauptet: »... die ersten KZs müssen daher auch als neuartige Teile des gesellschaftlichen Erziehungssystems interpretiert werden...« (Tenorth, Heinz-Elmar (1985): Zur deutschen Bildungsgeschichte 1918–1945. Köln, Wien, S. 122) Die »ersten KZs« – geschickt mit Fragen der Pädagogik gemischt, werden gar als »innovativ« bezeichnet, wobei ein Höhepunkt die Behauptung ist, dass noch offen sei »ob sie auch als Fortschritt bewertet werden dürfen.« (ebd.) – Proteste prallten ab. Es lässt sich auch zeigen, dass diese unglaublichen Thesen selbst im Jahre 2010 erneut wieder aufgegriffen und verteidigt wurden. Es sei angeblich um eine »möglichst wertneutrale« Analyse gegangen. (Benecke, Jakob (2010): Sozialisation während der NS-Zeit. Hamburg, Augsburg, S. 384) Hier ließe sich umgekehrt fragen, ob normative Grundlagen einer redlichen Wissenschaft nicht verletzt sind, wenn die Frage, ob Folter und Mord fortschrittlich sind, nicht mit einem eindeutigen Nein beantwortet wird.

HANS BEIMLER

Hans Beimler (* 2. Juli 1895 in München, † 1. Dezember 1936 vor Madrid) war Mitglied der KPD und Reichstagsabgeordneter sowie Vorsitzender der KPD Bayern. Am 11. April 1933 wurde Beimler verhaftet. Auf dem Münchner Polizeipräsidium wurde er gefoltert und von dort nach 14 Tagen ins KZ Dachau überstellt.

Beimler gelang in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1933 die Flucht. Nach einigen Monaten illegalen Aufenthalts in Deutschland, floh er schließlich nach Moskau, wo er einen Bericht über seine Verhaftung und seine Erfahrungen im KZ Dachau schrieb. Beimler bezieht sich in seinem Bericht explizit auf den Artikel »Wahrheit über Dachau« aus der »Münchner Illustrierten«, der die dortigen Zustände extrem beschönigt. Der Bericht wurde im August 1933 unter dem Titel »Im Mörderlager Dachau« gedruckt und veröffentlicht.

Im August 1936 ging Beimler nach Spanien, um im Spanischen Bürgerkrieg mit den Internationalen Brigaden gegen die spanischen Faschisten zu kämpfen. Im Dezember 1936 kam er ums Leben.

Im Folgenden finden sich Auszüge aus Beimlers Bericht »Im Mörderlager Dachau«.

BEIMLER BESCHREIBT SEINE ANKUNFT IM KZ DACHAU:

»HERZLICH WILLKOMMEN IN DACHAU«

»[...] »Links rum!« war das nächste Kommando, und wir marschierten in zwei Gliedern durch das Lager an den Gefangenen vorbei, von denen ein großer Teil mit Straßenbau beschäftigt war. Andere standen auf den Dächern und bestrichen diese mit Teer. Etwa 25 Mann, von denen ich die meisten als ehemalige Funktionäre erkannte, mußten die schwere Straßenwalze ziehen, die in der »Münchener Illustrierten Zeitung« Nr. 28 vom 16. Juli 1933 abgebildet und von der gekauften Journaille als »Wahrheit über Dachau«, als »Gegenbeweis« für den in der Hölle von Dachau verübten Mordterror abgebildet war. [...]

In einer größeren Halle, in der ein paar Regale und einige Tische standen, mußten wir unsere Sachen aus den Taschen nehmen und auf den Tisch legen. Wieder hatte ich dem anwesenden SS-Banditen Steinbrenner¹, von dem ich immer sagte, daß auf ihn der Name Mordbrenner besser zutreffen würde – denn er ist der Mörder und Peiniger aller in Dachau ermordeten Gefangenen – nicht schnell genug meine Sachen auf den Tisch gelegt. Bei Durchsuchung der Taschen hat er dann noch in einer kleinen Seitentasche des Jacketts einen kleinen Bleistift gefunden, und schon fing er zu schreien an:

»Herr Kommandant!-Herr Kommandant! Der Kerl da hat den Befehl, alles auf den Tisch zu legen, nicht ausgeführt; er wollte schmuggeln.« Und zeigte dabei den kleinen bei mir gefundenen Bleistift. »14 Tage strengen Arrest!« war die prompte Antwort des Kommandanten. Das war natürlich der billige Vorwand, denn schon nach einigen Minuten händigte man mir nicht nur diesen Bleistift, sondern auch Federhalter, Briefpapier, Notizblock usw. wieder aus. Man brauchte einen Vorwand, und mochte er an den Haaren herbeigezogen sein, um mich von vornherein von den anderen Genossen im Lager zu isolieren. Das Urteil über mich war schon gefällt, als ich noch gar nicht in Dachau, sondern noch in Polizeihaft war. Für die braunen Henker war schon klar, daß ich, wie sie selbst in den folgenden Tagen

¹ Hans Steinbrenner (1905-1964), als Untersturmführer Mitglied der SS-Wachmannschaften. Internierung seit 1945, 1952 zu lebenslanger Haft verurteilt, 1962 entlassen.

dutzendmal ganz offen zu mir sagten, das Lager nicht mehr lebendig verlassen werde. Der Polizeimajor Hunglinger und ich wurden sofort abgeführt. Schon auf dem Wege zur Arrestbaracke schlug mich der Steinbrenner mit dem Ochsenfiesel vor den Augen einiger hundert in der Nähe an einer Gartenanlage arbeitender Gefangener mehrmals über Kopf und Ohren. Dann rief er den Genossen zu: »Da schaut her, euren Beimler haben wir, der euch verführt und verhetzt hat«, und schlug mich wieder über den Kopf.

Da die Eingangstür, auf der mit Kreide das Wort »Wache« geschrieben war, abgesperrt und der Verwalter, der die Schlüssel verwahrte, mit den anderen eingelieferten Gefangenen beschäftigt war, mußten wir noch vor der Baracke warten. Diese Gelegenheit benützte der »Kopfhalter«, der dauernd hinter dem Mordbrenner lief und auf ihn einredete – von wegen »dem Hetzer Beimler« – und den der Gedanke nicht ruhen ließ, daß ich daran festhielt, als Reichstagsabgeordneter gewählt zu sein, um mich wieder zu fragen, ob ich mir immer noch »einbilde«, Mitglied des Reichstags zu sein. Ich antwortete ihm, daß Einbildung ein bürgerlicher Begriff ist und für uns Kommunisten nicht existiert. Dann wandte er sich an den neben ihm stehenden Hunglinger: »Und du, Verräter? Du Sau, du Lump, jetzt sind wir dir drauf gekommen, daß du uns bespitzelt hast und von der Polizei dafür bezahlt worden bist. Und wie hast du unsere SA-Männer in der Führerschule geschliffen und schikaniert.« Er redete sich dabei in Wut und versetzte dem Hunglinger ein paar Schläge ins Gesicht. In der Zwischenzeit war der Verwalter mit den Schlüsseln gekommen und sperrte die Tür zur »Wache« auf. In wenigen Sekunden war ich in der sogenannten Arrestzelle Nummer 3, Hunglinger in Nummer 1.

Kaum hatte ich die Zelle betreten, da mußte ich feststellen, daß ich nicht etwa in einer Gefängniszelle, sondern in einem ehemaligen Abort eingesperrt war. Die beiden offenstehenden Abflußrohre und die noch vorhandenen Wasserleitungsrohre für die Spülung (es war ein Doppelabort) bestätigten das. Später konnte ich mich davon überzeugen, daß sich in der Baracke in einer Front acht solche Zellen aneinander reihten, die während des Krieges, als die Pulverfabrik und jetziges Konzentrationslager Hochkonjunktur hatte, von den dort beschäftigten Arbeitern und Angestellten als Aborte und Waschräume benutzt wurden. [...]

»DER STRICK STEHT IHNEN ZUR VERFÜGUNG«

14 Tage strengen Arrest, dachte ich mir, das kann ja »recht« werden. Während ich so auf der Kante der primitiv gebildeten und das einzige Inventar bildenden Holzpritsche sitzend über mein weiteres Schicksal nachdachte, wurde die Tür meiner Zelle aufgestoßen und drei SS mit den Händen auf den Rücken, an der Spitze Steinbrenner, traten ein mit den Worten: »Jetzt haben wir dich, Hetzer, du Landesverräter, du Arbeiterverräter, du Bolschewistensau, du Bonze«.

Steinbrenner schlägt mich dabei einige Male über den Kopf und die Schultern. Nachdem er sich mit dieser »Prozedur« genügend in Wut geredet hatte, brüllt er mich an: »Zieh deine Jacke aus – laß die Hose runter« und auf die Holzpritsche zeigend – »leg dich nüber.«

Da ich der Aufforderung nicht gleich nachkam, packte er mich mit der rechten Hand am Nacken und warf mich über die Kante der Pritsche. Währenddessen hatten sich die anderen beiden auf der rechten Seite aufgestellt, und nun schlugen die Hunde wieder solange auf mir herum bis ich mich nicht mehr rührte. »Wir helfen dir schon für deine Hetzereien, steh auf!« Kaum war ich aufgestanden, schlug er mich mit seinem Ochsenfiesel, von dem schon ganze Fetzen weghingen, noch ein paarmal über die Schulter. Dann stieß er mich in die Ecke und fragte mich: »Willst du jetzt zugeben, daß du die Arbeiter verraten hast?« Ich antwortete ihm: »Wenn ich jetzt vielleicht aus Angst vor weiteren Schlägen zugeben würde, daß ich die Arbeiter verraten habe, dann wär ich nur wert, auf der Stelle erschlagen zu werden.«

Ich glaubte, nun wird eine neue Prügelei losgehen, doch sie lie-ßen von mir ab. In wenigen Minuten hörte ich schon das Schlagen und Schreien in einer anderen Zelle. Es war Hunglinger, auf den sie scheinbar eine besondere Wut hatten. Er war, wie er selbst sagte, seit 1920 Mitglied der NSDAP und spielte auf der Führerschule der Na-zis in München eine große Rolle. Er hatte sozusagen das »Vertrauen des Führers«. Als die Nazis am 10. März die Polizeiakten nach der Machtübernahme in Bayern in ihre Hände bekamen, soll sich angeblich herausgestellt haben, daß Hunglinger während seiner Tätigkeit in der Hitlerpartei der politischen Polizei Berichte lieferte. War er doch selber Polizeimajor. Jedenfalls haben sie ihn fürchterlich geschlagen, denn noch lange, nachdem die »Helden« den Raum verlassen hatten, hörte ich das Stöhnen. Eine halbe Stunde mag vergangen sein, und schon wieder geht die Türe auf. Der Verwalter Vogel, der »Verantwortliche« für das, was in der Baracke, in der die Zellen sind, vorgeht, steht vor mir. »Haben Sie eine Bitte -einen Wunsch oder eine Beschwerde?«, war seine an mich gerichtete Frage. Mein Haß und mein Abscheu vor der Mörderbande war zu groß, als daß ich mich dazu erniedrigt hätte, eine Bitte oder einen Wunsch zu äußern. Eine Beschwerde? Ich hatte keine Lust, mich verhöhnen zu lassen. »Keines von den dreien« – war meine Antwort. Nun überreichte er mir einen zwei Meter langen Kälberstrick von der Stärke eines Fingers und forderte mich auf, denselben am kleinen Wasserleitungshahn aufzuhängen.

Nach kurzer Überlegung nahm ich den Strick in die Hand und überlegte wieder. »Ja, ja«, sagte er, »steigen Sie nur auf das Bett und hängen Sie den Strick an den Hahn ... «

Ich stieg auf die Holzpritsche und hängte den Strick mit der am dickeren Ende eingeflochtenen Öse an den Hahn. Nachdem ich wieder heruntergestiegen war, gab er mir folgende Weisung: »Wenn in Zukunft wieder jemand die Zelle betritt, haben Sie eine militärische Haltung einzunehmen und zu sagen: »Der Schutzhaftgefangene Beimler meldet sich zur Stelle, und« – auf den Strick zeigend – »sollten Sie irgendwelche Zweifel bekommen, dann steht er Ihnen zur Verfügung. «

[...]

AUSHALTEN – MAG KOMMEN, WAS WILL!

Was wird die Nacht wohl bringen, dachte ich und konnte fürs erste nicht glauben, daß es noch schlimmer werden kann. Das Schlimmere kann im äußersten Falle nur der Mord sein, dem ich ins Auge sehen will, und so warte ich nun der Dinge, die da kommen sollen.

Auf jeden Fall hatte ich mir in den Kopf gesetzt, daß der Strick für mich nicht in Frage kommt. Ich kannte die Stimmung der Arbeiter und noch besser die meiner Parteigenossen. »Freiwillig« Hand anlegen, das bedeutet in den Augen der Arbeiter ein Zurückweichen vor den unvermeidlichen Konsequenzen, die sich aus der Tätigkeit eines Revolutionärs ergeben. Es heißt also: Aushalten, mag kommen was will!

Die Nacht kam langsam heran, und als es gegen neun Uhr geworden war, da wurde es in der Baracke vor den Zellen statt ruhiger immer lebendiger, lauter und unruhiger. »Mach dich gefaßt!« dachte ich, als ich die Schlüssel klirren hörte und den hohlen, gräßlichen Ton der Schritte mit den Langschäftern. Sie waren vorbeigegangen, und nach wenigen Minuten hörte ich den Major Hunglinger fürchterlich schreien. An der Zahl der Schläge, wie sie immer zugleich verabfolgt wurden, war mir schon bewußt, daß sich dieses Mal mehr als drei an der Folter beteiligten. Ja, hören denn die nicht mehr auf dachte ich, und sie hörten und hörten nicht auf. Einige Mal wurde die Schlägerei unterbrochen und es waren nur ganz dumpfe Stöße zu hören. Wie ich ja dann selbst erfahren konnte, kamen sie daher, weil die Peiniger die Ochsenziemer umkehrten und mit den dicken Knorpeln dreinschlügen. Die Schreie wurden immer schlimmer und waren zuletzt nur noch ein Röcheln. Die Schlägerei hatte aufgehört, und schon wurde

die Zelle des Genossen Götz aufgesperrt, – und wieder das Gleiche. Sie scheinen immer noch mehr »Mut« bekommen zu haben. Sie schlugen und schlugen.

Wie mir in der Nacht der Genosse Götz sagte, war er schon den sechsten Tag in der Zelle, und hatte jeden Tag die gleiche Tortur durchgemacht. Nun kam die Reihe an mich. Die Zelle wurde aufgerissen und sechs Banditen, an der Spitze der Mörder Steinbrenner drängten sich in meine Zelle. Ihre schwarzen französischen Käppis hatten sie bis in den Nacken zurückgeschoben und die nassen ins Gesicht – besser gesagt – Fratze hängenden Haare bewiesen mir daß sie sich »warm« geprügelt hatten.

»LEG DICH NÜBER LOS«

war die Aufforderung des Steinbrenner. »Komm, komm!« schrie er schon gleich im Anschluß, und nun sollte ich bestätigt bekommen, was Götz am Tage zu mir sagte. Es war wirklich schlimmer, ja dreifach schlimmer als das, was ich bis zu dieser Schlägerei am eigenen Leib verspürt habe.

Während zwei von der linken und zwei von der rechten Seite her auf mich einschlugen, sekundierten die anderen »Unbeschäftigten« mit einer Reihe von Zwischenrufen, wie »Rot Front!« – »Heil Moskau!« – »Hoch Thälmann!«² – »Hoch die Weltrevolution!« und anderes mehr. Wenn ich mich vor Schmerzen krümmte und auf die Seite wälzte, schlugen sie solange auf Arme und Beine, bis ich mich wieder auf den Bauch wälzte. Es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, daß jede von den Bestien mindestens 40 bis 50 Schläge geführt hat.

Das war ihnen nicht genug. Nun mußte ich erst die linke und dann die rechte Hand wie ein Schüler dem Lehrer hinhalten, damit sie mir mit dem Ochsenziemer auf jede Hand je zehnmal auf die Fingerspitzen schlagen konnten. Darauf ebenso oft auf den Handrücken.

Die Finger und Handrücken waren so aufgeschwollen, daß ich tagelang kaum etwas anfassen konnte. Als sie endlich die Zelle verließen, und ich glaubte, daß nun Ruhe eintreten würde, konnte ich mich bald überzeugen, daß ich mich wieder getäuscht hatte.

Sie hatten sich inzwischen eine Anzahl Juden aus dem Lager geholt und verprügelten einen nach dem anderen in der »leeren« Zelle neben mir. Als so um zehn Uhr nachts endlich »Ruhe« eingetreten war, versuchte ich mich hinzulegen. Von Schlafen war keine Rede, denn ich wußte ja nicht, wohin ich meinen zerschlagenen Körper legen sollte.«

Hans Beimler beschreibt in seinem Bericht unter anderem noch weitere Foltermaßnahmen und wie zwei andere Häftlinge durch die Folter in den Tod getrieben wurden. Auch auf Hans Beimler wurde der Druck, sich umzubringen erhöht. Er wurde mehrfach direkt dazu aufgefordert. Eines Abends sagte ihm Steinbrenner, dass er ihn am nächsten Morgen nicht mehr lebend sehen wolle. In dieser Nacht gelang Hans Beimler die Flucht. Anderen Häftlingen gelang das nicht, sie wurden auf der Flucht erschossen.

2 Ernst Thälmann, geb. 1886, KPD-Vorsitzender, seit März 1933 inhaftiert, 1944 im KZ Buchenwald ermordet.

Konzentrationslager Oranienburg

Von SA-Sturmbannführer Schäfer,
Standarte 208, Lagerkommandant

Das Anti-Braunbuch über das
erste deutsche Konzentrationslager

Vorwort des Führers der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg

Ein verdienter SA-Führer, der als Nationalsozialist wie Soldat mein volles Vertrauen hat, spricht aus dieser Tatsachenschilderung. Ein Mann, dem Bewegung und Staat eine mühselige und verantwortungsvolle Aufgabe gestellt haben.

Menschen einerkern und in abgeschlossener Verbitte-
rung verkommen lassen kann jedes Narrensystem. Der
Mut zur unpopulären Maßnahme auf den ersten Blick,
zur Auklerziehung zum sittlichen Arbeitsmuß, hat in den
Konzentrationslagern für die antinationalsozialistischen
Staatsfeinde seine erste Bewährung auf dem Gebiete der
übernommenen und uns zugefallenen pädagogischen Groß-
aufgabe erzeigt.

Nicht Schinder und Menschenquäler, wie es eine ver-
logene Breuellüge will, sondern deutsche soldatisch-harte
Männer der braunen Sturmabteilungen haben verführten
Volksgenossen gegen ihren Willen, zum eigenen Besten,
zur politischen Einkehr und zum Arbeitsethos zurück-
verholten.

Ich danke als zuständiger Gruppenführer der Berlin-
Brandenburger SA dem Verfasser und seinen Mit-
arbeitern, meinen SA-Kameraden, für Dienstleistung und
Treue, aber auch für die bewiesene Härte und Würde, die
Notwendigkeit waren, sollte das Ziel erreicht werden.

Paul Ernst,

*SA Gruppenführer u. Bezirks-Statrat
15. Februar 1934*

Flucht aus dem Konzentrationslager Dachau

In der Nacht vom 8. auf 9. Mai ist der bekannte Kommunistenführer, Schlosser Johann Beimler, aus dem Konzentrationslager Dachau entwichen. Beimler trug eine braune Knickerbockerhose und braune Joppe. Er ist glatt rasiert und kurz geschoren. Besondere Kennzeichen: Auffallend große und abstehende Ohren. Für Mitteilungen zur Wiederergreifung des Beimler wird eine Belohnung von 100 M. ausgesetzt.

Selbstmord im Konzentrationslager.

Am Montag verübte im Konzentrationslager Dachau der bekannte Kommunistenführer Dressel Selbstmord. Er öffnete sich in einem unbewachten Augenblick die Pulsadern.

Kommunistenführer Götz erschossen.

Am Dienstag wurde ein Posten im Dachauer Konzentrationslager von dem Kommunisten Götz, der sich mit ihm allein an einer Arbeitsstelle befand, angegriffen. Den ersten gewalttätigen Angriff wies der Wachposten ab, als sich aber Götz wieder auf ihn stürzte, machte der Wachmann von der Waffe Gebrauch und erschoss den Kommunisten.

ABSCHRIFT: FLUCHT AUS DEM KONZENTRATIONSLAGER DACHAU

In der Nacht vom 8. auf 9. Mai ist der bekannte Kommunistenführer, Schlosser Johann Beimler, aus dem Konzentrationslager Dachau entwichen. Beimler trug eine braune Hose und braune Joppe. Er ist glatt rasiert und kurz geschoren. Besondere Kennzeichen: Auffallend große und abstehende Ohren. Für Mitteilungen zur Wiederergreifung des Beimler wird eine Belohnung von 100 Mark ausgesetzt.

Selbstmord im Konzentrationslager.

Am Montag verübte im Konzentrationslager Dachau der bekannte Kommunistenführer Dressel Selbstmord. Er öffnete sich in einem unbewachten Augenblick die Pulsadern.

Kommunistenführer Götz erschossen.

Am Dienstag wurde ein Posten im Dachauer Konzentrationslager von dem Kommunisten Götz, der sich mit ihm allein an einer Arbeitsstelle befand, angegriffen. Den ersten gewalttätigen Angriff wies der Wachposten ab, als sich aber Götz wieder auf ihn stürzte machte der Wachmann von der Waffe gebrauch und erschoss den Kommunisten

Quelle: <http://von-nichts-gewusst.jimdo.com/kz-dachau/dachauer-zeitung-11-05-1933/>

Dachauer Zeitung vom 11.05.1933

HOFFMANN VON FALLERSLEBEN DIE ARBEIT, DEZEMBER 1870

Die Arbeit macht uns selbstbewußt und frei,
Und nur wer frei, kann wahrhaft glücklich sein.
Die Arbeit sorgt, daß du mit Anstand lebst,
Sie nährt und kleidet dich mit Weib und Kind;
Und bietet dir die Mittel zum Erziehn,
Zum Unterricht für künftigen Beruf.
Daß Arbeit schändet, ist ein Vorurteil,
Ein albern Vorurteil, das schwer sich rächt,
Doch immer noch bei dummen Leuten herrscht,

Die lieber vornehm betteln, als daß sie
Anständig sich verdienten eignes Brot.
Der schwerste Stab, es ist der Bettelstab,
Der schwerste Gang, es ist der Müßiggang,
Die schwerste Arbeit ist die Bummelei.
Merk's dir, mein Sohn! Mit Fleiß und Redlichkeit
Gelangst du an ein ehrenvolles Ziel.
Die Arbeit ist der Menschheit Angelstern,
Aus ihr nur sprießt des Volkes Glück und Heil.

ZUR LOSUNG »ARBEIT MACHT FREI«

Die Losung »Arbeit macht frei«, die am Tor des KZs Dachau und des KZs und Stammlagers Auschwitz I stand, ist an Zynismus kaum zu überbieten.

Während die Arbeiterbewegung auf den im Kapitalismus unlösbaren Widerspruch hinwies, dass die Arbeit die Grundlage des Lebens jeder menschlichen Gesellschaft ist, aber unter den Bedingungen der Ausbeutung zu Unfreiheit und Unterdrückung führt, also einerseits die große Bedeutung der Arbeit für die Gesellschaft insgesamt hervorhob und andererseits die gesellschaftlichen Bedingungen in den Mittelpunkt rückte, haben reaktionäre Kräfte in Deutschland schon vor den Nazis eine Ideologie der Arbeit befestigt.

Die Arbeit als angeblich individuelles Mittel der Charakterbildung und der Befreiung spielte schon beim antisemitischen, militaristischen und antidemokratischen Dichter des Deutschlandliedes Heinrich Hoffmann von Fallersleben eine Rolle. Er schrieb das Gedicht »Arbeit macht frei« und lobte die Arbeit ohne jeglichen Zusammenhang mit gesellschaftlichen Bedingungen. (Siehe Heinrich Hoffmann von Fallersleben: »Gedichte und Lieder«, Hamburg 1974, S. 232)

Die Losung »Arbeit macht frei« ist somit keinesfalls eine Erfindung der NS-Propaganda. Sie stammt – vielleicht noch nicht einmal ursprünglich – aus einem Gedicht von Hoffmann von Fallersleben, der auch die Losung »Deutschland, Deutschland, über alles« für das Deutschlandlied erfunden hat.

Das Gedicht von Hoffmann von Fallersleben beginnt mit der Zeile »Die Arbeit macht uns selbstbewusst und frei«. Es folgt eine Reihe von Behauptungen aus einer Mischung von alten und selbst erfundenen Sprichwörtern wie: »Die schwerste Arbeit ist die Bummelei« oder »Merk' dir mein Sohn! Mit Fleiß und Redlichkeit gelangst du an einen ehrenvolles Ziel« und Ähnliches. Nun, der schon damals reaktionäre Positionen vertretende Hoffmann von Fallersleben kann nicht direkt etwas dafür, dass seine Losung von der Nazi-Propaganda aufgegriffen, leicht verkürzt und verändert wurde und dazu noch als Losung vor Dachau und Auschwitz in Metall gegossen wurde.

Aber es ist wichtig, zu verstehen, dass die NS-Propaganda auch hier auf gängige Bilder und Vorstellungen zurückgriff, um die Ideologie der Arbeit möglichst wirkungsvoll zu verbreiten. Die NS-Ideologie baute auf dieser Tradition auf und behauptete, dass es keine KZs mit mörderischen Bedingungen gab, sondern dass die Konzentrationslager im Grunde nur Arbeitslager waren, die zur Umerziehung und dann zur Freiheit der inhaftierten Häftlinge führen würden.

Arbeit macht frei!

Sonderbericht über ein Konzentrationslager
für die „Münchner Illustrierte Presse“
von Georg Ebert

Das Ausland schreibt und erzählt über die Konzentrationslager die haarsträubendsten Dinge. Es ist sicher, daß jeder Freiheitsentzug eine strenge und scharfe Maßnahme ist. Wer aber keine Freiheit mißbraucht zum Schaden seines Volkes, dem muß der Weg gezeigt werden, sich diese Freiheit neu zu verdienen. Ein geregelter Lebenslauf, eine unerhörte Sauberkeit

im Wohnen und in der Körperpflege, ein tadelloses Essen, eine strenge aber gerechte Behandlung, die Anleitung, Arbeit wieder zu erlernen und neue Fähigkeiten dazuzugewinnen, sind die Methoden, die auf Befehl des Reichsführers **Hitler** und Chefs der deutschen Polizei **Heinrich Himmler** in den Lagern für die Erziehung und Besserung sozialer Elemente angewendet werden.

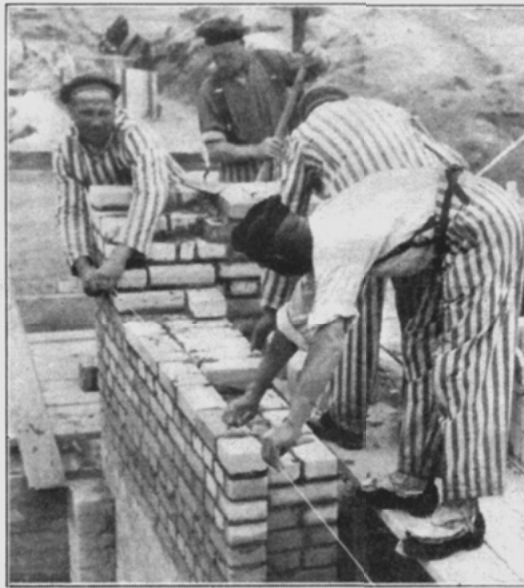
Rechts:

Jeder muß arbeiten

In den Konzentrationslagern werden die Schutzhäftlinge zu nützlicher Arbeit angehalten, die sie in ihrem bisherigen Leben nicht kennengelernt haben



Verbrecherische Gedanken haben keinen Raum mehr
In frischer Luft bei Ordnung und Sauberkeit wird das Gefühl für den Sinn der Arbeit und das Bewußtsein geweckt, daß auch sie ihren Anteil an der Gemeinschaft zu leisten haben



„Krumme Finger“ gibt's hier nicht

Sie merken bald, daß es besser ist, Mauern aufzubauen, als sie zu durchbrechen. Jeder, der einmal etwas gelernt hat, kann seine Fähigkeiten vervollkommen und neues handwerkliches Können erwerben



Früher trugen sie
Unter strenger Anleitung erfüllen Aufgaben. Keiner kann sich auf neuen Pflichten drücken, wie er es

05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 7/A
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG



Der Weg zur Freiheit

Der Reichsführer **44** hat diesen Spruch, der in knappen Worten den Häftlingen die Möglichkeit, ihre Freiheit wiedergewinnen, aufzeigt, an auffälliger Stelle in den Lagern anbringen lassen, damit ihn jeder ständig vor Augen hat



Werte werden geschaffen

Politische und kriminelle Verbrecher, Arbeitsscheue und andere asoziale Elemente müssen sich in den Lagern an werkschaffende Arbeit gewöhnen. Durch anständige Führung, Fleiß und Ehrlichkeit können sie beweisen, daß sie für die Volksgemeinschaft noch nicht endgültig verloren sind



Erziehung zur Gemeinschaftsarbeit

So wie die Häftlinge gemeinsam wohnen, essen und schlafen, verrichten sie auch ihr streng geregeltes Tagewerk in gemeinschaftlicher Arbeit



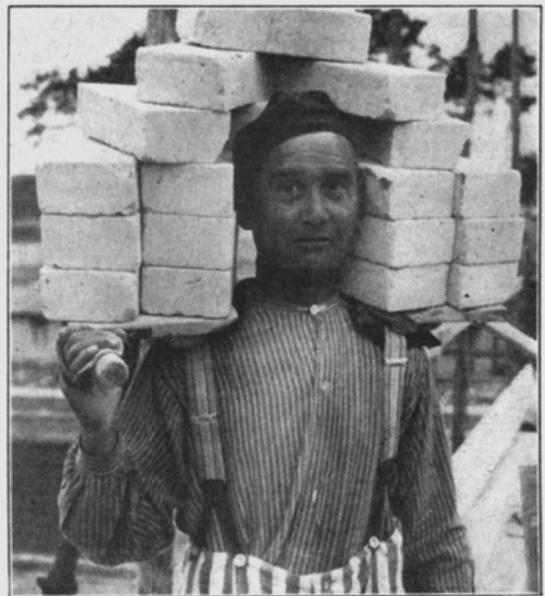
Die Begut

Ne die ihnen zugewiesenen Rollen anderer von lei-führer immer getan hat



Lehrlinge der Arbeit

Menschen, denen die Arbeit ein Fremdwort ist, kann der Staat nicht dulden. Er sorgt dafür, daß jeder Volksgenosse lesen und schreiben lernt, sorgt aber auch dafür, daß jeder arbeiten lernt



Die Last der Arbeit ist leichter als die Last des Verbrechens

Wer nie etwas geleistet hat, erkennt nie die Leistung anderer und den erarbeiteten Beiz an. Im Lager wird ihm die Achtung vor der Leistung durch die eigene Tat gelebt

ARBEIT MACHT FREI!

Sonderbericht über ein Konzentrationslager für die »Münchener Illustrierte Presse« von Georg Ebert

Das Ausland schreibt und erzählt über die Konzentrationslager die haarsträubendsten Dinge. Es ist sicher, dass jeder Freiheitsentzug eine strenge und scharfe Maßnahme ist. Wer aber seine Freiheit missbraucht zum Schaden seines Volkes, dem muss der Weg gezeigt werden, sich diese Freiheit neu zu verdienen. Ein geregelter Lebenslauf, eine unerhörte Sauberkeit im Wohnen und in der Körperpflege, ein tadelloses Essen, eine strenge aber gerechte Behandlung, die Anleitung, Arbeit wieder zu erlernen und neue Fähigkeiten dazuzugewinnen, sind die Methoden, die auf Befehl des Reichsführers SS und Chefs der deutschen Polizei Heinrich Himmler in den Lagern für die Erziehung und Besserung asozialer Elemente angewendet werden.

Bildunterschriften:

Jeder muss arbeiten

In den Konzentrationslagern werden die Schutzhäftlinge zu nützlicher Arbeit angehalten, die sie in ihrem bisherigen Leben nicht kennengelernt haben

Verbrecherische Gedanken haben keinen Raum mehr

Bei frischer Luft, bei Ordnung und Sauberkeit wird das Gefühl für den Sinn der Arbeit und das Bewusstsein geweckt, dass auch sie ihren Anteil an der Gemeinschaft zu leisten haben

»Krumme Finger« gibt's hier nicht

Sie merken bald, dass es besser ist, Mauern aufzubauen, als sie zu durchbrechen. Jeder, der einmal etwas gelernt hat, kann seine Fähigkeiten vervollkommen und neues handwerkliches Können erwerben

Früher trugen sie Diebesgut

Unter strenger Anleitung erfüllen sie die ihnen zugewiesenen Aufgaben. Keiner kann sich auf Kosten anderer von seinen Pflichten drücken, wie er es früher immer getan hat

Zweite Seite des Artikels Bildunterschriften

Der Weg zur Freiheit

Der Reichsführer SS hat diesen Spruch, der in knappen Worten den Häftlingen die Möglichkeit, ihre Freiheit wiederzugewinnen, aufzeigt, an auffälliger Stelle in den Lagern anbringen lassen, damit ihn jeder ständig vor Augen hat

Texttafel auf dem Foto:

Es gibt nur einen Weg zur Freiheit

Seine Meilensteine heißen:

Gehorsam, Fleiß, Ehrlichkeit,

Ordnung, Sauberkeit, Nüchternheit

Wahrhaftigkeit, Opfersinn und

Liebe zum Vaterlande!

Erziehung zur Gemeinschaftsarbeit

So wie die Häftlinge gemeinsam wohnen, essen und schlafen, verrichten sie auch ihr streng geregeltes Tageswerk in gemeinschaftlicher Arbeit

Werte werden geschaffen

Politische und kriminelle Verbrecher, Arbeitsscheue und andere asoziale Elemente müssen sich in den Lagern an werteschaftende Arbeit gewöhnen. Durch anständige Führung, Fleiß und Ehrlichkeit können sie beweisen, dass sie für die Volksgemeinschaft noch nicht endgültig verloren sind

Lehrlinge der Arbeit

Menschen, denen die Arbeit ein Fremdwort ist, kann der Staat nicht dulden. Er sorgt dafür, dass jeder Volksgenosse lesen und schreiben lernt, sorgt aber auch dafür, dass jeder arbeiten lernt

Die Last der Arbeit ist leichter als die Last des Verbrechens

Wer nie etwas geleistet hat, erkennt nie die Leistung anderer und den erarbeiteten Besitz an. Im Lager wird ihm die Achtung vor der Leistung durch die eigene Tat gelehrt

16. Juli 1933

Jahrgang / Nr. 28

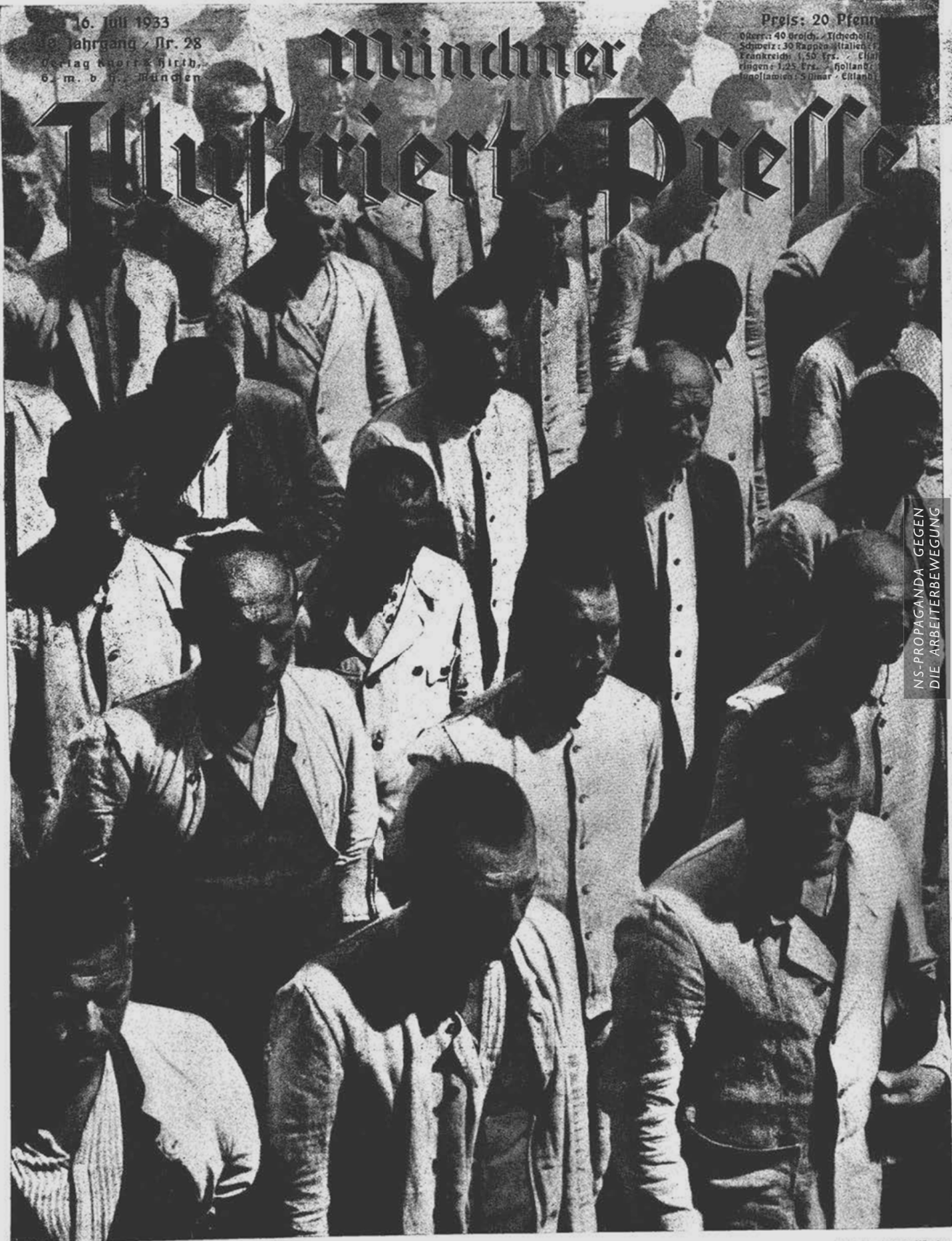
Verlag Kurt & Hirth,
6. m. b. H. München

Preis: 20 Pfenn

Osterr.: 40 Grosch. - Tschschei:
Schweiz: 30 Rappen - Italien:
Frankreich: 1,50 Frs. - Dän:
England: 1,25 Frs. - Holland:
Japan/Indien: 5 Dinar - Cilland:

Münchener

Illustrierte Presse



NS-PROPAGANDA - GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

05

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 87A

Frühappell im Erziehungslager
Disziplin erzieht zu gemeinschaftlicher aufbauender Arbeit

Aufnahme: Bauer-München



Arbeitsdienst im Erziehungslager

Aufnahmen: Bauer-München

Volksgenossen, die artfremden Verführern zum Opfer fielen und Wegbereiter des bolschewistischen Kommunismus in Deutschland waren und sein wollten, werden durch die heilende Wirkung produktiver Arbeit und straffer Disziplin zu brauchbaren Mitgliedern des nationalsozialistischen Staates erzogen

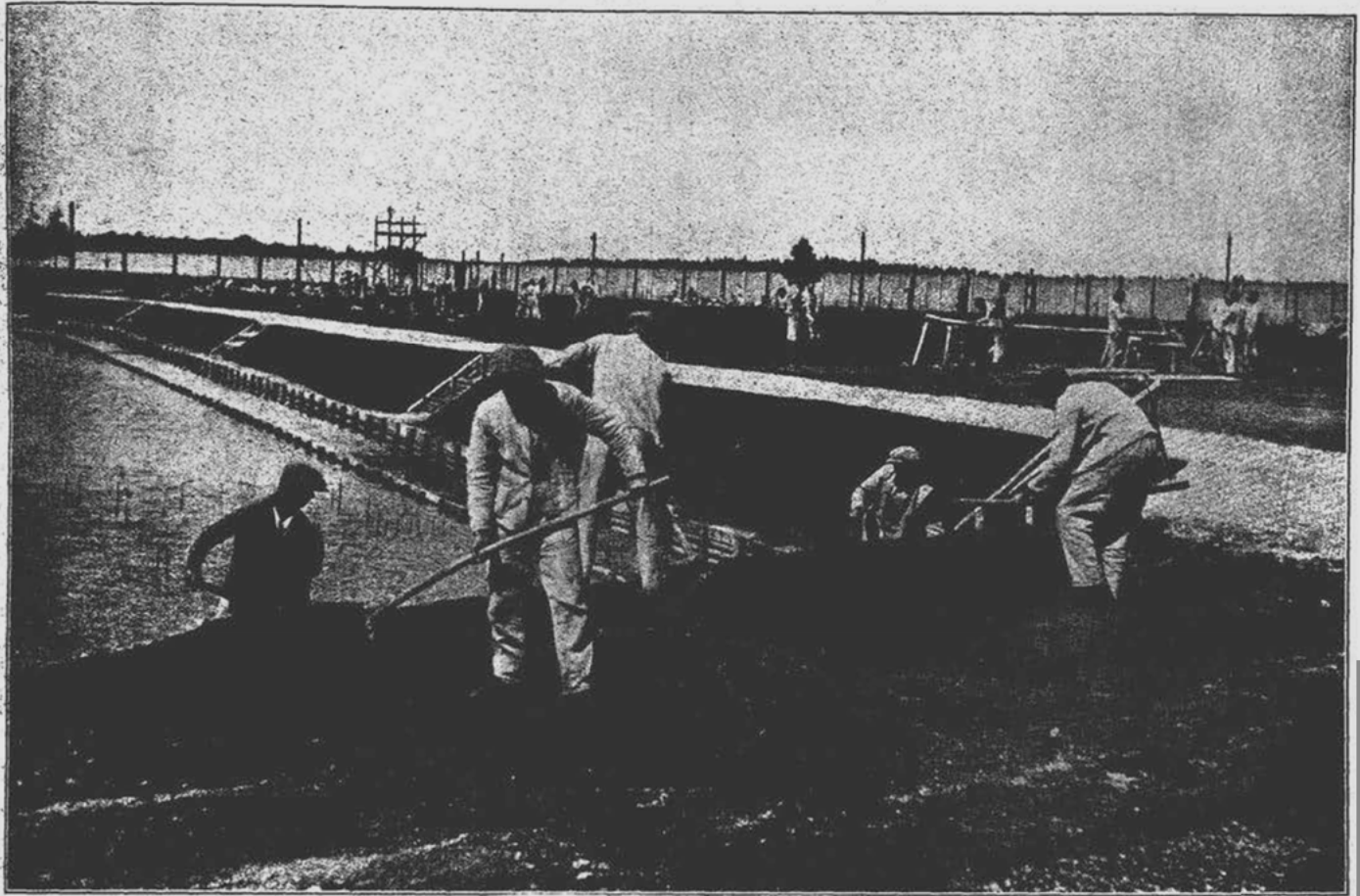
DIE WAHRHEIT ÜBER

Das konkrete Ziel der nationalsozialistischen Revolution wurde vom Führer und Kanzler des deutschen Volkes klar und deutlich mit folgenden Worten umrissen: „Ordnung im Innern als Vorbedingung der Entfaltung der Kraft nach außen“. Daß diese Ordnung, auf der ein Staatswesen aufgebaut sein muß, nie ge-

schaffen werden kann, wenn Feinde des Staates, bewußte Störer der Ordnung sich ungehemmt betätigen können, liegt auf der Hand. So war zu allen Zeiten das am trassfesten ins Auge Springende äußere Merkmal jeder Revolution die Entfernung aller Feinde der Regierungsgewalt. Die französische Revolution ließ die

Aristokraten durch theatrale Gerichtsverhandlungen zum Tode verurteilen und vollzog die Hinrichtung durch die Guillotine. Die kommunistische Revolution in Rußland ließ Millionen von unschuldigen Männern, Frauen und Kindern durch das Untermenschentum der Tscheka bestialisch hinhängen.

05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 8/A
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG



Das Werk zweimonatigen Schaffens

Den Greuelmeldungen über Behandlung und Lebensverhältnisse der Belegschaft des Dachauer Lagers stellen wir dieses vielversprechende Bild gegenüber. Das Schwimmbassin für sommerliche Freistunden wurde von einem Teil der Lagerinsassen in zwei Monaten ausgeschachtet und mit einer sauberen Einfassung versehen

NS-PROPAGANDA - GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

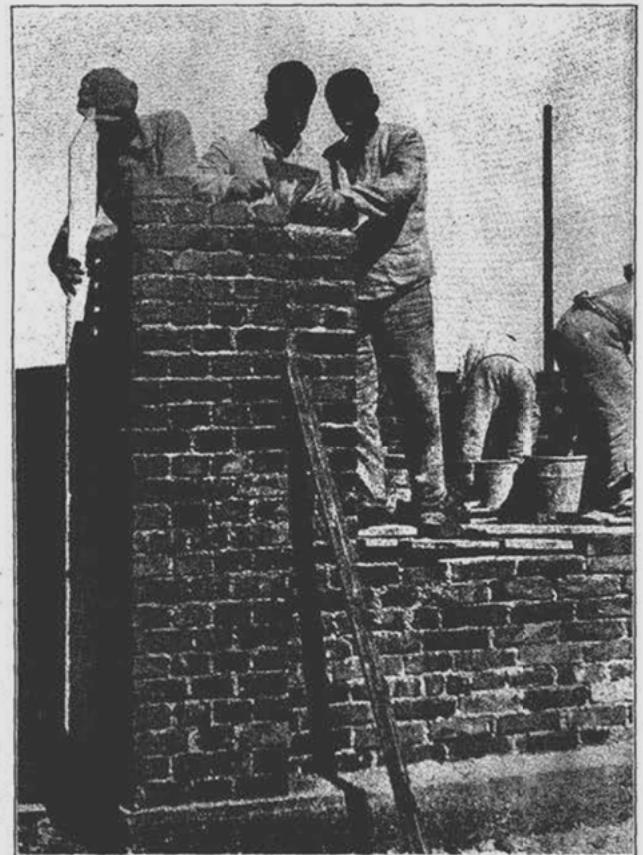
05

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 8/A



Handwerker bei der Arbeit

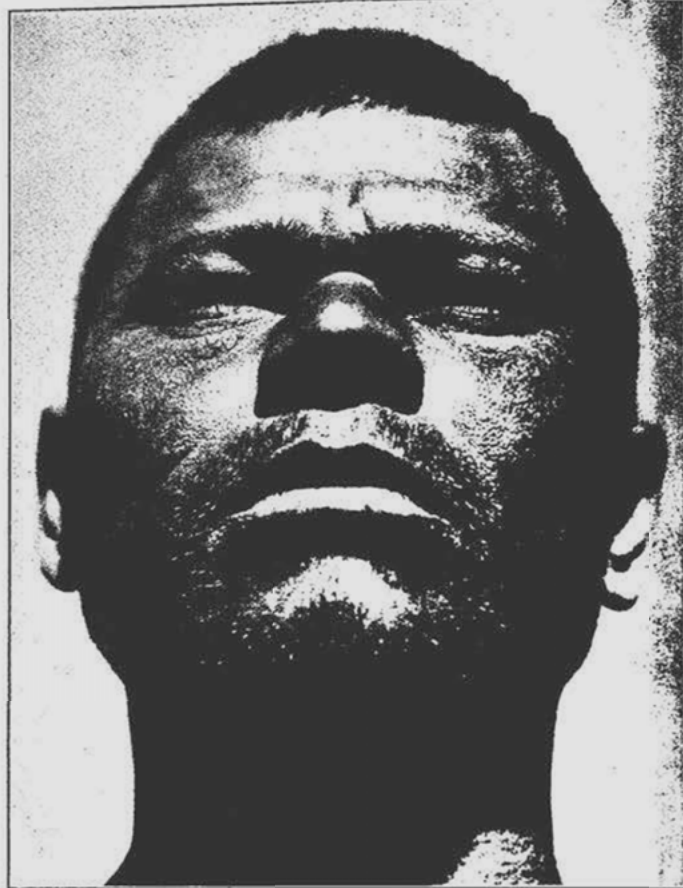
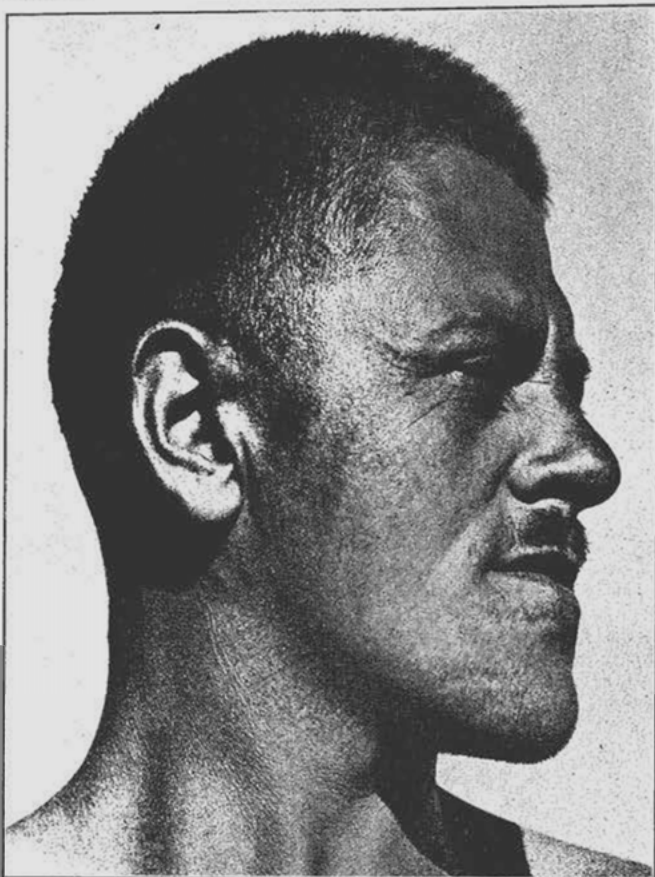
Gelernte Facharbeiter werden mit ihrer Berufsarbeit beschäftigt. In Handwerkerstuben sitzen Schneider und Schuster. Diese Zimmerleute bauen unter Leitung eines Meisters aus ihrer Mitte einen Geräteschuppen



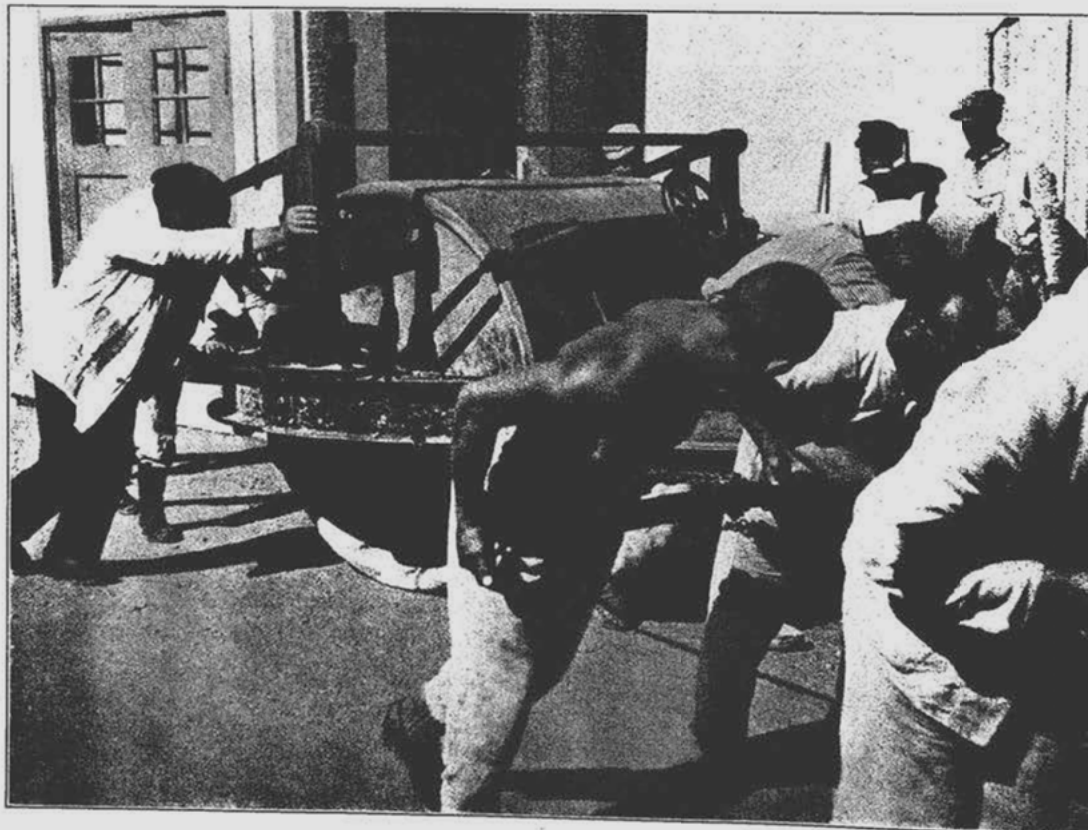
DACHAU

Die Träger der deutschen nationalsozialistischen Revolution des Frühjahrs 1933 stehen für ewige Zeiten vor dem Urteil der Geschichte makellos da. SA. und SS., durch endlos lange Schreckensjahre terrorisiert und misshandelt, wahren in den Tagen, da sie auf Befehl ihres Führers

Ein Werk, das seinen Meister lobt
Die verschiedenen Arbeitergruppen, die an diesem Hausbau gesetzt sind, legen einen gesunden Wettstreit an den Tag. In Schnelligkeit und Güte der Arbeit will jeder den anderen übertreffen



Die vier Köpfe, die wir hier zeigen, vermitteln einen lebhaften Eindruck von der rassischen und artgemäßen Verschiedenheit der Belegschaft des Dachauer Erziehungslagers, mit dessen Errichtung der nationalsozialistische Staat verschiedene Ziele verfolgt. In erster Linie will er verderbte, unverbesserliche Individuen aus der deutschen Volksgemeinschaft entfernen. Diese Elemente leben im Lager Dachau von der übrigen Belegschaft getrennt und werden mit Sonderarbeiten beschäftigt. Dann . . .



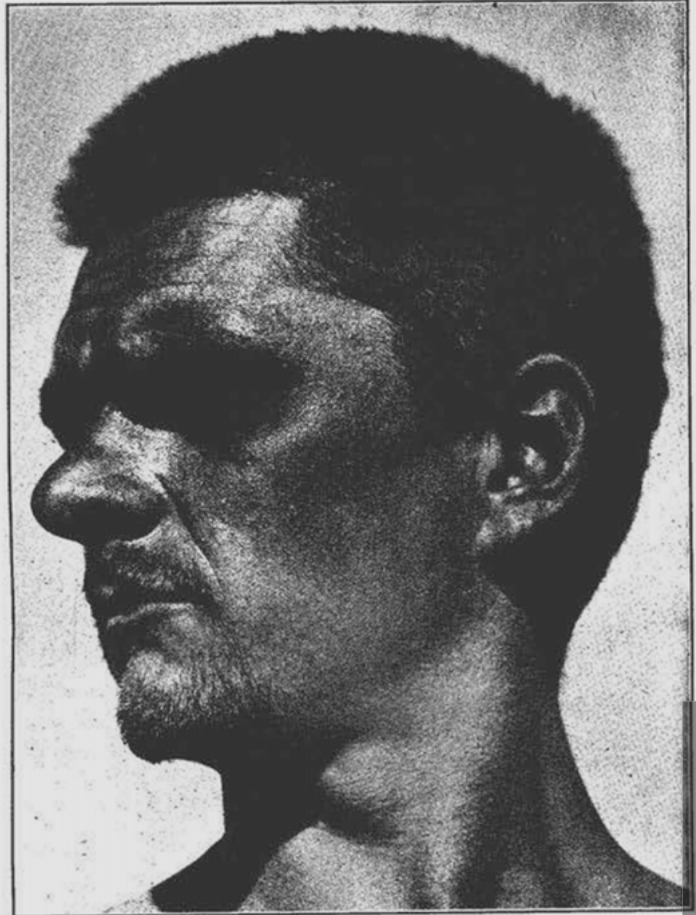
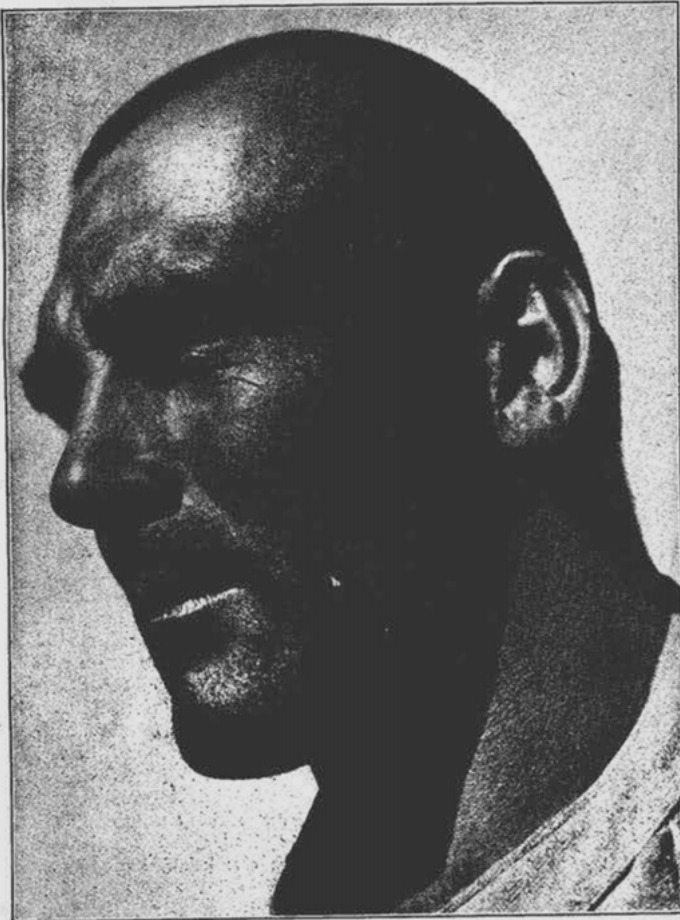
die Macht ergreifen, in übermenschlicher Beherrschung die Disziplin, die sie dem Gedenken ihrer 300 gefallenen Kameraden geschworen hatten. Ihrer Beherrschung ist es zu danken, daß die nationalsozialistische Revolution, eine deutsche, das heißt eine heilige Revolution genannt werden darf.

Aber sie durften die Lebensgrundlagen des deutschen Staates nicht angreifen lassen und mußten jene Elemente, die niederstreifen wollen, während der Führer bereits aufbaut, entfernen. Aber indem sie es taten, zeugten sie für die hohe Kultur des Volkes, dem sie entstammten. Sie haben keinen Augenblick daran gedacht, sich an ihren Widersachern von ehemals zu rächen, den Satz „Auge um Auge, Zahn um Zahn“

Schwere Arbeit

Volkserführern, denen der Begriff Arbeit ihr Leben lang fremd geblieben ist, lehren ihn hier zum eigenen Nutzen kennen. Zum ersten Male arbeiten sie produktiv in einer Gemeinschaft

05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 8/A
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG



... will der Staat jenen Elementen, die im Dienste fremder Staaten oder überstaatlicher Mächte den deutschen Arbeiter zu undeutscher Weltanschauung verführten, jede Möglichkeit ihrer volkszersetzenden Tätigkeit nehmen. Schließlich will er die Verführten, deren Aufnahme in die Gemeinschaft seiner ordentlichen Staatsbürger er selbst anstrebt, durch erziehende Arbeit auf den Weg zurückbringen, der jedem deutschen Menschen in die nationalsozialistische Gemeinschaft offen stehen soll

haben sie bewußt der Vergessenheit übergeben und an seine Stelle den fundamentalen Satz des Nationalsozialismus gestellt „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“

Die noch staatsfeindlichen Elemente, die sich durch marxistische Dialektiken verführen ließen, wieder zu aufbauender Arbeit zu bringen, ihnen den ethischen Wert einer wahren Gemeinschaft klar zu machen, war das nächste Ziel.

Erziehungslager wurden eingerichtet, in denen diese Elemente so festgesetzt wurden, daß sie sich nicht mehr staatsfeindlich betätigen können. Im gleichen Augenblick begannen sich im Ausland jene Kräfte zu rühren, die Deutschland zerstören wollten, weil sie ihrer Weltanschauung nicht zum Siege
(Fortsetzung auf Seite 854)



Verdientes Brot

Reichliche und nahrhafte Kost, in der großen Gemeinschaftsküche zubereitet, garantiert den vorbildlichen Gesundheitszustand des Lagers mit nur 0,5 Prozent Revierkranken

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

05

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 8/A

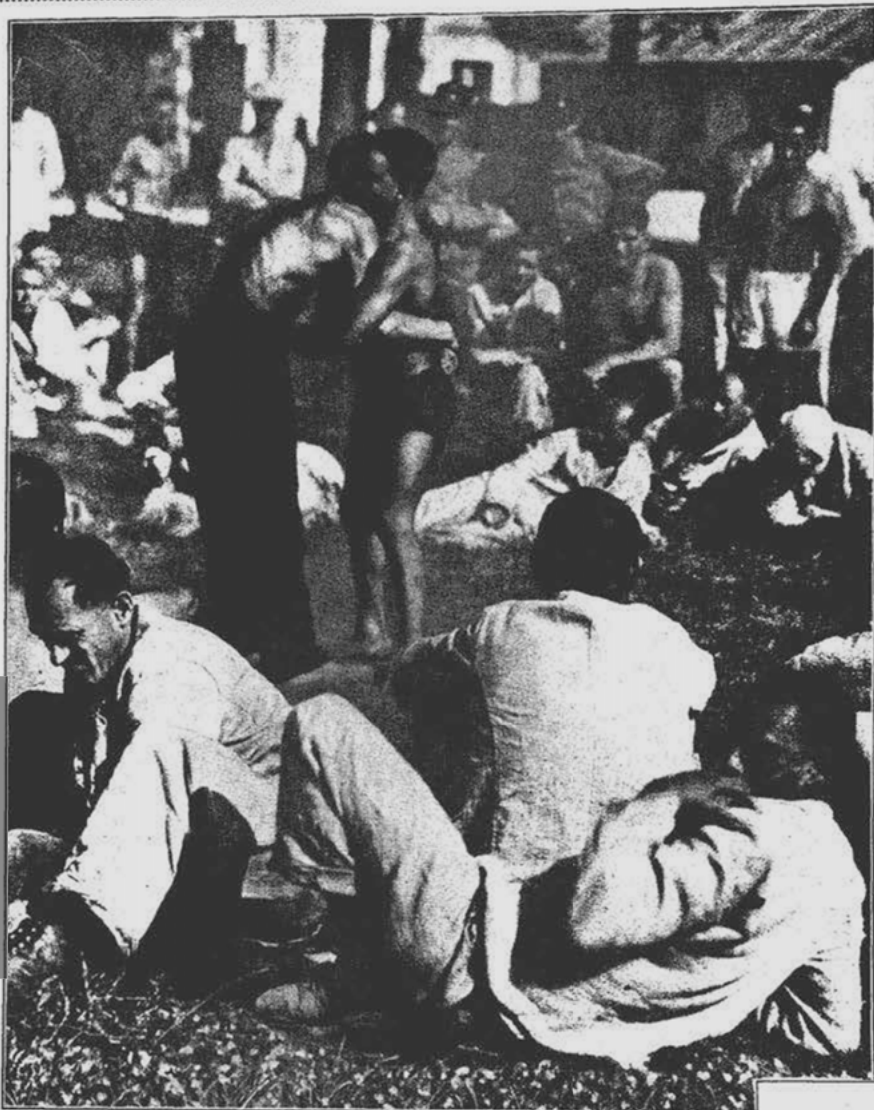
ERHOLUNGS- STUNDEN IM ERZIEHUNGS- LAGER

(Fortsetzung von Seite 853)

verhelfen können, so lange Deutschland lebt. Jene Kräfte, die nach dem Krieg unser Land und Volk von innen her zerlegen wollten. Eine bestimmte Schicht marxistischer und jüdischer Intellektueller überschwemmt seit Monaten die Welt mit Lügen in- samster Art über die Behandlung und die Lebens- verhältnisse der Schutzgefangenen in den deutschen Er- ziehungslagern. Die gemeinsten Verleumdungen wer- den über das bayerische Erziehungslofer in Dachau bei München ausgedacht. Diese Leute kommen über die Tatsache nicht hinweg, daß die Mainlinie, das von ihnen erdachte Bollwerk gegen den Nationalsozialismus, nicht gehalten hat, was sie sich von ihr versprochen.

Was ist nun die Wahrheit über Dachau? Auf diesen Bilderseiten steht sie. Ein Lager, in dem Menschen zur Arbeit und zur Disziplin erzogen wer- den. Menschen, die eines Tages, wenn sie erzogen sind, in die große Front des deutschen National- sozialismus eingegliedert werden sollen. Menschen, die human behandelt werden, die gut verpflegt und mit größter Hingabe ärztlich betreut werden, wobei sich die ärztliche Fürsorge bis in die kleinsten Einzel- heiten, wie eine Zahnklinik, erstreckt. Menschen, die arbeiten müssen, die aber freie Zeit genug haben, sich dem Spiel und Sport hinzugeben. Menschen, die dem Besucher, ohne daß man sie fragt, sagen, daß sie es in ihrem Leben noch nicht so gut und sorglos gehabt haben, wie hier in Dachau. Die aufatmen, daß sie endlich Gelegenheit haben, ihr Hand- werk, ihre gelernte Arbeit wieder ausüben zu können.

Das ist die Wahrheit über Dachau, die aus allen Bildern dieser Seiten so deutlich spricht, daß es eines weiteren Kommentars nicht mehr bedarf.



Sportliche Kampfspiele nach Feierabend
Über Mittagspause und Abendstunden kann im Erziehungslofer jeder nach Lust und Liebe verfügen. Der Ringkampf, bei dem zusehende Kameraden den Schiedsrichter stellen, ist im Lager ein beliebter Erholungssport



Im Sonnenbad

Eine Wiese in freiliegender Lagerede gibt Lust- und Sonnen- fanatikern Gelegenheit, in ihren liebsten Elementen zu baden

Rechts:

Leichtathleten unter sich
Sportgeräte stehen für die Freistunden den Leichtathleten zur Verfügung



DIE WAHRHEIT ÜBER DACHAU

[S. 850] Das konkrete Ziel der nationalsozialistischen Revolution wurde vom Führer und Kanzler des deutschen Volkes klar und deutlich mit folgenden Worten umrissen: »Ordnung im Inneren als Vorbedingung der Entfaltung der Kraft nach außen«. Dass dieser Ordnung, auf der ein Staatswesen aufgebaut sein muss, nie geschaffen werden kann, wenn Feinde des Staates, bewusste Störer der Ordnung sich ungehemmt betätigen können, liegt auf der Hand. So war zu allen Zeiten das am krasssten ins Auge springende äußere Merkmal jeder Revolution die Entfernung aller Feinde der Regierungsgewalt. Die französische Revolution ließ die Aristokraten durch theatralische Gerichtsverhandlungen zum Tode verurteilen und Vollzog die Hinrichtung durch die Guillotine. Die kommunistische Revolution in Russland ließ Millionen von unschuldigen Männern, Frauen und Kindern durch das Untermenschentum der Tscheka bestialisch hinmorden.

[S. 851] Die Träger der deutschen nationalsozialistischen Revolution des Frühjahrs 1933 stehen für ewige Zeiten vor dem Urteil der Geschichte makellos da. SA. und SS., durch endlos lange Schreckensjahre terrorisiert und misshandelt, wahrten in den Tagen, da sie auf Befehl ihres Führers [S. 852] die Macht ergriffen, in übermenschlicher Beherrschung die Disziplin, die sie dem Gedenken ihrer 300 gefallenen Kameraden geschworen hatten. Ihrer Beherrschung ist es zu danken, dass die nationalsozialistische Revolution, eine deutsche, das heißt eine heilige Revolution genannt werden darf.

Aber sie durften die Lebensgrundlagen des deutschen Staates nicht angreifen lassen und mussten jene Elemente, die niederreißen wollen, während der Führer bereits aufbaut, entfernen. Aber indem sie es taten, zeugten sie für die hohe Kultur des Volkes, dem sie entstammten. Sie haben keinen Augenblick daran gedacht, sich an ihren Widersachern von ehemals zu rächen, den Satz »Auge um Auge, Zahn um Zahn« [S. 853] haben sie bewusst der Vergessenheit übergeben und an seine Stelle den fundamentalen Satz des Nationalsozialismus gestellt »Gemeinnutz geht vor Eigennutz«.

Die noch staatsfeindlichen Elemente, die sich durch marxistische Irrlehren verführen ließen, wieder zu aufbauender Arbeit zu bringen, ihnen den ethischen Wert einer wahren Gemeinschaft klar zu machen, war das nächste Ziel.

Erziehungslager wurden eingerichtet, in denen diese Elemente so festgesetzt wurden, dass sie sich nicht mehr staatsfeindlich betätigen können. Im gleichen Augenblick begannen sich im Ausland jene Kräfte zu rühren, die Deutschland zerstören wollten, weil sie ihrer Weltanschauung nicht zum Siege [S. 854] verhelfen können, so lange Deutschland lebt. Jene Kräfte, die nach dem Krieg unser Land und Volk von innen her zersetzen wollten. Eine bestimmte Schicht marxistischer und jüdischer Intellektueller überschwemmt seit Monaten die Welt mit Lügen infamster Art über die Behandlung und die Lebensverhältnisse der Schutzgefangenen in den deutschen Erziehungslagern. Die gemeinsten Verleumdungen werden über das bayerische Erziehungslager in Dachau bei München ausgedacht. Diese Leute kommen über die Tatsache nicht hinweg, dass die Mainlinie, dass von ihnen erdachte Bollwerk gegen den Nationalsozialismus, nicht gehalten hat, was sie sich von ihr versprochen.

Was ist nun die Wahrheit über Dachau? Auf diesen Bilderseiten steht sie. Ein Lager, in dem Menschen zur Arbeit und zur Disziplin erzogen werden. Menschen, die eines Tages, wenn sie erzogen sind, in die große Front des deutschen Nationalsozialismus eingegliedert werden sollen. Menschen, die human behandelt werden, die gut gepflegt und mit größter Hingabe ärztlich betreut werden, wobei sich die ärztliche Fürsorge bis in die kleinsten Einzelheiten, wie eine Zahnklinik, erstreckt. Menschen, die arbeiten müssen, die aber freie Zeit genug haben, sich dem Spiel und Sport hinzugeben. Menschen, die dem Besucher, ohne dass man sie fragt, sagen, dass sie es in ihrem Leben noch nicht so gut und sorglos gehabt haben, wie hier in Dachau. Die aufatmen, dass sie endlich Gelegenheit haben, ihr Handwerk, ihre gelernte Arbeit wieder ausüben zu können.

Das ist die Wahrheit über Dachau, die aus allen Bildern dieser Seiten so deutlich spricht, dass es eines weiteren Kommentars nicht mehr bedarf.

Bildunterschrift*Titelblatt***Frühappell im Erziehungslager**

Disziplin erzieht zur gemeinschaftlicher aufbauender Arbeit

Seite 850

Arbeitsdienst im Erziehungslager

Volksgenossen, die artfremden Verführer zum Opfer fielen und Wegbereiter des bolschewistischen Kommunismus in Deutschland waren und sein wollten, werden durch die heilende Wirkung produktive r Arbeit und straffer Disziplin zu brauchbaren Mitgliedern des nationalsozialistischen Staates erzogen

Seite 851

Das Werk zweimonatigen Schaffens

Den Greuelmeldungen über Behandlung und Lebensverhältnisse der Belegschaft des Dachauer Lagers stellen wir dieses vielsagen- de Bild gegenüber. Das Schwimmbassin für sommerliche Freis- tunden wurde von einem Teil der Lagerinsassen in zwei Monaten ausgeschachtet und mit einer sauberen Einfassung versehen

Handwerker bei der Arbeit

Gelernte Facharbeiter werden mit ihrer Berufsarbeit beschäf- tigt. In Handwerkerstuben sitzen Schneider und Schuster. Diese Zimmerleute bauen unter Leitung eines Meisters aus ihrer Mitte einen Geräteschuppen

Ein Werk, das seinen Meister lobt

Die verschiedenen Arbeitergruppen, die an diesen Hausbau ge- setzt sind, legen einen gesunden Wetteifer an den Tag. In Schnel- ligkeit und Güte der Arbeit wie jeder den anderen übertreffen

Seite 852

Schwere Arbeit

Volksverführern, denen der Begriff Arbeit ihr Leben lang fremd geblieben ist, lernen ihn hier zum eigenen Nutzen kennen. Zum ersten Mal arbeiten sie produktiv in einer Gemeinschaft

Doppeltseite 852 – 853 oben

Die vier Köpfe, die wir hier zeigen, vermitteln einen lebhaften Eindruck von der rassischen und artgemäßen Verschieden- heit der Belegschaft des Dachauer Erziehungslager, mit dessen Einrichtung der nationalsozialistische Staat verschiedene Ziele verfolgt. In erster Linie will er verderbte, unverbesserliche Indi- viduen aus der deutschen Volksgemeinschaft entfernen. Diese Elemente leben im Lager Dachau von der übrigen Belegschaft getrennt und werden mit Sonderarbeiten beschäftigt. Dann ... will der Staat jenen Elementen, die im Dienste fremder Staaten oder überstaatlicher Mächte den deutschen Arbeiter zu undeut- scher Weltanschauung verführten, jede Möglichkeit ihrer volks- zersetzenden Tätigkeit nehmen. Schließlich will er die Verführ- ten, deren Aufnahme in die Gemeinschaft seiner ordentlichen Staatsbürger er selbst anstrebt, durch erziehende Arbeit auf den Weg zurückbringen, der jedem deutschen Menschen in die nati- onalsozialistische Gemeinschaft offen stehen soll

Seite 853

Verdientes Brot

Reichliche und nahrhafte Kost, in der großen Gemeinschaftskü- che zubereitet, garantiert den vorbildlichen Gesundheitszustand des Lagers mit nur 0,5 % Revierkranken

Seite 854

Sportliche Kampfspiele nach Feierabend

Über Mittagspause und Abendstunden kann im Erziehungslager Jeder nach Lust und Liebe verfügen. Der Ringkampf, bei dem zuschauende Kameraden den Schiedsrichter stellen, ist im Lager ein beliebter Erholungssport

Im Sonnenbad

Eine Wiese in freiliegender Lagerecke gibt Luft- und Sonnen-Fa- natikern Gelegenheit, in ihren liebsten Elementen zu baden

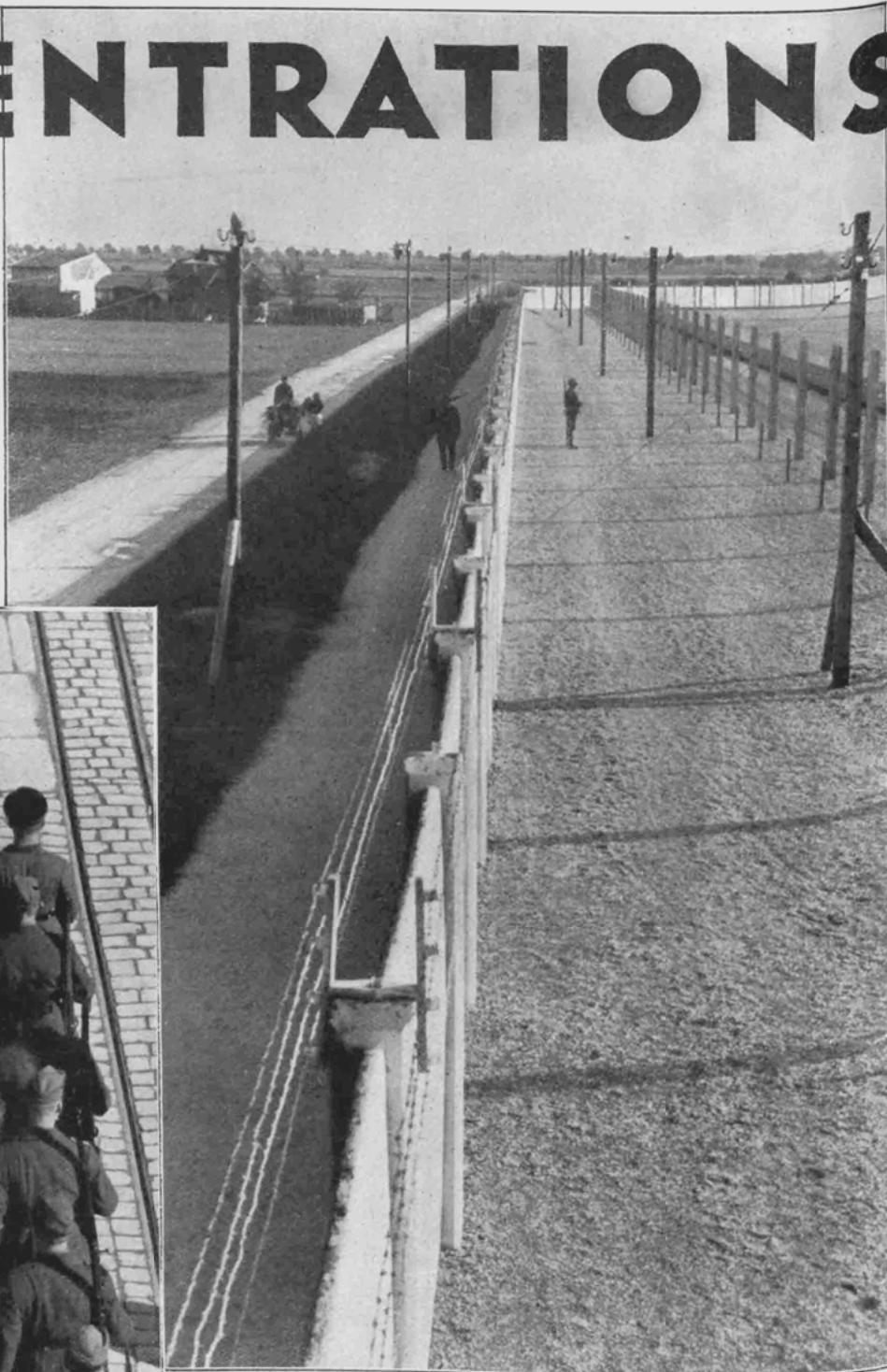
Leichtathleten unter sich

Sportgeräte stehen für die Freistunden der Leichtathleten zur Verfügung

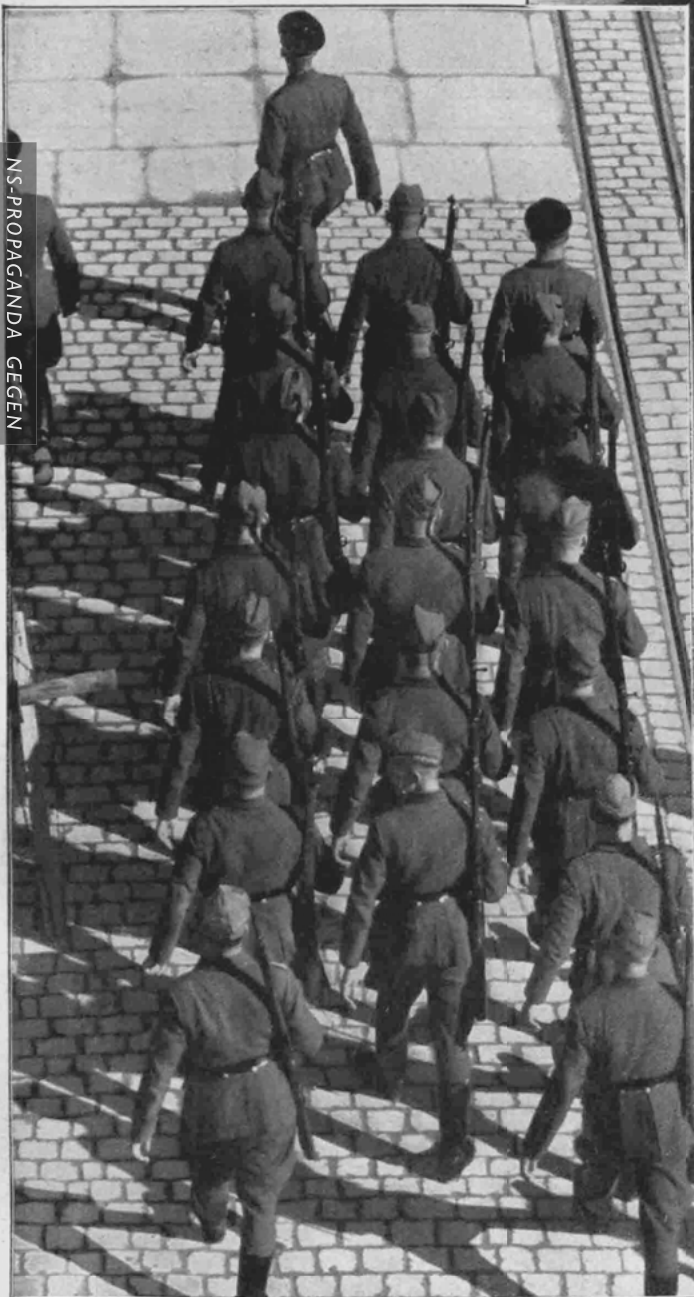
KONZENTRATIONS

Nahe bei dem Städtchen Dachau ist das erste Konzentrationslager Deutschlands errichtet worden. Der vorliegende Bildbericht, der vor wenigen Tagen für den „J.B.“ geschaffen wurde, gibt Einblick in die strenge Zucht des Lagerlebens und in den harten Dienst der SS., die hier auf Wacht steht im Dienst der Volksgemeinschaft, zum Wohle der Nation.

Sonderbildbericht für den „J.B.“ von Friedrich Franz Bauer.



Hüben und drüben.
Blick von einem Wachturm aus auf eine Strecke der Betonmauer, die das Lager von der Außenwelt trennt.



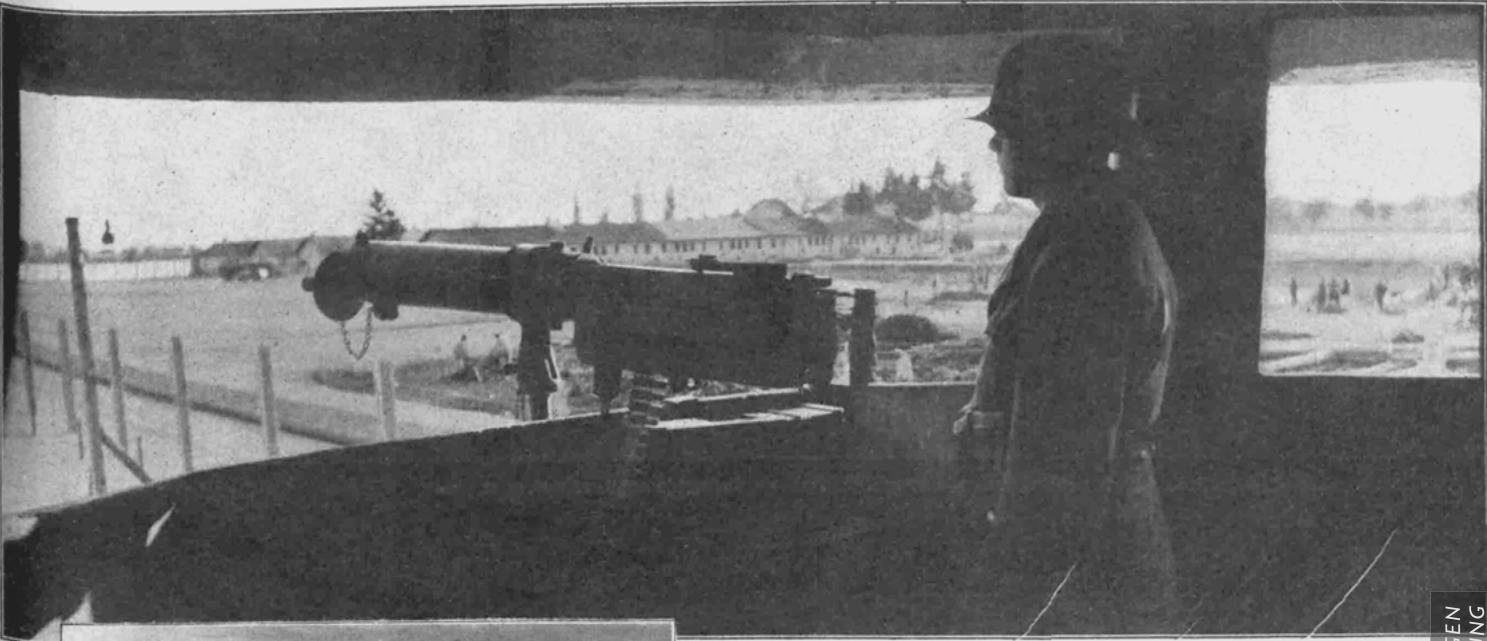
Die Wachtmannschaft.
Die zur Arbeitsverteilung im Lager kommandierten SS.-Männer rücken in den eigentlichen Bereich des Konzentrationslagers ein.



Einer der Wachtürme, die sämtlich mit mehreren Maschinengewehren versehen sind. Von diesen Türmen aus ist der gesamte Lagerbereich zu überblicken.

05
THEMENANGEBOT
DOKUMENT 9/A
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

LAGER DACHAU



SS-Posten am Maschinengewehr.
Hinter ihm sind Häftlinge bei der Arbeit zu sehen.



Nach der Arbeitsverteilung am Morgen
Die Häftlinge sind in Abteilungen gesondert und rücken in
ihre verschiedenen Arbeitsplätze innerhalb des Lagers.



Die Essenholer unterwegs
Die zwei Häftlinge tragen einen Kessel zur Essen-Ausgabestelle



Der Führer des Schutzhaftlagers weist einer Gruppe von Häftlingen
die Tagesarbeit zu
Einer der Gefangenen ist zur Führung der angetretenen Gruppe bestellt.

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

05

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 97A



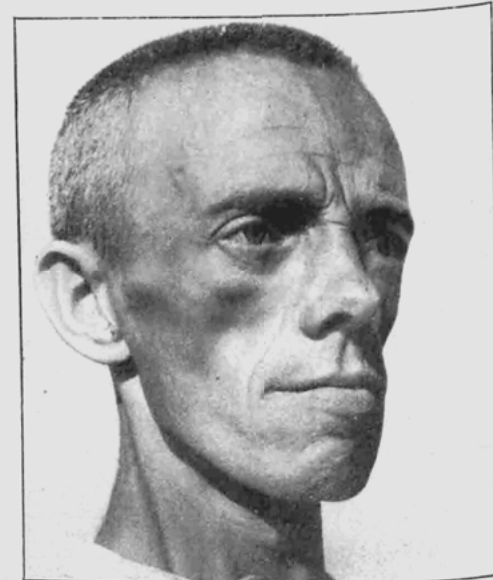
Im Konzentrationslager Dachau sind weitläufige Wirtschaftsbetriebe, in denen Gefangene angelehrt werden und für die Bedürfnisse des Lagers tätig sind

05 THEMENANGEBOT DOKUMENT 9/A NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG



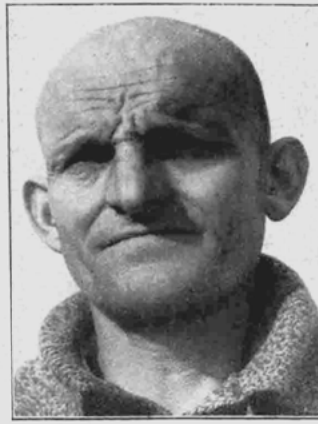
Freistunde im Lager

Die Häftlinge können sich in diesen freien Stunden im Lager beliebig bewegen. Rechts Unterkunfts Häuser, links ein von den Gefangenen im vorigen Jahre geschaffener Teich



Kopf eines Lagerinsassen Er ist als Volksschädling erkannt und im Lager untergebracht worden

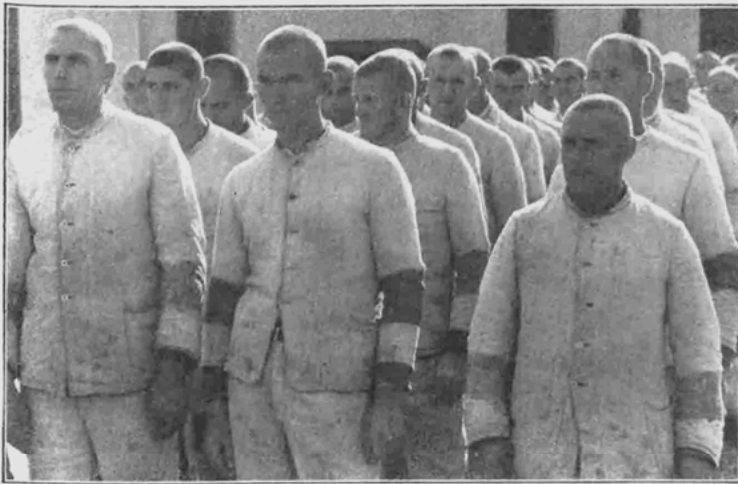
Sonderbildbericht für den „J.B.“ von Friedrich Franz Bauer



Drei typische Vertreter des Untermenschentums im Konzentrationslager Dachau
Kommunist Arbeitsscheuer Berufsverbrecher

Zwiefach ist die Aufgabe des Konzentrationslagers Dachau Einmal die Volksgemeinschaft und den Staat vor Menschen zu schützen und zu bewahren, die durch ihre Taten sich als unverföhnliche Gegner dieser Gemeinschaft bekant und als Volksschädlinge erwiesen haben. Die andere Aufgabe ist, diese Menschen, soweit die Voraussetzungen dafür überhaupt vorhanden sind, der Volksgemeinschaft wieder zu gewinnen durch Bedung ihrer sozialen Instinkte, durch Erlebnisvermittlung der Arbeit im Dienste des Volksganzen. Darum ist der Inhalt und die Organisation des Lagerlebens bis ins kleinste auf der Erziehung zur Volksgemeinschaft und zur Arbeit aufgebaut. Allerdings wird diesen Bemühungen nur bei einem Teil der Schutzhäftlinge ein Dauererfolg beschieden sein. Denn es sind nicht mehr die politischen Häftlinge des Jahres 1933, von denen nur mehr ein kleiner Teil im Lager weilt, während die anderen längst entlassen worden sind.

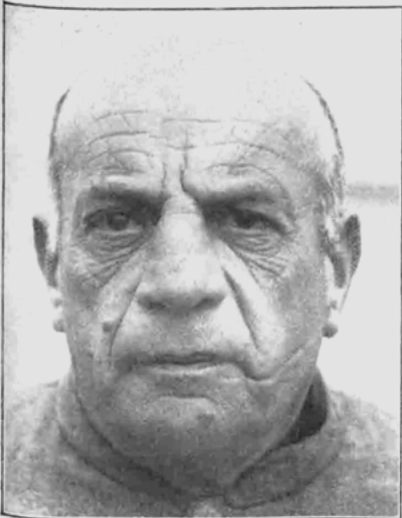
(Schluß auf Seite 2028)



Politische Rückfällige.
Eine Gruppe von Häftlingen, die ihre agitatorische Tätigkeit und Mühlarbeit gegen den neuen Staat selbst nach einer ersten Inhaftierung nicht lassen konnten.



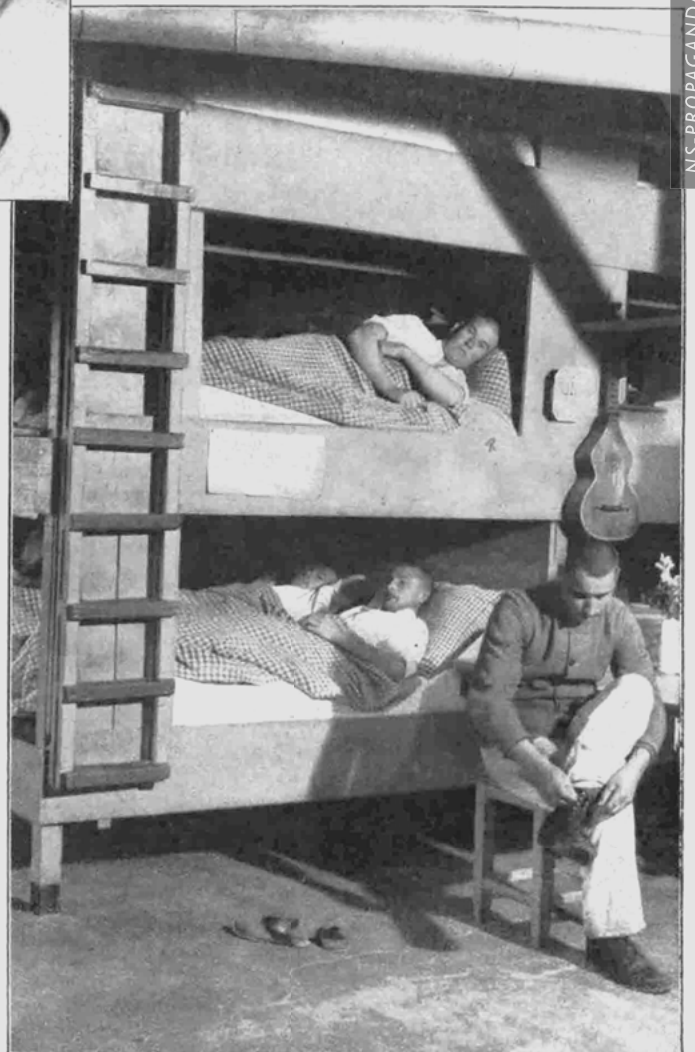
Das Gesicht des politischen Verbrechers.
Zum Schutze der Volksgemeinschaft hat der deutsche Staat Typen dieser Gattung für immer von der Gemeinschaft mit den übrigen Volksgenossen ausgeschlossen.



Jüdische Volksverbrecher.
Zwei Vertreter der im Konzentrationslager Dachau internierten jüdischen Volksschädlinge, rechts ein Rassefeind.



Gefangene während der Mittagspause.
Das Interesse an den Tagesereignissen wird durch Überlassung von deutschen Zeitungen unterstützt. Die nationalsozialistische Presse ist ein wichtiges Mittel, irgeleitete Volksgenossen auf den rechten Weg zurückzuführen.



In einem der Gefangenen-Schlafräume
Neben der Forderung peinlicher Sauberkeit und Ordnung wird das Bestreben der Gefangenen, die Räume auszumüden, von der Lagerführung gefördert.

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

05

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 9/A

KONZENTRATIONSLAGER

DACHAU

Seite 2014

Nahe bei dem Städtchen Dachau ist das erste Konzentrationslager Deutschlands errichtet worden. Der vorliegende Bildbericht, der vor wenigen Tagen für den »IB.« geschaffen wurde, gibt Einblick in die strenge Zucht des Lagerlebens und in den harten Dienst der SS., die hier auf Wacht steht im Dienst der Volksgemeinschaft, zum Wohle der Nation.

Sonderbildbericht für den »I.B.« Von Friedrich Franz Bauer

Bildunterschriften

Die Wachmannschaft.

Die zur Arbeitsverteilung im Lager kommandierten SS.-Männer rücken in den eigentlichen Bereich des Konzentrationslagers ein.

Hüben und drüben.

Blick von einem Wachturm aus auf eine Strecke der Betonmauer, die das Lager von der Außenwelt trennt.

Einer der Wachtürme,

die sämtlich mit mehreren Maschinengewehren versehen sind. Von diesen Türmen aus ist der gesamte Lagerbereich zu überblicken.

Seite 2015

SS.-Posten am Maschinengewehr.

Hinter ihm sind Häftlinge bei der Arbeit zu sehen.

Die Essenholer unterwegs

Je zwei Häftlinge tragen einen Kessel zur Essen-Ausgabestelle

Nach der Arbeitsverteilung am Morgen

Die Häftlinge sind in Abteilungen gesondert und rücken in ihre verschiedenen Arbeitsplätze innerhalb des Lagers.

Der Führer des Schutzhaftlagers weist einer Gruppe von Häftlingen die Tagesarbeit zu

Einer der Gefangenen ist zur Führung der angetretenen Gruppe bestellt.

Seite 2016

Im Konzentrationslager Dachau sind weitläufige Wirtschaftsbetriebe, in denen Gefangene angelernt werden und für die Bedürfnisse des Lagers tätig sind

Freistunde im Lager

Die Häftlinge können sich in diesen freien Stunden im Lager beliebig bewegen. Rechts Unterkunftshäuser, links ein von den Gefangenen im vorigen Jahr geschaffener Teich

Kopf eines Lagerinsassen

Er ist als Volksschädling erkannt und im Lager untergebracht worden

Drei typische Vertreter des unter Menschentums im Konzentrationslager Dachau

Kommunist Arbeitsscheuer Berufsverbrecher

Zweifach ist die Aufgabe des Konzentrationslagers Dachau. Einmal die Volksgemeinschaft und den Staat vor Menschen zu schützen und zu bewachen, die durch ihre Taten sich als unversöhnliche Gegner dieser Gemeinschaft bekannt und als Volksschädlinge erwiesen haben. Die andere Aufgabe ist, diese Menschen, soweit die Voraussetzungen dafür überhaupt vorhanden sind, der Volksgemeinschaft wieder zu gewinnen durch Weckung ihrer sozialen Instinkte, durch Erlebnisvermittlung der Arbeit im Dienste des Volksganzen. Darum ist der Inhalt und die Organisation des Lagerlebens bis ins kleinste auf der Erziehung zur Volksgemeinschaft und zur Arbeit aufgebaut. Allerdings wird diesen Bemühungen nur bei einem Teil der Schutzhäftlinge ein Dauererfolg beschieden sein. Denn es sind nicht mehr die politischen Häftlinge des Jahres 1933, von denen nur mehr ein kleiner Teil im Lager weilt, während die anderen längst entlassen worden sind. (Schluss auf Seite 2028)

Seite 2017

Politische Rückfällige.

Eine Gruppe von Häftlingen, die ihre agitatorische Tätigkeit und Wühlarbeit gegen den neuen Staat selbst nach einer ersten Inhaftierung nicht lassen konnten.

Das Gesicht des politischen Verbrechers.

Zum Schutze der Volksgemeinschaft hat der deutsche Staat Typen dieser Gattung für immer von der Gemeinschaft mit den übrigen Volksgenossen ausgeschlossen.

Jüdische Volkverbrecher.

Zwei Vertreter der im Konzentrationslager Dachau internierten jüdischen Volksschädling, rechts ein Rasseschänder.

Gefangene während der Mittagspause.

Das Interesse an den Tagesereignissen wird durch Überlassung von deutschen Zeitungen unterstützt. Die nationalsozialistische Presse ist ein wichtiges Mittel, irregeleitete Volksgenossen auf den rechten Weg zurückzuführen.

In einem der Gefangenen-Schlafräumen

neben der Forderung peinlicher Sauberkeit und Ordnung wird das Bestreben der Gefangenen, die Räume auszuschnücken, von der Lagerführung gefördert.

Fortsetzung: Seite 2028

sondern zu einem großen Teil eine Auslese asozialer Elemente, rückfällige politische Wirtköpfe, Landstreicher, Arbeitsscheue und Säufer, die gemäß § 20 des Reichsfürsorgegesetzes dem Arbeitszwang unterstellt wurden, Emigranten und jüdische Volksschädlinge, sittliche Verbrecher aller Art und eine Gruppe Berufsverbrecher, über die die polizeiliche Sicherungsverwahrung verhängt worden ist. Ihnen allen ist jedes Betätigungsfeld ihrer niederen Instinkte entzogen, einzig und allein die Arbeit steht ihnen offen, der viele von ihnen ihr Leben lang gern aus dem Wege gegangen sind.

Das typische Gesicht des geborenen Verbrechers begegnet uns öfter aus einem Gang durch das Lager, das selbst in erfreulichem Gegensatz hierzu den Stempel mustergültiger und streng planmäßiger Ordnung trägt. Militärische Disziplin und Pünktlichkeit, peinliche Sauberkeit und der Schmuck sorgfältiger Arbeit an jedem Ding sind die hervorstechenden Merkmale des ganzen Lagers, für deren Hochhaltung sich die Lagerführung unnachgiebig einsetzt und für die die SS.-Wachmannschaften selbst das erste Beispiel geben.

Das gesamte Lager einschließlich des Lagers der SS.-Verfügungstruppe umfaßt ein Gelände von rund 740 Tagwerk. Innerhalb eines weitgedehnten, mit einer Mauer eingefriedeten Ringes von Verwaltungsgebäuden, Werkstätten und Nebengebäuden, Kommandantur und Unterstände für die SS., Revier- und Lager Räume und dem anschließenden SS.-Verfügungslager befindet sich das eigentliche, mit einem hohen Stacheldrahtzaun gesicherte Konzentrationslager. Ein ebener und übersichtlicher Geländegürtel, teilweise von einem Graben durchzogen, umgibt das fast quadratische Lager. Innerhalb des Drahtzaunes ist ein mehrere Meter breiter Geländestreifen als neutrale Zone bezeichnet, deren Betreten den Lagerinsassen strengstens verboten ist. Im Mittelraum des weiten und leicht zu überblickenden Lagerplatzes liegen die aus Stein gebauten geräumigen Unterkunftsbaracken der Häftlinge gleichlaufend nebeneinander. Ihr Innenraum ist durch eingezogene Wände in einzelne Zimmer unterteilt, in denen jeweils etwa 40–50 Mann untergebracht sind. Es gibt nur männliche Häftlinge im Lager, die nach Art ihrer Vergehen nach Gruppen gesondert untergebracht sind. Im eigentlichen Konzentrationslager sind weiterhin noch die Räume für den Abteilungssicherungsdienst, die politische Abteilung der Geheimen Staatspolizei, eine Kantine für die Häftlinge und verschiedene Nebenräume. Alles übrige, wie Werkstätten, Küche, Lagerräume usw., befindet sich im außenliegenden Gebäudering. Die übersichtliche Platzgestaltung läßt eine Flucht fast unmöglich erscheinen. Zur besonderen Sicherung stehen an bestimmten Punkten noch SS.-Posten unter Gewehr.

In jeder Baracke, die alle mit einer Nummer versehen sind, wohnt eine »Kompanie« Häftlinge. Ein Feldwebel aus ihren Reihen befehligt sie, der zu seiner Unterstützung für jedes Zimmer wieder einen »Korporal« als Führer der Zimmerbelegschaft zur

Verfügung hat. Der Feldwebel ist einem bestimmten SS.-Unterführer verantwortlich, der für die betreffende Baracke dem Lagerführer gegenüber die oberste Verantwortung trägt. In dieser Ordnung drückt sich bereits die Gestaltung der Gemeinschaft unter Anwendung des Führergrundsatzes aus. Die straffe, bis ins kleinste gehende Lagerverordnung regelt sich fast von selbst. Die Häftlinge wachen darüber und dulden keine Übertretung. Wer es nicht von selbst tut aus Kameradschaftsgefühl heraus, wer sich drücken will, den zwingen seine Zimmergenossen dazu. Es ist ein kleiner Wettbewerb untereinander, das schönste Zimmer zu haben, sauber und hübsch geschmückt, um damit die Anerkennung des Lagerführers zu finden, während jede Lässigkeit in der Wahrung der Lagergrundsätze entweder eine unangenehme Mehrarbeitsbelastung oder Nachexerzieren mit sich bringt.

Wir betreten die Baracke VII. »Achtung! 7. Kompanie mit 242 Mann zur Stelle«, meldet der Feldwebel, alle stehen stramm, bis der Lagerführer abwinkt. Blitzsauber sind die Betten und tadellos zurechtgemacht. Die Bettstellen stehen nach militärischer Art übereinander, sie sind aber aus Holz gezimmert und fest eingebaut. Fenster und Tische sind sauber und geschmückt, und eine breite Wand ziert ein Kolossalgemälde, eine Landschaft am Königssee darstellend: es ist von einem Häftling unmittelbar auf den Verputz in Öl gemalt worden.

»Zimmer 2 belegt mit 46 Mann«, meldet der Korporal, als wir den nächsten Raum betreten. Kleine Zeichnungen hängen an den Wänden, von irgendeinem Häftling angefertigt. Jede Baracke hat auch ihre eigene Waschkau, über eine hat ein Witzbold geschrieben: »Wer sich als wasserscheu entpuppt, wird vom Korporal geschruppt.« Das ist der Humor derjenigen Häftlinge, die fühlen, daß sie der Gemeinschaft ihres Volkes wieder näher kommen und die in der Pflicht des Lagers nicht nur ihre Schuld sühnen, sondern auch erkannt haben. Leider ist es nur ein Teil der Insassen, die diesen Weg finden können. Die übrigen sind unverbesserliche Wirtköpfe, pathologische Verbrecher, erbelastete Menschen, von denen eine soziale Gemeinschaft nie Gutes zu erwarten haben wird. Würden sie auch der Freiheit wiedergegeben, ihr Weg führte wieder zurück zum Gefängnis oder zum Konzentrationslager. Jede Mühe um sie wird vergeblich bleiben, und es gilt, die Gemeinschaft vor ihnen mit allen gesetzlichen Mitteln zu wahren.

Der Kantinenraum des Lagers fällt durch seine prachtvolle Einrichtung und Ausstattung auf. Die Häftlinge haben ihn ebenfalls selbst geschaffen. Erfrischungen aller Art (ausgenommen Alkohol), ferner Rauchwaren und Briefpapier – alle 14 Tage dürfen die Häftlinge Briefe versenden – gibt es dort zu kaufen. Übrigens wird jede Arbeit im Lager von den Insassen ausgeführt. Große Werkstätten aller Art sind vorhanden und tadellos eingerichtet, z. B. Schneiderei, Schusterei, Schreinerei, Schlosserei, Bäckerei, Metzgerei, Sattlerei usw. So kann jeder sein Können anwenden und seiner Arbeitslust und -freude freien Lauf lassen. Drückerei gibt es natürlich nicht. Selbstverständlich wird auch jede Bau- und Erdarbeit von den Häftlingen verrichtet und es gibt in

dem ausgedehnten Lager immer genug zu tun. Gegenwärtig wird auch ein großes Sportfeld angelegt, das der körperlichen Ertüchtigung der Lagerinsassen noch breiteren Raum als bisher geben wird.

Vor den Wohnbaracken dehnt sich ein großer Appellplatz, aus dem die Häftlinge regelmäßig morgens und mittags kompanieweise zur Arbeitseinteilung anzutreten haben. Von vier Mann angefangen bis zu einigen hundert Mann stark sind die einzelnen Arbeitskommandos. Geschlossen marschieren sie unter entsprechender Bewachung zu ihrer Arbeitsstätte oder ihrem Arbeitsplatz. Die Werkstätten, Lagerräume, Küchen usw. liegen außerhalb des Konzentrationslagers, eine sogenannte »Schleuse« führt zu den Werkstätten, während durch das Tor des Lagerwachtgebäudes Lagerräume und Küche zu erreichen sind. Für die Küche ist ein ständiges Arbeitskommando von etwa 50 Mann erforderlich, um die gewaltigen Mengen Lebensmittel, insbesondere Gemüse und Kartoffeln, zuzubereiten. Peinliche Sauberkeit herrscht in der riesigen Küche. Die 20 mächtigen Kessel, die zur Nahrungsbereitung dienen, sind blitzblank geputzt. Der Speisezettel ist gut und reichlich. Morgens gibt es Kaffee, Milch oder Kakao und Brot, mittags Fleisch und Gemüse, Fisch oder Mehlspeise. In besonderen Kesseln wird das Essen in die einzelnen Baracken getragen und von den Häftlingen unter sich ausgeteilt. Abends gibt es meist Brot und Wurst.

Mancher Häftling ist darunter, der aus vollkommen zerrütteten sozialen Verhältnissen kam und sein Leben lang noch kein so gutes und regelmäßiges Essen erhalten hat, der nicht jede Nacht sein Haupt auf ein Kissen legen konnte wie hier im Konzentrationslager Dachau. Mancher ist dabei, der den Aufenthalt im Aus-

land, insbesondere im Sowjetparadies lieber mit einem deutschen Konzentrationslager vertauschte, als dorthin wieder zurückzukehren. Er lernt im Lager den Wert geordneten menschlichen Lebens kennen, und wenn noch ein Funke von Menschlichkeit in ihm ist, so wird er sicherlich auf einen guten Weg kommen, die Arbeit dem Elend des Vagabundierens vorziehen.

Der Gesundheitszustand der Häftlinge ist ausgezeichnet. Die regelmäßige Lebensweise, gutes, bekömmliches Essen und regelmäßiger Schlaf, geregelte Arbeit und Ruhepausen, die Fernhaltung jeglicher Möglichkeit zur Ausschweifung und zu alkoholischen Exzessen haben das ihre dazu getan. Anders steht es dagegen mit der Erbgesundheit der Häftlinge. Das erbbiologische Krankheitsbild einzelner Lagerinsassen zwingt den Lagerarzt gelegentlich, den Antrag auf Sterilisierung oder sogar auf Entmannung zu stellen gemäß dem Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Wird dem Antrag nach eingehender Prüfung stattgegeben, so hat der Häftling noch immer die Einspruchsmöglichkeit, nach deren gewissenhaften Entscheidung zum Wohle des Volksganzen gehandelt wird.

Streng ist die Zucht des Lagers und hart der Dienst der SS., die hier auf einsamem Vorposten steht, auf Wacht im Dienste der Volksgemeinschaft. Hart auf hart steht er hier, um die heiligsten Güter der Nation zu wahren, aber daran denken die wenigsten, wenn vom Konzentrationslager Dachau die Rede ist, denn sie kennen es nicht. Daher hat es der I. B. für zweckmäßig gehalten, durch eine Bilderreihe einen nützlichen Einblick in die Gestaltung und das Wesen des Lagers zu geben, das in erster Linie eine Erziehungsstätte zu den einfachsten Grundregeln menschlichen Gemeinschaftslebens sein will.

WEITERE INFORMATIONEN:

Weitere Informationen zum KZ Dachau finden sich auf der Homepage der KZ-Gedenkstätte Dachau: <http://www.kz-gedenkstaette-dachau.de/>

Und auf der Homepage der Lagergemeinschaft Dachau:
<http://www.lagergemeinschaft-dachau.de/>

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 06:

DIE NS-IDEOLOGIE

VOM »SCHAFFENDEN«

DEUTSCHEN

KAPITALISTEN –

DAS LOBLIED AUF KRUPP

UND CO.

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»EIN LEHRLING BAUT EINE WELTFIRMA AUF«
(HILF MIT!, MAI 1937)*
4. *»GROSSE MÄNNER WACHSEN AUS DEM VOLK
EMPOR« (HILF MIT!, JAN. 1934)*
5. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUR FAMILIE
KRUPP UND ZUM NÜRNBERGER PROZESS*

EINSTIEG INS THEMA

Der NSDAP- Wirtschaftsfachmann Gottfried Feder, der 1927 auch das Parteiprogramm der NSDAP kommentierte, gilt als Urheber der Phrase vom »schaffenden und raffenden Kapital«, wie sie der Sache nach auch Hitler skizzierte: Zinsen und Betrug – das ist »raffendes Kapital«. Dafür stehen in der NS-Ideologie »die Juden« und das »internationale Finanzkapital«. Das »schaffende Kapital« aber, das ist das gute, deutsche, bodenständige Kapital der Fabriken.

Hitler schrieb in »Mein Kampf«:

»Die scharfe Scheidung des Börsenkapitals von der nationalen Wirtschaft bot die Möglichkeit, der Verinternationalisierung der deutschen Wirtschaft entgegenzutreten, ohne zugleich mit dem Kampf gegen das Kapital überhaupt die Grundlage einer unabhängigen völkischen Selbsterhaltung zu bedrohen.(...) Der Kampf gegen das internationale Finanz-und Leihkapital ist zum wichtigsten Programmpunkt des Kampfes der deutschen Nation um ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit und Freiheit geworden.« (Hitler 1937, S. 232f.)

Also Phrasen gegen das Kapital ohne Kampf gegen das Kapital überhaupt – das war die Formel. Und Fabrikherren wie Krupp, das war das »schaffende Kapital« – so die Nazi-Lesart.

»DEUTSCHER SOZIALISMUS«: LOBLIED AUF KRUPP UND GUTE KAPITALISTEN

In Artikel »Große Männer wachsen aus dem Volk empor« (Hilf mit!, Jan. 1935, S.110f.) werden große Unternehmer wie Alfred Krupp und Ernst Abbe, der Gründer der Zeiss-Werke, sowie der Direktor der Osram-Werke, Remané, vorgestellt und als Vorbilder propagiert. Nun, da die Fabrikbesitzer ja Teil der »Volksgemeinschaft« waren, galt es nicht nur die soziale Lage der Arbeiterschaft durch Loblieder vergessen zu machen, sondern auch Verständnis für die Fabrikbesitzer zu wecken. Die soziale Lage der Fabrikbesitzer wird im Artikel fast wie in einer Werbebroschüre dieser Fabriken geschildert.

Alfred Krupp »stammt aus ganz kleinen Verhältnissen« (Hilf mit!, Jan. 1935, S. 110) und habe es nur durch harte Arbeit nach oben geschafft. Ähnlich sei Ernst Abbe ein Arbeiterkind, der das Werk nur unter »unsäglichen Entbehrungen« aufbauen konnte und auch der Direktor der Osram-Werke habe es ebenso durch »Fleiß, Sparsamkeit und unermüdliche Weiterbildung« (Hilf mit!, Jan. 1935, S. 111) zum Direktor gebracht. Der Artikel folgert schließlich: »Darum, frisch angepackt! Jeder, der ernstlich will und dabei Ausdauer hat, bringt es zu etwas« (Hilf mit!, Jan. 1935, S. 111). Das ist die alte Leier, dass eigentlich jeder Fabrikbesitzer und Millionär werden könne, denn angeblich ist ja jeder seines Glückes Schmied.

In einem weiteren Artikel geht es ausschließlich um die Familie Krupp, deren Fabrik sich aus kleinsten Verhältnissen und nur unter großen Entbehrungen zu einem riesigen Industriekomplex, zu einer Weltfirma entwickelt habe.

»Sieben Mann zählte damals die Stammebelegschaft, auf mehr als 10.000 Mann ist sie inzwischen angewachsen. Alfred Krupp weiß, dass seine Arbeiter den großen Tag [seinen Geburtstag] ihm zu Ehren feiern wollen.« (Hilf mit!, Mai 1937, S. 232)

Krupp habe, heißt es, »seine Arbeiterschaft« auch »in Notzeiten« nicht entlassen. Indirekt kann man das auch als Appell an die Arbeiter verstehen, dass sie Krupp nicht im Stich lassen sollen. Der letzte Absatz lautet: »Und heute, wo in Deutschland wieder überall das Hohelied der Werkarbeit erklingt, strahlt der Name ›Krupp‹ wieder leuchtender denn je« (Hilf mit!, Mai 1937, S. 233). Krupp war ein weltweit bekannter Rüstungskapitalist, eigentlich ein typischer »Kriegsgewinnler«, dessen Kanonen im Ersten Weltkrieg zu trauriger Berühmtheit gelangten – der Inbegriff eines Großkonzerns und Ausbeuters.

BEIM FOLGENDEN TEXT HANDELT ES SICH UM EINEN AUSZUG AUS:

ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA: *NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung*. Weinheim und Basel 2015, S. 133-134.

LITERATUR UND QUELLEN

Hilf mit!, Jan. 1935

Ohne Autor: Große Männer wachsen aus dem Volk empor. *Hilf mit!* 2. Jg. 1934–1935, Heft 4, Jan. 1935, S. 110–111.

Hilf mit!, Mai 1937

Ohne Autor: Ein Lehrling baut eine Weltfirma auf. *Hilf mit!* 4. Jg. 1936–1937, Heft 8, Mai 1937, S. 230–233.

Hitler, A. (1937): *Mein Kampf*. Berlin (259./260. Auflage).

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

ZU DEN ARTIKELN: »GROSSE MÄNNER WACHSEN AUS DEM VOLK EMPOR«
UND »EIN LEHRLING BAUT EINE WELTFIRMA AUF«

In den beiden Artikeln mit den Titeln »Große Männer wachsen aus dem Volk empor« und »Ein Lehrling baut eine Weltfirma auf« geht es auf den ersten Blick nicht um die klassische NS-Propaganda. Vielleicht könnten beide Artikel auch aus Zeitschriften des Unternehmerverbandes aus den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts stammen. Möglicherweise umso interessanter ist es, der Frage nachzugehen, welche Geschichten mit welchem pseudomoralischen Hintergrund in beiden Artikeln entwickelt werden, welche Stilmittel verwendet und welche Ziele verfolgt werden.

Um über die Familie Krupp aufzuklären, wurden als Hintergrundmaterial Auszüge aus den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen hinzugefügt, bei denen Krupp einer von zunächst 24 Angeklagten war.

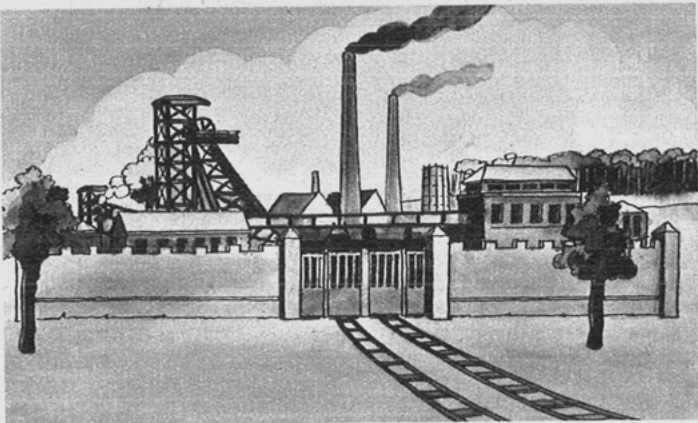
WEITERE PUNKTE

Ein Lehrling baut eine Weltfirma auf

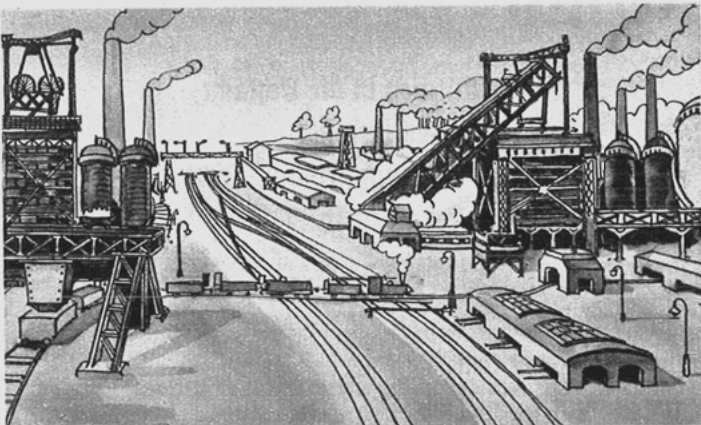
Wir haben im Märzheft gesehen, wie der deutsche Mensch den Urwald in ein Dorf mit fruchtbaren Gärten, Äckern und Wiesen umwandelte. Das Aprilheft zeigte, wie Straßen, Eisenbahnen, Kanäle und Brücken der Landschaft wieder ein anderes Gesicht gaben. Dann kam die Industrie. Der riesige Winkel zwischen Rhein und Ruhr erhielt durch ein Geschlecht von Industriekapitänen — durch die Krupps — ein vollkommen neues Aussehen. Und so erging es anderen Gegenden des Reiches ebenfalls, in denen entschlossene, tatkräftige Männer Industriewerke errichteten.



Wo noch vor 60 bis 70 Jahren sich fruchtbare Äcker breitend erstreckten ...



... da wuchsen die Förderanlagen einer Zeche aus der Erde ...



... oder Eisenhütten reckten ihre Hochöfen und Schornsteine zum Himmel

Die Geschichte der Männer, die den Namen Krupp zu Weltruf brachten, klingt wie ein modernes Märchen. Wir wollen die Geschichte nachlesen und von diesen Männern lernen. Ihr Beispiel soll uns Vorbild und Ansporn sein.

Eine traurige Geburtstagsfeier

Aber dem freundlich behäbigen Haus am Flachsmarkt in der einstigen Stiftsstadt Essen, durch deren Nachbargemarkungen die Ruhr mit ihrem hellen Wasser bummelt, geht an diesem Aprilmorgen die Sonne besonders früh auf. Jedenfalls kommt es Alfried, dem ältesten der vier Kinder des Kaufmanns und Stahlfabrikanten Friedrich Krupp, so vor; denn dieser Tag ist sein Tag. Zwölf Jahre wird er alt. Die Lante Ascherfeld wird Kuchen vom Steeler Tor schicken. Der Vater wird ihn auf die Seite nehmen und ihm als Geburtstagsgeschenk wieder etwas mehr von den vielen kleinen Künsten erzählen, die zur Anfertigung echten harten Stahls notwendig sind. Schwester Ida, Bruder Hermann und der kleine Friedrich werden kommen und ihm die Hand drücken und vielleicht sogar ein Gedichtchen herunterlagern. Bei diesem Gedanken muß Alfried lächeln. Er stellt sich den kleinen pudrigen Frig vor, Verse herunterplappernd. Ein zu komisches Bild! Inzwischen ist Alfried ans Fenster gegangen. Er öffnet es und läßt die frische ermunternde Aprilluft ins Zimmer. Dann macht er sich fertig und ist mit ein paar lustigen Sprüngen im Zimmer der Eltern, um sich bei der Mutter seinen Geburtstagskuß zu holen.

Der stets heitere, wenn auch manchmal nachdenkliche Junge ahnt nicht, daß auch der Vater und die Mutter längst wach und auf sind. Aber nicht Freude, sondern Sorge hat ihnen wieder einmal die Nacht verklärt. Geldsorgen sind es, die ihnen keine Ruhe lassen. In den zwölf Jahren, die der Vater nun schon darauf verwendet, guten brauchbaren Stahl herzustellen, ist nicht nur sein Vermögen, sondern auch das von Frau und Mutter aufgebraucht worden. Was ihnen von dem bedeutenden Barvermögen, den Grundstücken, Bauernhöfen und Häusern noch blieb, ist dieses schöne alte Bürgerhaus am Flachsmarkt, die stark verschuldete Walkmühle in Alteneffen, der schöne Fabrikneubau vor dem Limbeker Tor, der sogenannte „Kamp am Schewinkel“ und — Schulden, nichts als Schulden! Täglich laufen Mahn- und Drohbriefe ein. Freunde erbitten, verlangen, fordern ihr geliehenes Geld zurück. Die Lieferanten wollen das Geld für ihre Waren, und darauf haben sie ja auch ein Anrecht.

Im Augenblick droht ein besonders harter Schlag: der Schwiegervater Wilhelmi will sein Geld einflagen. Er hat seit drei Jahren für seine bereitwillig gegebenen Gelder und Bürgschaften keine Zinsen mehr erhalten. Weder Friedrich noch Therese Krupp, die Tochter Wilhelmi, dürfen sein Haus betreten. Auf Thereses Bittschreiben, der Vater möge noch ein wenig Geduld haben, ist keine Antwort erfolgt. Und Frau Therese kennt ihren Vater. Wenn der sich im Recht weiß, kennt er keine Schonung. Und er ist im Recht. Leider! Und ebenso im Recht sind die anderen Verwandten, die alle Geld für Krupps Pläne gaben und die es nun heute zurückfordern, weil die Stahlfabrikation ihnen nicht schnell genug vorwärts kommt.

Es ist nicht leicht für Frau Therese, mit ihrem Mann gemeinsam das alles durchzuhalten. Die finanziellen Sorgen gingen ja noch hin. Aber da ist eine andere Sorge: ihr Mann grämt sich wegen der Schuldennot. Er altert zusehends und — tränkelt. Siebenunddreißig ist er alt, aber er sieht aus wie ein Fünfsziger. Er ist verbittert, daß er mit seiner Arbeit keine Anerkennung findet, daß nie



Die Industrie und das damit verbundene Anwachsen zahlreicher Städte zwang uns, Talsperren zu bauen, hinter denen sich gewaltige Wassermengen ansammeln, um dann die Turbinen von Elektrizitätswerten zu treiben oder die Städte mit Wasser zu versorgen. So schuf der Mensch herrliche Seenlandschaften, wie den hier abgebildeten Edersee in der Nähe des weltberühmten Bades Wildungen. Er ist einer der größten Stauseen Europas und faßt 202 Millionen Kubikmeter Wasser

Aufnahme wurde dem Deutschland-Bildheft Nr. 236 (Bad Wildungen) entnommen / Zeichnungen: Stibbe

mand an seinen Stahl glaubt. Friedrich Krupp tut so, als ginge ihn das ganze Unglück nichts an. Er vergräbt sich draußen vor der Stadt in seiner neuen Fabrik, macht Verläufe, bespricht sich mit seinen Arbeitern, gibt Ratsschläge, veranlaßt Verbesserungen und scheint glücklich im unabänderlichen Glauben an seine Aufgabe: echten harten Stahl zu erzeugen, der besser und haltbarer ist als der englische Stahl, der bisher überall als unübertrefflich galt.

In dem Augenblick, in dem nun Alfried ins Zimmer der Eltern kommt, um ihre Glückwünsche zu hören und für sie zu danken, ist für Minuten jegliche Sorge aus dem Zimmer gebannt. Frau Therese steht nur noch den großen Jungen mit den klugen hellen Augen. Der Vater vergißt, was ihm alles seit Tagen auf der Seele lastet; er kann nur noch denken, daß dieser da, sein Junge, sein Werk fortsetzen und vollenden muß. Ja, nicht nur muß, sondern ungetrübtes Vertrauen. Was stört es ihn, daß unter dem letzten Zeugnis Alfrieds die Bemerkung steht, „Krupp müsse aufs Deutsche besonders Sorgfalt wenden, denn darin gehe es noch sehr schlecht“; für Friedrich Krupp, den Vater, ist es wichtig zu wissen, daß Alfried gerne draußen im Schmelzbau und im Kesselgebäude ist; daß es ihm Freude macht, vom Vater zu erfahren, wie die Tiegel hergestellt werden, wie die Beschickung erfolgt und wie Schmelzöfen behandelt werden müssen. Friedrich Krupp weiß, welche Geburtstagsfreude er seinem Sohn macht, wenn er ihm jetzt gleich am Morgen verspricht, ihm mehr von den Geheimnissen der Stahlzubereitung anzuvertrauen. Dieses Versprechen ist dem Jungen wichtiger als der leckere Geburtstagskuchen, als alle anderen Geschenke, die er nachher im Wohnzimmer bei der Bescherung erhalten wird.

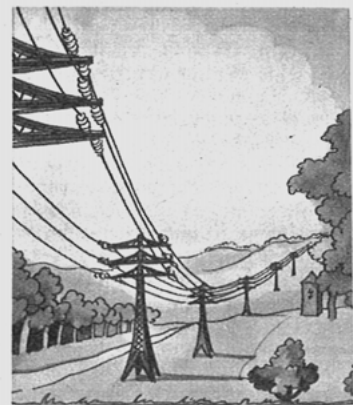
Alfrieds Heiterkeit beherrscht bald das ganze Haus. Die jüngeren Geschwister freuen sich mit ihm. Ein Geburtstag ist für sie auch eine feine Sache, selbst wenn es nicht der eigene ist. So sind bald im Wohnzimmer nur frohgelante Menschen versammelt. Selbst Frau Therese kann — das erstmal seit Wochen — wieder sorglos lachen. Der Vater holt gerade zu einer halb heiteren, halb ernsten Geburtstagsrede aus, da klopft es draußen an der Haus-

tür. Einmal — zweimal — dreimal fällt der Messingklopper gegen die Tür.

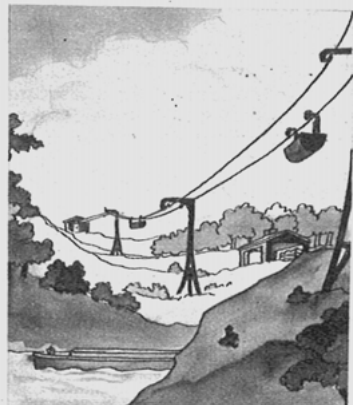
Ein unerwarteter Gratulant? denkt der Vater und überlegt frohgelant, wer von den alten Freunden sich plötzlich an den Geburtstag seines Ältesten erinnere. Alfried überlegt: das wird der „Schell“ sein, der Sohn des Freiherrn von Schell, dessen Haus am Markt steht. Sicherlich will ihn der Freund wieder einladen, mit zur Spillenburg zu kommen, wo sich so unsagbar schöne Spiele spielen lassen.

Nur die Mutter ist durch das laute Klopfen erschreckt worden. Eine unerklärliche Angst packt sie; alle Farbe weicht aus dem Gesicht. Eiligst läuft sie zur Tür, öffnet — da steht der uniformierte Gerichtsbeamte und fragt nach dem Hausherrn. Frau Therese hat nicht die Kraft, nach ihrem Mann zu rufen. So läßt sie den Beamten ins Haus. Mitten in die Geburtstagsbescherung hinein plakt er mit einer Urteilsausfertigung des Essener Gerichts, nach der Friedrich Krupp sofort 14 500 Taler als Kapital und die dazu aufgelaufenen Zinsen von 38 Monaten zu zahlen hat.

Der Schwiegervater Wilhelm hat also seine Forderung eingeklagt. Friedrich Krupp weiß, was dieser Urteilspruch bedeutet: Versteigerung seines Wohnhauses! Aufgabe seines letzten wertvollen Besitzes, der für ihn mehr gewesen



Überlandzentralen ziehen an hohen Eisenmasten ihre schweren Stableitungen quer über Äcker, Wiesen und Hügel



Schwebebahnen mit ihren bergauf und bergab gleitenden Hängewagen bringen Bewegung in die Landschaft

war als eine glückliche Erinnerung, der ihm alles war und alles gab: inneren Halt und äußeres Ansehen. — Alfred weiß nicht, was in dem Schreiben steht, das der Beamte aus der schwarzen Ledertasche hervorgeholt und dem Vater überreicht hat. Aber er fühlt, daß es etwas Schreckliches sein muß. So sorgt er dafür, daß die Schwester und die beiden Brüder mit ihm das Zimmer verlassen. Er weiß: die Eltern müssen jetzt allein sein. Er selbst steigt hinauf in seine Kammer und holt das schmale Heft hervor, in das er alles eingetragen hat, was ihm der Vater über die Stahlzubereitung erzählte. — „Ich werde das wohl bald wissen müssen!“ spricht er vor sich hin.

Lehrling und Chef in einer Person

Etwas mehr als zwei Jahre sind seit diesem traurigen Geburtstag vergangen. Alfred sitzt in der Dachkammer des Aufseherhauses neben dem Schmelzbau am Schwinkel, wohin der Vater nach dem Verkauf seines stattlichen Bürgerhauses am Flachsmarkt übergesiedelt war, und überprüft noch einmal alle Bestellungen, Mahnungen und Anfragen. Das Gesicht des Bierzehnjährigen ist bleich und ernst. Die Aufregung der letzten Tage ist deutlich von den Gesichtszügen abzulesen: Alfred Krupp hat seinen Vater zu Grabe geleitet!

Der Vater hat auf dem Sterbebett die Hand der Mutter in die seinen gelegt und ihnen beiden das Versprechen abgenommen, das Werk zu vollenden. Dieses Versprechen will Alfred halten. Nun erst erkennt er, wie klug und weitblickend der Vater handelte, als er ihn damals von der Quarta herunternahm und ihn in die Leitung des Werkes einweihte. So kann er jetzt der Mutter wirklich beistehen, die Briefe beantworten, Bestellungen ausgeben und hereinholen, die spärlich eingehenden Gelder ordnungsmäßig verbuchen und einteilen helfen, damit der Betrieb weiterläuft, und die Arbeiter zu ihrem verdienten Lohn kommen.

Zum Schreiben und Rechnen kommt Alfred heute wirklich nicht. Die Gedanken laufen ihm immer wieder davon, bald in die Vergangenheit — bald in die Zukunft. Nun muß er daran denken, wie der Vater einst, als er die Fabrik gründete, durch großsprecherische Schwindler um viele tausend Taler geschädigt worden war. Seitdem hatte der Vater nach dem Grundriss gearbeitet: Nur auf sich allein gestellt, kann man ein Werk aufbauen. An diesen Leitsatz des Vaters glaubt auch Alfred, nach ihm will er handeln. Es gibt für ihn nur einen einzigen „Teilhhaber“, das ist seine Mutter. Alfred lächelt bei dem Gedanken, seine Mutter als „Teilhhaber“ anzusehen. In Wirklichkeit gehört ihr doch das Werk; und er, Alfred, ist der jüngste und unerfahrenste Mitarbeiter, dessen Platz eigentlich in der Lehrlingskammer ist. Das weiß Alfred. So in Gedanken versunken, hat er gar nicht gemerkt, daß die Mutter zu ihm in die Kammer getreten ist. Nun fühlt er ihre weiche liebende Hand auf seinem Scheitel, und hört ihre vom Kummer verschleierte Stimme: „Alfred, Junge! Wir beide müssen es schaffen!“ Und der Bierzehnjährige tritt zur Mutter, greift ihre Hände, drückt sie und versichert: „Wir werden es schaffen, Mutter!“

In den nächsten Tagen, Wochen und Monaten ist Alfred stets der erste im Schmelzbau. Die Arbeiter — sieben Mann sind es — kommen und sehen den Jungen vor den Ofen. Sie hören seinen Gruß, staunen über seine Fragen, die Lehrlingsfragen sind und doch schon ein gründliches Wissen um die Zubereitung des Gußstahls verraten. Und nachdem sie sehen, daß der Junge einer von denen ist, die einen Hammer zu packen und Eisen zu schlagen wissen, gewinnen sie Zutrauen. Sie möchten „Herr Krupp“ zu ihm sagen, wie sie es zum verstorbenen Chef sagten, und sie möchten „Alfred“ zu ihm sagen, weil er doch eigentlich ihr Lehrling ist. Und so kommt es, daß sie von ihm nur als dem „jungen Krupp“ sprechen.

Schon wenige Monate nach dem Hinscheiden des zuletzt völlig verzweifelten Friedrich Krupp raunt man sich in Essen zu: „Draußen bei den Krupps geht's wieder aufwärts!“

Der stolze, aber bescheidene Sieger

Wahrhaftig, es ging aufwärts. Zunächst nur langsam und schwer. Doch dann reichte sich Erfolg an Erfolg. Der Name Krupp bekam in der ganzen Welt Klang. Kruppsche Kanonen haben den Sieg über den „Artilleristen auf dem Thron“ — wie sich Kaiser Napoleon III. stolz nannte — davongetragen.

Seit dem Tode des Vaters sind nun fast fünfzig Jahre vergangen, und genau ein Vierteljahrhundert liegt zwischen diesem Tag und jenem, an dem die Mutter das väterliche Erbe in die Hände Alfreds — wie Alfred jetzt überall heißt — gelegt hat.

Sieben Mann zählte damals die Stammebelegschaft, auf mehr als 10 000 Mann ist sie inzwischen angewachsen. Alfred Krupp weiß, daß seine Arbeiter den großen Tag ihm zu Ehren feiern

wollen; daß sie auch im Rathaus überlegen, wie sie zu diesem „Jubiläum“ dem großen Sohn der Stadt Essen ihren Dank zeigen können. Alfred will das nicht. Er will nicht gefeiert werden. Für ihn sind alle Tage „Jubiläumstage“; denn jeder Tag erinnert ihn an ein beängstigendes oder an ein hoffnunggebendes Ereignis in der Geschichte seines Wertes.

Um von vornherein jegliche äußere Ehrung unmöglich zu machen, teilt er kurze Zeit vor dem Jubiläumstag durch einen einfachen Zettel den Prokuristen der Firma mit, daß „er für unbestimmte Zeit von Essen abwesend“ sei. In aller Stille reißt er ab. Er will in diesen Tagen mit sich allein sein. Er will alles noch einmal, still für sich, überdenken.

Unter den wenigen Sachen, die er für diesen kleinen Urlaub zurechtgelegt und mitgenommen hat, befindet sich ein Bild von dem Aufseherhaus, in das er als Zwölfjähriger mit den Eltern eingezogen war. Er betrachtet das Bild mit Liebe, seine Gedanken treten eine lange Reise in die Vergangenheit an. Der Fünfzehnjährige sitzt wieder in der Dachkammer des Häuschens über den Büchern. Der Sechzehnjährige macht erste kleine Reisen, die ihn lehren: nicht durch bloße Anfertigung des Stahls kann die Fabrik wachsen und werden; viel wichtiger ist es, den Stahl zu verarbeiten. Fertigwaren bringen Gewinn. In der Walkmühle in Alteneffen entsteht die erste Walzendreherei. Der Achtundzwanzigjährige ist noch immer alles in einer Person: Prokurist und Kassierer, Korrespondent und Reisender, Schmied und Schmelzer, Rotsklopper und Nachtwächter am Rotsöfen. Die Reisen des Dreißigjährigen gehen schon über die Grenzen des engen Bezirks hinaus. Süddeutsche Lieferanten werden besucht. Die Zollschranken fallen und stoßen die Tore zum großen Deutschland auf.

Alfred Krupp grübelt weiter, immer noch im Anblick des Bildes vom „Stammhaus“ gefangen. Er sieht sich durch alle Hauptstädte Europas reisen und seine Waren anbieten. Er sieht sich als Bittsteller im Kriegsministerium, dem er neben Gewehrläufen Proben von Kanonenrohren zum Geschenk macht. Er hört, wie die Herren im Ministerium „nein“ sagen, sie trauen dem Gußstahl nicht und vertreten den Standpunkt, es ist bisher ohne Kruppkanonen gegangen, es wird auch weiter gehen. Selbst als Krupp die auf der Weltausstellung in London preisgekrönte erste Kanone aus Kruppschem Gußstahl dem König von Preußen zum Geschenk macht, tritt keine Änderung in dieser Stellungnahme ein.

Doch neben diesen weniger schönen Erinnerungen sind auch die anderen da: die ersten Aufträge auf Kruppkanonen durch den ägyptischen König. Die Aufträge auf Radreifen und Federn für fast alle europäischen Eisenbahnen. Die Lieferung von Schiffschrauben für deutsche und englische Ozeanschiffe, und schließlich die bahnbrechende preußische Bestellung von dreihundert Gußstahlrohren für die Feldartillerie.

Das Werk wächst und wächst. Alfreds Name dringt auch in die entferntesten Winkel aller Erdteile: Krupp, der Kanonengbauer, Krupp, der Stahlbezwinger, Krupp, der Mann aus Stahl, Krupp, der Mann der Arbeit, das sind nur ein paar der Beiworte, die bald überall zu hören sind, sobald der Name in einem Gespräch auftaucht.

Für den Mann, der einer Ehrung aus dem Weg gegangen ist und nun für sich den weiten Weg bis zum Erfolg überdenkt, gelten diese Worte nichts. Für ihn ist es wichtig, daß er seine Pflicht getan hat gegen alle: gegen die Freunde, die ihm im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre in Notzeiten unter die Arme griffen, gegen die Familie, die er aus dem Nichts zu höchstem Ansehen brachte, gegen die Nation, der er sich stets mit seinem Werk verpflichtet wußte, gegen seine Arbeiterschaft, die er auch in Notzeiten nicht entließ, und gegen sich selbst. Er kann zufrieden und stolz sein und könnte auf seine Verdienste pochen. Er ist auch zufrieden und stolz; aber gleichzeitig weiß er von der Verpflichtung, weiter zu schaffen, und von der inneren Verpflichtung, bescheiden zu bleiben. Bescheiden, obwohl er den vor drei Jahren in Versailles proklamierten deutschen Kaiser Wilhelm I. zu seinen Freunden zählen kann, obwohl Feldherren und Monarchen, Industrielle und Gelehrte häufig in dem Haus auf dem Hügel zu Gast sind. Ihm ist es viel wichtiger, daß auch ein Erbe da ist, ein Erbe, in dessen Hände er noch zu seinen Lebzeiten das Werk legen kann.

Und in Gedanken daran taucht die Erinnerung wieder auf an den Tag, an dem er das Werk in seine Hände nahm. Er greift zu einem Bleistift und schreibt auf das Bild, das ihn in die Vergangenheit entführt hatte, die denkwürdigen Worte:

„Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fernbleiben, den die Gründung der Fabrik über uns verhängte. Fünfundzwanzig Jahre blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstren-

gungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel andere in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet."

Durch den Rückblick gestärkt, kehrt Krupp wenige Tage nach dem umgangenen „Jubiläum“ wieder nach Essen zurück — ein stolzer, aber bescheidener Sieger über Not und Stahl.

Friedrich Alfred — der Enkel

Der Kalender zeigt das Jahr 1882. Alfred Krupp ist nunmehr ein Siebzjähriger. Er weiß, daß die Stunde kommen wird, in der er das alles lassen muß. Er darf also nicht unentbehrlich sein. Noch zu seinen Lebzeiten muß das Werk weiter aufwärts gehen. So läßt er seinen Sohn und Erben Friedrich Alfred kommen.

Der Siebzjährige sitzt seinem einzigen Kind in dem großen Kontor gegenüber, seinem großen Jungen, auf dessen Schultern das Werk später ruhen soll. Und der Siebzjährige spricht zu dem Achtundzwanzjährigen:

„Je schlechter die Zeit, je weniger dürfen wir die Hände in den Schoß legen, desto mehr müssen wir uns rühren!“

„Für meine Arbeit und Sorgen hatte ich nichts weiter als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“

„Ich will nach mir ein großes harmonisches Ganzes zurücklassen. Diesem Zweck widme ich meine letzte Kraft. Diesem hohen Ziele gegenüber hat Geld in meinen Augen einen ganz untergeordneten Wert!“

Sätze, die der Sohn kennt. Die als Wort des „alten Krupp“ — wie sie den Vater jetzt überall heißen — Klang und Bedeutung erhalten haben. Und der Vater setzt den Sohn von seinem Entschluß in Kenntnis, daß er ihn in die Leitung des Werkes beruft, daß er ihn zum Verantwortlichen macht!

Friedrich Alfred braucht ebenso wie der Vater nicht viel Worte des Dankes und der Freude. Verantwortlich! So fährt er hinaus zu den verschiedenen Grundstücken, die er seit langem im Auge hat,

und auf denen Arbeiterwohnungen entstehen sollen. Der Vater hat schon den Anfang gemacht. Er, Friedrich Alfred, der dritte der Krupps, will noch mehr. Er will die Mietskasernen überwinden. An ihre Stelle sollen Kleinsiedlungen treten. Der „Rötter“ — das ist der Arbeiter mit kleinem Siedlungshäuschen und einem Stückchen Gartenland — ist Friedrich Alfreds Ideal.

Die „Krupp von Bohlen und Halbach“

Das sind die drei Krupps. Der letzte hat den Vater nur um fünfzehn Jahre überlebt. Dann rafft auch ihn ein plötzlicher Tod hinweg. Sein Siedlungsprogramm hat er zu großen Teilen noch durchgeführt. Auch andere soziale Maßnahmen, die Essen bald den Ruf einer „vorbildlichen Arbeiterstadt“ einbrachten, sind unter anderem Friedrich Alfreds Verdienst.

Sein Erbe trat seine Frau und dann später seine Tochter an — seine älteste Tochter Berta, die sich im Jahre 1906 mit dem heute noch zum Wohle der deutschen Industrie wirkenden Wirtschaftsführer Dr. Gustav von Bohlen und Halbach vermählte. Am Hochzeitstag erhielt der junge Halbach die Erlaubnis, den Namen Krupp mit dem seinen zusammen führen zu dürfen.

„Krupp von Bohlen und Halbach?“ werden viele fragen. Das ist also die Verbindung einer alten Bürgerfamilie mit dem eines alten Adelsgeschlechts? Ihnen sei verraten, daß der Urgroßvater Halbach, der Schmiedehammerbesitzer im Wuppertal, einst mit dem Urgroßvater Krupp, dem Begründer der Firma, in Verbindung stand. Der Adel wurde der Familie Halbach später verfallen. Krupp und Halbach — das sind zwei Namen von Familien, die mithalfen, daß Deutschlands Industrie Weltruf erlangte. Und dann, als beide Namen durch die Heirat zu einem verschmolzen, da erwies es sich, daß sie durch Weltkrieg und unfreiwillige Latenlosigkeit des Nachkriegs, durch Zerstörung und fremdländische Besatzung nicht niedergezwungen wurden, daß sie aushielten.

Und heute, wo in Deutschland wieder überall das Hohelied der Werkarbeit erklingt, strahlt der Name „Krupp“ wieder leuchtender denn je.

EIN LEHRLING BAUT EINE WELTFIRMA AUF

Wir haben im Märzheft gesehen, wie der deutsche Mensch den Urwald in ein Dorf mit fruchtbaren Gärten, Äckern und Wiesen umwandelte. Das Aprilheft zeigte, wie Straßen, Eisenbahnen, Kanäle und Brücken der Landschaft wieder ein anderes Gesicht gaben. Dann kam die Industrie. Der riesige Winkel zwischen Rhein und Ruhr erhielt durch ein Geschlecht von Industriekapitänen – durch die Krupps – ein vollkommen neues Aussehen. Und so erging es anderen Gegenden des Reiches ebenfalls, in denen entschlossene, tatkräftige Männer Industriewerke errichteten.

Die Geschichte der Männer, die den Namen Krupp zu Welt-ruf brachten, klingt wie ein modernes Märchen. Wir wollen die Geschichte nachlesen und von diesen Männern lernen. Ihr Beispiel soll uns Vorbild und Ansporn sein.

Eine traurige Geburtstagsfeier

Über dem freundlich behäbigen Haus am Flachsmarkt in der einstigen Stiftstadt Essen, durch deren Nachbargemarkungen die Ruhr mit ihrem hellen Wasser bummelt, geht an diesem Aprilmorgen die Sonne besonders früh auf. Jedenfalls kommt es Alfried, dem ältesten der vier Kinder des Kaufmanns und Stahlfabrikanten Friedrich Krupp, so vor; denn dieser Tag ist sein Tag. Zwölf Jahre wird er alt. Die Tante Ascherfeld wird Kuchen vom Steeler Tor schicken. Der Vater wird ihn auf die Seite nehmen und ihm als Geburtstagsgeschenk wieder etwas mehr von den vielen kleinen Künsten erzählen, die zur Anfertigung echten harten Stahls notwendig sind. Schwester Ida, Bruder Hermann und der kleine Friedrich werden kommen und ihm die Hand drücken und vielleicht sogar ein Gedichtchen herunter-sagen. Bei diesem Gedanken muss Alfred lächeln. Er stellt sich den kleinen putzigen Fritz vor, Verse herunterplappernd. Ein zu komisches Bild! Inzwischen ist Alfried ans Fenster gegangen. Er öffnet es und lässt die frische ermunternde Aprilluft ins Zimmer. Dann macht er sich fertig und ist mit ein paar lustigen Sprüngen im Zimmer der Eltern, um sich bei der Mutter seinen Geburtstagskuß zu holen.

Der stets heitere, wenn auch manchmal nachdenkliche Junge ahnt nicht, dass auch der Vater und die Mutter längst wach und auf sind. Aber nicht Freude, sondern Sorge hat ihnen wieder einmal die Nacht verkürzt. Geldsorgen sind es, die ihnen keine Ruhe lassen. In den zwölf Jahren, die der Vater nun schon darauf verwendet, guten brauchbaren Stahl herzustellen, ist nicht nur sein Vermögen, sondern auch das von Frau und Mutter aufgebraucht worden. Was ihn von den bedeutenden Barvermögen, den Grundstücken, Bauernhöfen und Häusern noch blieb, ist dieses schöne alte Bürgerhaus am Flachsmarkt, die stark verschuldete Walkmühle in Altenessen, der schöne Fabrikneubau vor dem Limbecker Tor, der so genannte »Kamp am Schewinkel« und – Schulden, nichts als Schulden! Täglich laufen Mahn- und Drohbriebe ein. Freunde erbitten, verlangen, fordern ihr geliebtes Geld zurück. Die Lieferanten wollen das Geld für ihre Waren, und darauf haben sie ja auch ein Anrecht.

Im Augenblick droht ein besonders harter Schlag: der Schwiegervater Wilhelmi will sein Geld einklagen. Er hat seit drei

Jahren für seine bereitwillig gegebenen Gelder und Bürgschaften keine Zinsen mehr erhalten. Weder Friedrich noch Therese Krupp, die Tochter Wilhelmi, dürfen sein Haus betreten. Auf Thereses Bittschreiben, der Vater möge noch ein wenig Geduld haben, ist keine Antwort erfolgt. Und Frau Therese kennt ihren Vater. Wenn der sich im Recht weiß, kennt er keine Schonung. Und er ist im Recht. Leider! Und ebenso im Recht sind die andern Verwandten, die alle Geld für Krupps Pläne gaben und dies nun heute zurückfordern, weil die Stahlfabrikation ihnen nicht schnell genug vorwärts kommt.

Es ist nicht leicht für Frau Therese, mit ihrem Mann gemeinsam das alles durchzuhalten. Die finanziellen Sorgen gingen ja noch hin. Aber da ist eine andere Sorge: Ihr Mann grämt sich wegen der Schuldennot. Er altert zusehends und – kränkelt. Siebenunddreißig ist er alt, aber sieht aus wie ein Fünffziger. Er ist verbittert, dass er mit seiner Arbeit keine Anerkennung findet, dass niemand an seinen Stahl glaubt. Friedrich Krupp tut so, als ginge ihn das ganze Unglück nichts an. Er vergräbt sich draußen vor der Stadt in seiner neuen Fabrik, macht Versuche, bespricht sich mit seinen Arbeitern, gibt Ratschläge, veranlasst Verbesserungen und scheint glücklich im unabänderlichen Glauben an seine Aufgabe: echten harten Stahl zu erzeugen, der besser und haltbarer ist als der englische Stahl, der bisher überall als unübertrefflich galt.

In dem Augenblick, in dem nun Alfried ins Zimmer der Eltern kommt, um Ihre Glückwünsche zu hören und für sie zu danken, ist für Minuten jegliche Sorge aus dem Zimmer gebannt. Frau Therese sieht nur noch den großen Jungen mit den klugen hellen Augen. Der Vater vergisst, was ihm alles seit Tagen auf der Seele lastet; er kann nur noch denken, das dieser da, sein Junge, sein Werk fortsetzen und vollenden muss. Ja nicht nur muss, sondern vollenden wird. Er hat Vertrauen zu seinem Jungen, ungetrübt Vertrauen. Was stört es ihn, dass unter dem letzten Zeugnis Alfrieds die Bemerkung steht, »Krupp müsse auf Deutsch besondere Sorgfalt wenden, denn darin geht es noch sehr schlecht«; für Friedrich Krupp, den Vater, ist es wichtig zu wissen, dass Alfred gerne draußen im Schmelzbau und im Kesselgebäude ist; dass es ihm Freude macht, vom Vater zu erfahren, wie die Tiegel hergestellt werden, wie die Beschickung erfolgt und wie Schmelzöfen behandelt werden müssen. Friedrich Krupp weiß, welche Geburtstagsfreude er seinem Sohn macht, wenn er ihm jetzt gleich am Morgen verspricht, ihm mehr von den Geheimnissen der Stahlzubereitung anzuvertrauen. Dieses Versprechen ist dem Jungen wichtiger als der leckere Geburtstagskuchen, als alle anderen Geschenke, die er nachher im Wohnzimmer bei der Bescherung erhalten wird.

Alfrieds Heiterkeit beherrscht bald das ganze Haus. Die jüngeren Geschwister freuen sich mit ihm. Ein Geburtstag ist für sie auch eine feine Sache, selbst wenn es nicht der eigene ist. So sind bald im Wohnzimmer nur froh gelaunte Menschen versammelt. Selbst Frau Therese kann – das erste Mal seit Wochen – wieder sorglos lachen. Der Vater holt gerade zu einer halb heiteren, halb

ersten Geburtstag rede aus, da klopft es draußen an der Haustür. Einmal – zweimal – dreimal fällt der Messingklopper gegen die Tür.

Ein unerwarteter Gratulant? denkt der Vater und überlegt froh gelaunt, wer von den alten Freunden sich plötzlich an den Geburtstag seines Ältesten erinnere. Alfried überlegt: das wird der »Schell« sein, der Sohn des Freiherr von Schell, dessen Haus am Markt steht. Sicherlich will ihn der Freund wieder einladen, mit zur Spillenburg zu kommen, wo sich so unsagbar schöne Spiele spielen lassen.

Nur die Mutter ist durch das laut Klopfen erschreckt worden. Eine unerklärliche Angst packt sie; alle Farbe weicht aus dem Gesicht. Eilig läuft sie zu Tür, öffnet – da steht der uniformierte Gerichtsbeamte und fragte nach dem Hausherr. Frau Therese hat nicht die Kraft, nach ihrem Mann zu rufen. So lässt sie den Beamten ins Haus. Mitten in die Geburtstagsbescherung hinein platzte er mit einer Urteilsausfertigung des Essener Gerichts, nach der Friedrich Krupp sofort 14 500 Taler als Kapital und die dazu ausgelaufenen Zinsen von 38 Monaten zu zahlen hat.

Der Schwiegervater Wilhelmi hat also seine Forderung eingeklagt. Friedrich Krupp weiß, was dieser Urteilsspruch bedeutet; Versteigerung seines Wohnhauses! Aufgabe seines letzten wertvollen Besitzes, der für ihn mehr gewesen war als eine glückliche Erinnerung, der ihm alles war und alles gab: inneren Halt und äußeres Ansehen. – Alfried weiß nicht, was in dem Schreiben steht, dass der Beamte aus der schwarzen Ledertasche hervorgeholt und dem Vater überreicht hat. Aber er fühlt, dass es etwas schreckliches sein muss. So sorgt er dafür dass die Schwester und die beiden Brüder mit ihm das Zimmer verlassen. Er weiß: die Eltern müssen jetzt allein sein. Er selbst steigt hinauf in seine Kammer und holt das schmale Heft hervor, in das er alles eingetragen hat, was ihm der Vater über die Stahlzubereitung erzählt. – »Ich werde das wohl bald wissen müssen!« spricht er vor sich hin.

Lehrling und Chef in einer Person

Etwas mehr als zwei Jahre sind seit diesem traurigen Geburtstag vergangen. Alfried sitzt in der Dachkammer des Aufseherhauses neben dem Schmelzbau am Schewinkel, wohin der Vater nach dem Verkauf seiner stattlichen Bürgerhauses am Flachsmarkt übergesiedelt war, und überprüft noch einmal alle Bestellungen, Mahnungen und Anfragen. Das Gesicht des Vierzehnjährigen ist bleich und ernst. Die Aufregung der letzten Tage ist deutlich noch von den Gesichtszügen abzulesen: Alfried Krupp hat seinen Vater zu Grabe geleitet!

Der Vater hat auf dem Sterbebett die Hand der Mutter in die Seine gelegt und ihnen beiden das Versprechen abgenommen, das Werk zu vollenden. Dieses Versprechen will Alfred halten. Nun erst erkennt er, wie klug und weitblickend der Vater handelte, als er ihn damals von der Quarta herunternahm und ihn in die Leitung des Werkes einweihte. So kann er jetzt der Mutter wirklich beistehen, die Briefe beantworten, Bestellungen aufgeben und hereinholen, die spärlich eingehenden Gelder ordnungsgemäß

verbuchen und einteilen helfen, damit der Betrieb weiterläuft, und die Arbeiter zu ihrem verdienten Lohn kommen.

Zum Schreiben und Rechnen kommt Alfried heute wirklich nicht. Die Gedanken laufen ihm immer wieder davon, bald in die Vergangenheit – bald in die Zukunft. Nun muss er daran denken, wie der Vater einst als er die Fabrik gründete, durch großsprecherische Schwindler um viel tausend Taler geschädigt worden war. Seitdem hatte der Vater nach dem Grundsatz gearbeitet: nur auf sich allein gestellt, kann man ein Werk aufbauen. An diesen Leitsatz des Vaters glaubt auch Alfried, nach ihm will er handeln. Es gibt für ihn nur einer einzigen »Teilhaber«, das ist seine Mutter. Alfried lächelt bei dem Gedanken, seine Mutter als »Teilhaber« anzusehen. In Wirklichkeit gehört ihr doch das Werk; und er, Alfried, ist der jüngste und unerfahrene Mitarbeiter, dessen Platz eigentlich in der Lehrlingskammer ist. Das weiß Alfried. So in Gedanken versunken, hat er gar nicht gemerkt, dass die Mutter zu ihm in die Kammer getreten ist. Nun fühlt er ihre weiche liebende Hand auf seinem Scheitel, und er hört ihre vom Kummer verschleierte Stimme: »Alfried, Junge! Wir beide müssen es schaffen!« Und der Vierzehnjährige tritt zur Mutter, greift ihre Hände, drückt sie und versichert: »Wir werden es schaffen, Mutter!«

In den nächsten Tagen, Wochen und Monaten ist Alfried stets der erste im Schmelzpunkt. Die Arbeiter – sieben Mann sind es – kommen und sehen den Jungen vor den Öfen. Sie hören seinen Gruß, staunen über seine Fragen, die Lehrlingsfragen sind und doch schon ein gründliches Wissen um die Zubereitung des Gusstahls verraten. Und nachdem sie sehen, dass der Junge einer von denen ist, die einen Hammer zu packen und Eisen zu schlagen wissen, gewinnen sie Zutrauen. Sie möchten »Herr Krupp« zu ihm sagen, wie sie es zum verstorbenen Chef sagten, und sie möchten »Alfried« zu ihm sagen, weil er doch eigentlich ihr Lehrling ist. Und so kommt es, dass sie von ihm nur als dem »jungen Krupp« sprechen.

Schon wenige Monate nach dem Hinscheiden des zuletzt völlig verzweifelten Friedrich Krupp raunt man sich in Essen zu: »Draußen bei den Krupps geht's wieder aufwärts!«

Der stolze, aber bescheidene Sieger

Wahrhaftig, es ging aufwärts. Zunächst nur langsam und schwer. Doch dann reihte sich Erfolg an Erfolg. Der Name Krupp bekam in der ganzen Weltklang. Kruppsche Kanonen haben den Sieg über den »Artilleristen auf dem Thron« – wie sich Kaiser Napoleon III. stolz nannte – davongetragen.

Seit dem Tode des Vaters sind nun fast 50 Jahre vergangen, und genau ein Vierteljahrhundert liegt zwischen diesem Tag und jenem, an dem die Mutter das väterliche Erbe in die Hände Alfreds – wie Alfried jetzt überall heißt – gelegt hat.

Sieben Mann zählte damals die Stammebelegschaft, auf mehr als 10.000 Mann ist sie inzwischen angewachsen. Alfred Krupp weiß, dass seine Arbeiter den großen Tag ihm zu Ehren feiern wollen; dass sie auch im Rathaus überlegen, wie sie zu diesem »Jubiläum« dem großen Sohn der Stadt Essen ihren Dank zeigen können. Alfred will das nicht. Er will nicht gefeiert werden. Für

ihn sind alle Tage »Jubiläumstage«; denn jeder Tag erinnert ihn an ein beängstigendes oder an ein hoffnungsgebendes Ereignis in der Geschichte seines Werkes.

Um von vornherein jegliche äußere Ehrung unmöglich zu machen, teilte er kurze Zeit vor dem Jubiläumstag durch einen einfachen Zettel den Prokuristen der Firma mit, dass »er für unbestimmte Zeit von Essen abwesend« sei. In aller Stille reißt er ab. Er will in diesen Tagen mit sich allein sein. Er will es alles noch einmal, still für sich, überdenken.

Unter den wenigen Sachen, die er für diesen kleinen Urlaub zurechtgelegt und mitgenommen hat, befindet sich ein Bild von dem Aufseherhaus, in das er als zwölfjähriger mit den Eltern eingezogen war. Er betrachtet das Bild mit Liebe, seine Gedanken treten eine lange Reise in die Vergangenheit an. Der Fünfzehnjährige sitzt wieder in der Dachkammer des Häuschens über den Büchern. Der Sechzehnjährige macht erste kleine Reisen, die ihn lehrten: nicht durch bloße Anfertigung des Stahls kann die Fabrik wachsen und wer-den; viel wichtiger ist es, den Stahl zu verarbeiten. Fertigwaren bringen Gewinn. In der Walkmühle in Altenessen entsteht die erste Walzendreherei. Der Achtundzwanzigjährige ist noch immer alles in einer Person: Prokurist und Kassierer, Korrespondent, und Reisender. Schmied und Schmelzer, Koksklopfer und Nachtwächter am Koksofen. Die Reisen des Dreißig-jährigen gehen schon über die Grenzen des engen Bezirks hinaus. Süddeutsche Lieferanten werden besucht. Die Zollschranken fallen und stoßen die Tore zum großen Deutschland auf.

Alfred Krupp grübelt weiter, immer noch im Anblick des Bildes vom »Stammhaus« gefangen. Er sieht sich durch alle Hauptstädte Europas reisen und seine Waren anbieten. Er sieht sich als Bittsteller im Kriegsministerium, dem er neben Gewehrläufen Proben von Kanonenrohren zum Geschenk gemacht. Er hört, wie die Herrn im Ministerium »nein« sagen, sie trauen dem Gussstahl nicht und vertreten den Standpunkt, es ist bisher ohne Krupp Kanonen gegangen, es wird auch weiterhin gehen. Selbst als Krupp die auf der Weltausstellung in London preisgekrönte erste Kanone aus Kruppschem Gussstahl dem König von Preußen zum Geschenk macht, tritt keine Änderung in dieser Stellungnahme ein.

Doch neben diesen weniger schönen Erinnerungen sind auch die anderen da: die ersten Aufträge auf Kruppkanonen durch den ägyptischen König. Die Aufträge auf Radreifen und Federn für fast alle europäische Eisenbahnen. Die Lieferung von Schiffsschrauben für deutsche und englische Ozeanschiffe, und schließlich die bahnbrechende preußische Bestellung von 300 Gussstahlrohren für die Feldartillerie.

Das Werk wächst und wächst. Alfreds Name dringt auch in die entferntesten Winkel aller Erdteile: Krupp, der Kanonenbauer, Krupp der Stahlbezwinger, Krupp der Mann aus Stahl, Krupp der Mann der Arbeit, das sind nur ein paar der Beiworte, die bald überall zu hören sind, sobald der Name in einem Gespräch auftaucht. Für den Mann, der eine Ehrung aus dem Weg gegangen

ist und nun für sich den weiten Weg bis zum Erfolg überdenkt, gelten diese Worte nichts. Für ihn ist es wichtig, dass er seine Pflicht getan hat gegen alle: gegen die Freunde, die ihm im Laufe der vergangenen fünfzig Jahre in Notzeiten unter die Arme griffen, gegen die Familie, die er aus dem Nichts zu höchstem Ansehen brachte, gegen die Nation, der er sich stets mit seinem Werk verpflichtet wusste, gegen seine Arbeiterschaft, die er auch in Notzeiten nicht entließ, und gegen sich selbst. Er kann zufrieden und stolz sein und könnte auf seine Verdienste pochen. Er ist auch zufrieden und stolz; aber gleichzeitig weiß er von der Verpflichtung, weiter zu schaffen, und von der inneren Verpflichtung, bescheiden zu bleiben. Bescheiden, obwohl er den vor drei Jahren in Versailles proklamierten deutschen Kaiser Wilhelm I. zu seinen Freunden zählen kann, obwohl Feldherren und Monarchen, Industrielle und Gelehrte, häufig in dem Hause auf dem Hügel zu Gast sind. Ihm ist es viel wichtiger, dass auch ein Erbe da ist, ein Erbe, in dessen Hände er noch zu seinen Lebzeiten das Werk legen kann.

Und in Gedanken daran taucht die Erinnerung wieder auf an den Tag, an dem er das Werk in seine Hände nahm. Er greift zu einem Bleistift und schreibt auf das Bild, das ihn in die Vergangenheit entführt hatte, die denkwürdigen Worte:

»Vor fünfzig Jahren waren diese ursprünglichen Arbeiterwohnungen die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fernbleiben, denn die Gründung der Fabrik über uns verhängte. Fünfundzwanzig Jahre blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel andere in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet.«

Durch den Rückblick gestärkt, kehrt Krupp wenige Tage nach dem umgangenen »Jubiläum« wieder nach Essen zurück – ein stolzer, aber bescheidener Sieger über Not und Stahl.

Friedrich Alfred – der Enkel

Der Kalender zeigt das Jahr 1882. Alfred Krupp ist nunmehr ein Siebzjähriger. Er weiß, dass die Stunde kommen wird, in der er das alles lassen muss. Er darf also nicht unentbehrlich sein. Noch zu seinen Lebzeiten muss das Werk weiter aufwärtsgehen. So lässt er seinen Sohn und Erben Friedrich Alfred kommen.

Der Siebzjährige sitzt seinem einzigen Kind in dem großen Kontor gegenüber, seinem großen Jungen, auf dessen Schultern das Werk später ruhen soll. Und der Siebzjährige spricht zu dem Achtungszwanzigjährigen:

»Je schlechter die Zeiten, je weniger dürfen wir die Hände in den Schoß legen, desto mehr müssen wir uns rühren!«

»Für meine Arbeit und Sorgen hatte ich nichts weiter als das Bewusstsein der Pflichterfüllung.«

»Ich will nach mir ein großes harmonisches Ganzes zurücklassen. Diesem Zweck widme ich meine letzte Kraft. Diesem ho-

hen Ziele gegenüber hat Geld in meinen Augen einen ganz untergeordneten Wert!«

Sätze, die der Sohn kennt. Die als Worte das »alten Krupp« – wie sie den Vater jetzt überall heißen – Klang und Bedeutung erhalten haben. Und der Vater setzt den Sohn von seinem Entschluss in Kenntnis, dass er ihn in die Leitung des Werkes beruft, dass er ihn zum Verantwortlichen macht!

Friedrich Alfred braucht ebenso wie der Vater nicht viele Worte des Dankes und der Freude. Verantwortlich! So fährt er hinaus zu den verschiedenen Grundstücken, die er seit langem im Auge hat, und auf denen Arbeitersiedlungen entstehen sollen. Der Vater hat schon den Anfang gemacht. Er, Friedrich Alfred, der dritte der Krupps, will noch mehr. Er will die Mietskasernen überwinden. An ihre Stelle sollen Kleinsiedlungen treten. Der »Kötter« – das ist der Arbeiter mit kleinem Siedlungshäuschen und einem Stückchen Gartenland – ist Friedrich Alfreds Ideal.

Die »Krupp von Bohlen und Halbachs«

Das sind die drei Krupps. Der letzte hat den Vater nur um fünfzehn Jahre überlebt. Dann raffte auch ihn ein plötzlicher Tod hinweg. Sein Siedlungsprogramm hat er zu großen Teilen noch durchgeführt. Auch andere soziale Maßnahmen, die Essen bald den Ruf einer »vorbildlichen Arbeiterstadt« einbrachten, sind unter anderem Friedrich Alfred Verdienst.

Sein Erbe trat seine Frau und dann später seine Tochter an – seine älteste Tochter Berta, die sich im Jahre 1906 mit dem heute noch zum Wohle der Deutsche Industrie wirkenden Wirtschaftsführer Dr. Gustav von Bohlen und Halbach vermählte. Am Hochzeitstag erhielt der junge Halbach die Erlaubnis, den Namen Krupp mit dem seinen zusammen führen zu dürfen.

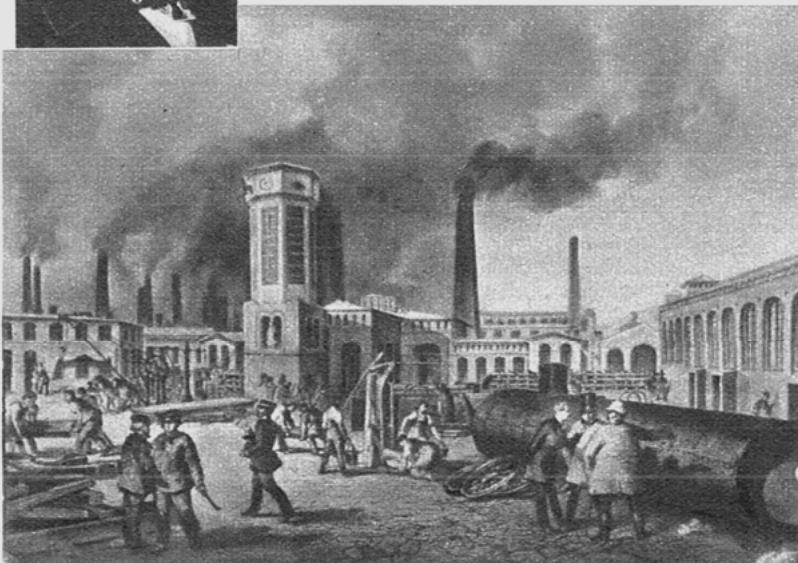
»Krupp von Bohlen und Halbach?« werden viele Fragen. Das ist also die Verbindung einer alten Bürgerfamilie mit dem eines alten Adelsgeschlechtes? Ihnen sei verraten, dass der Urgroßvater Halbach, der Schmiedehammerbesitzer in Wuppertal, einst mit dem Urgroßvater Krupp, dem Begründer der Firma, in Verbindung stand. Der Adel wurde der Familie Halbach später verliehen. Krupp und Halbach – das sind zwei Namen von Familien, die mithalfen, dass Deutschlands Industrie Weltruf erlangt. Und dann, als beide Namen durch die Heirat zu einem verschmolzen, da erwies es sich, dass sie durch Weltkrieg und unfreiwillige Tatenlosigkeit des Nachkriegs, durch Zerstörung und fremdländische Besatzung nicht niedergezwungen wurden, dass sie aushielten.

Und heute, wo in Deutschland wieder überall das hohe Lied der Werkarbeit erklingt, strahlt der Name »Krupp« wieder leuchtender denn je.



August Borsig,
 der Schöpfer
 des deutschen
 Lokomotivbaues

USPROßE MÄNNER wachsen aus dem Volk empor



Merkt euch das, ihr Jungen und Mädchen: Auch wenn man ganz arm ist, kann man es zum berühmten Mann bringen. Man muß nur den nötigen Fleiß und die Ausdauer besitzen. Mancher unserer großen Erfinder hat als ganz einfacher, armer Lehrling oder Laufbursche angefangen. Macht es nach! Die Hauptsache ist, daß ihr zu einer Sache Lust und Liebe habt und mit Eifer darangeht.

Und nun will ich euch an einigen Beispielen beweisen, wie aus den einfachsten, ärmsten Familien unseres Volkes die größten Männer hervorgegangen sind.

Alfred Krupp stammt aus ganz kleinen Verhältnissen. Sein Vater starb sehr frühzeitig; seit seinem 12. Lebensjahre mußte Alfred im Betriebe mitarbeiten. In seinen Aufzeichnungen steht wörtlich zu lesen: „Bon meinem 14. Lebensjahr an hatte

Borsigs Fabrik im Jahre 1848. Mit ihr wurde der Zimmermannssohn zum Schöpfer der Berliner Großindustrie

ich die Sorgen eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, das Nachgrübeln des Nachts, wie die Schwie-

rigleiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lange drohende Gefahr des Untergangs und die Überwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will. Und später sagt er einmal: „15 Jahre lang habe ich gerade soviel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.“

Ernst Abbe, ein Arbeiterkind, gründete zusammen mit dem Mechaniker Zeiß die weltberühmten Zeiß-Werke in Jena, in denen heute Ferngläser, Mikroskope, Riesensfernrohre für Sternwarten, Photoapparate hergestellt werden. Unter unfählichen Entbehrungen arbeitet Abbe sich von Stufe zu Stufe empor und wurde Direktor und Professor. Durch seinen Fleiß und sein Wissen half er die Werke errichten, die für die Wissenschaften der ganzen Welt so große Bedeutung erlangten.

Hermann Remané begann seine Laufbahn als Laufbursche. Er konnte kein Handwerk erlernen, da er rasch verdienen mußte, um die Mutter und die Geschwister zu unterhalten. Durch Fleiß, Sparsamkeit und unermüdlige Weiterbildung gelang es ihm, zum Direktor der Osramwerke aufzusteigen. Ihm verdanken wir zum wesentlichen heute die Herstellung der elektrischen Glühlampen.



Prof. Dr. Ernst Abbe begann als einfaches Arbeiterkind. Er ist der Mitbegründer der Zeiß-Werke in Jena

Flate hat als vierzehnjähriger Junge mit Pile und Schaufel in einem Bergwerke angefangen. Jetzt ist er Generaldirektor einer großen Bergwerksgesellschaft.

Der Radelfabrikant J. L. trat als Lehrjunge in eine Fabrik ein. Jetzt ist er ein reicher Fabrikherr und Kommerzienrat. „Weißt du noch, wie du mit uns in Holzschuhen gegangen bist“, so redete ihn ein betrunkenen Arbeiter auf der Straße an. „Jawohl, das weiß ich noch“, antwortete L. „Ich weiß aber auch, daß du früher schon deine paar Behlingsgroßchen verjubelt hast, während ich abends zu Hause gelesen und studiert habe.“

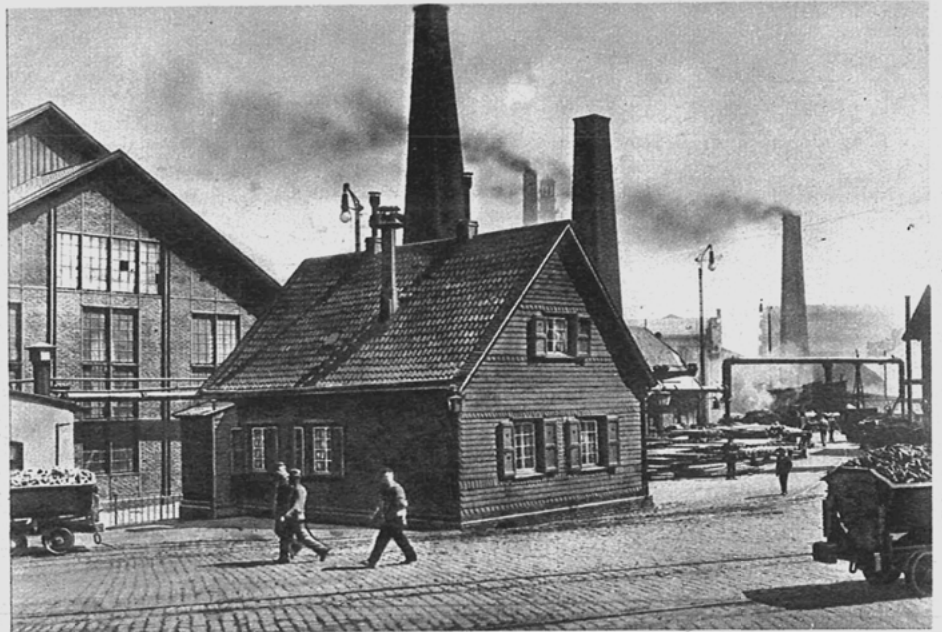
Borsigs Vater war Zimmermann. In glanzvoller Aufbauarbeit von unten auf wurde er der Schöpfer des deutschen Lokomotivbaues. Er war ein Mann des Wagemuts, des Selbstvertrauens und Weitblickes. Dazu ein Mann mit offenen Augen für das Können anderer, und daher immer bereit, zu lernen.

Ich könnte euch noch unendlich viele Namen bekannter Männer nennen, die aus den einfachsten Verhältnissen in unser Volk als Säulen des deutschen Geisteslebens hineingewachsen sind, so z. B. die Philosophen Fichte und Kant. Fichte zog als „guter dummer Bauernjunge“ in die Welt hinaus. Kant, der weltberühmte Philosoph, war der Sohn eines Sattlers. Johann Kepler bediente als Knabe die Gäste in der kleinen Schenke seines Vaters. Er ist ein großer Gelehrter geworden. Justus von Liebig, der bedeutende Chemiker, stammte aus einem Krämerhause. Kopernikus, Linné und zahllose andere waren Kinder armer Eltern.

Darum, frisch angepackt! Jeder, der ernstlich will und dabei Ausdauer hat, bringt es zu etwas. Der Leichtfertige aber, der seine Zeit dem Nichtstun und dem Vergnügen opfert, wird klein und bedrängt bleiben sein Leben lang.

Blick in eine Montagehalle der von Abbe mitbegründeten Zeiß-Werke. Rechts ein Spiegelteleskop für die Sternwarte in Heidelberg, links ein gewaltiges Himmelsfernrohr für eine Sternwarte auf der Halbinsel Krim

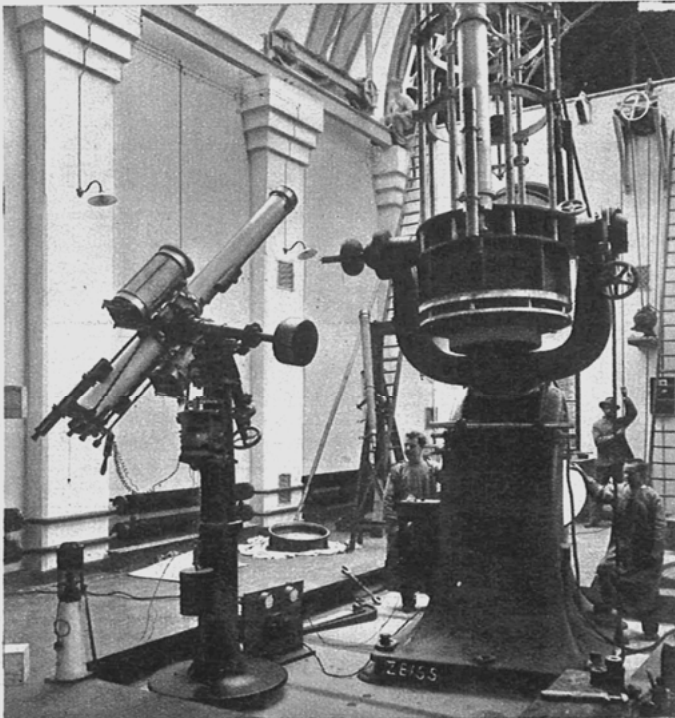
Ihr Jungen, die ihr noch nichts seid, könnt und habt, ihr seid es in besonderem Maße, die Vorbilder brauchen; Vorbilder, die den Weg deutlichweisend vorangegangen sind.



Inmitten der Krupp'schen Gußstahlfabrik steht heute noch das Stammhaus Alfred Krupps. Hier lebte er mit Mutter und Geschwistern und baute aus kleinsten Anfängen ein Weltunternehmen auf



Remané stieg vom Laufburschen zum Direktor der Osramwerke empor. Sein Herz gehört den Kindern. Hier darfstet er mit seinem Enkelkind an einem Spielzeug



GROSSE MÄNNER WACHSEN AUS DEM VOLK EMPOR

Merkt Euch das, ihr Jungen und Mädchen: Auch wenn man ganz arm ist, kann man es zum berühmten Mann bringen. Man muss nur den nötigen Fleiß und die Ausdauer besitzen. Mancher unserer großen Erfinder hat als ganz einfacher, armer Lehrling oder Laufbursche angefangen. Macht das nach! Die Hauptsache ist, dass ihr zu einer Sache Lust und Liebe habt und mit Eifer daran geht.

Und nun will ich Euch an einigen Beispielen beweisen, wie aus den einfachsten, ärmsten Familien unseres Volkes die größten Männer hervorgegangen sind.

Alfred Krupp stammt aus ganz kleinen Verhältnissen. Sein Vater starb sehr frühzeitig; seit seinem zwölften Lebensjahr musste Alfred im Betrieb mitarbeiten. In seinen Aufzeichnungen steht wörtlich zu lesen: »Von meinem 14. Lebensjahr an hatte ich die Sorge eines Familienvaters und die Arbeit bei Tage, das Nachgrübeln des Nachts wie die Schwierigkeiten zu überwinden wären. Bei schwerer Arbeit, oft Nächte hindurch, lebte ich oft bloß von Kartoffeln, Kaffee, Butter und Brot, ohne Fleisch, mit dem Ernst eines bedrängten Familienvaters, und 25 Jahre lang habe ich ausgeharrt, bis ich endlich bei allmählich steigender Besserung der Verhältnisse eine leidliche Existenz errang. Meine letzte Erinnerung aus der Vergangenheit ist die so lang drohende Gefahr des Untergangs und die Überwindung durch Ausdauer, Entbehrung und Arbeit, und das ist es, was ich jedem jungen Manne zur Aufmunterung sagen möchte, der nichts hat, nichts ist und was werden will.« Und später sagte er einmal: »15 Jahre lang habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigene Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts als das Bewusstsein der Pflichterfüllung.«

Ernst Abbe, ein Arbeiterkind, gründete zusammen mit dem Mechaniker Zeiß die weltberühmten Zeiß-Werke in Jena, in denen heute Ferngläser, Mikroskope, Riesenfernrohre für Sternwarten, Photoapparate hergestellt werden. Unter unsäglichen Entbehrungen arbeitete Abbe sich von Stufe zu Stufe empor und wurde Direktor und Professor. Durch seinen Fleiß und sein Wissen half er die Werke errichten, die für die Wissenschaften der ganzen Welt so große Bedeutung erlangten.

Hermann Remané begann seine Laufbahn als Laufbursche. Er konnte kein Handwerk erlernen, da er rasch verdienen muss-

te, um die Mutter und die Geschwister zu unterhalten. Durch Fleiß, Sparsamkeit und unermüdlige Weiterbildung gelang es ihm, zum Direktor der Osram Werke aufzusteigen. Ihm verdanken wir zum wesentlichen heute die Herstellung der elektrischen Glühlampen.

Flake hat als vierzehnjähriger Junge mit Pike und Schaufel in einem Bergwerke angefangen. Jetzt ist er Generaldirektor einer großen Bergwerksgesellschaft.

Der Nadelfabrikant J. L. trat als Lehrjunge in eine Fabrik ein. Jetzt ist er ein reicher Fabrikherr und Kommerzienrat. »Weißt du noch, wie du mit uns in Holzschuhen gegangen bist«, so redete ihn ein betrunkenen Arbeiter auf der Straße an. »Jawohl, das weiß ich noch«, antwortet L. »Ich weiß aber auch, dass du früher schon deine paar Lehrlingsgroschen verjubelt hast, während ich abends zuhause gelesen und studiert habe.«

Borsigs Vater war Zimmermann. In glanzvoller Aufbauarbeit von unten auf wurde er der Schöpfer des deutschen Lokomotivbaues. Er war ein Mann des Wagemuts, des Selbstvertrauens und Weitblickes. Dazu ein Mann mit offenen Augen für das Können anderer, und daher immer bereit zu lernen.

Ich könnte Euch noch unendlich viele Namen bekannter Männer nennen, die aus den einfachsten Verhältnissen in unser Volk als Säulen des deutschen Geisteslebens hineingewachsen sind, so zum Beispiel die Philosophen Fichte und Kant. Fichte zog als »guter dummer Bauernjunge« in die Welt hinaus. Kant, der weltberühmte Philosoph, war der Sohn eines Sattlers. Johann Kepler bediente als Knabe die Gäste in der kleinen Schenke seines Vaters. Er ist ein großer Gelehrter geworden. Justus von Liebig, der bedeutende Chemiker, stammte aus einem Krämerhause. Kopernikus, Linné und zahllose andere waren Kinder armer Eltern.

Darum, frisch angepackt! Jeder, der ernstlich will und dabei Ausdauer hat, bringt es zu etwas. Der Leichtfertige aber, der seine Zeit dem Nichtstun und dem Vergnügen opfert, wird klein und bedrängt bleiben sein Leben lang.

Ihr Jungen, die ihr noch nichts seid, könnt und habt, ihr seid es in besonderem Maße, die Vorbilder brauchen; Vorbilder, die den Weg deutlich weisend vorangehen sind.

HINTERGRUND- INFORMATIONEN ZUR FAMILIE KRUPP:

Gustav Krupp von Bohlen und Halbach (7. August 1870 – 16. Januar 1950) war im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof einer der zunächst 24 Angeklagten. Er war in allen der insgesamt 4 Anklagepunkte beschuldigt: 1.) Gemeinsamer Plan oder Verschwörung; 2.) Verbrechen gegen den Frieden; 3.) Kriegsverbrechen; 4.) Verbrechen gegen die Menschlichkeit. In den Prozessunterlagen heißt es:

»[80] Der Angeklagte KRUPP war zwischen 1932 und 1945: Leiter der Friedrich Krupp A.G., Mitglied des Generalwirtschaftsrates, Präsident der Reichsvereinigung der Deutschen Industrie, Leiter der Gruppe für Kohle, Eisen und Metallproduktion unter dem Reichswirtschaftsministerium. Der Angeklagte KRUPP benutzte die vorangegangenen Stellungen, seinen persönlichen Einfluß und seine Beziehungen [80] zum Führer dazu: Daß er die Machtergreifung der Nazi-Verschwörer förderte und ihre Kontrolle über Deutschland, angeführt in Anklagepunkt Eins, stärkte und festigte; er förderte die Vorbereitung für den Krieg, wie in Anklagepunkt Eins angeführt. Er nahm teil an den militärischen und wirtschaftlichen Plänen und Vorbereitungen der Nazi-Verschwörer für Angriffskriege und Kriege in Verletzung von internationalen Verträgen, Vereinbarungen und Zusicherungen, wie in Anklagepunkten Eins und Zwei angeführt; er genehmigte und leitete Kriegsverbrechen, wie angeführt in Anklagepunkt Drei, und Verbrechen gegen die Humanität, wie angeführt in Anklagepunkt Vier, besonders Ausbeutung und Mißbrauch von Menschen für Arbeit in der Führung von Angriffskriegen, und nahm an diesen Verbrechen teil.«

Der Prozess wurde aufgrund des schlechten gesundheitlichen Zustands des Angeklagten schließlich eingestellt. Der US-amerikanische Hauptankläger Jackson versuchte das zu verhindern und versuchte zudem seinen Sohn Alfried mit anzuklagen. In seinem Schreiben dazu heißt es unter anderem:

»Die Krupps bildeten auch den Hauptfaktor zur Kriegsvorbereitung. [...] Nachdem der Krieg dann ausgebrochen war – wofür beide Krupps, sowohl Gustav von Bohlen als auch Alfried, unmittelbar verantwortlich sind – führten sie die deutsche Industrie, unter Verletzung von Verträgen und dem Internationalen Recht, an. Sie beschäftigten Zwangsarbeiter, die aus beinahe allen von Deutschland besetzten Ländern gepreßt und von dort herbeigeschleppt worden waren; sie zwangen Kriegsgefangene, Waffen und Munition, die gegen ihre eigenen Länder eingesetzt wurden, herzustellen. Es sind reichliche Beweise vorhanden, daß diese Arbeiter in Krupps Gewahrsam und in Krupps Diensten unterernährt und überanstrengt, mißbraucht und unmenschlich behandelt wurden. Erbeutete Aufzeichnungen zeigen, daß im September 1944 54990 ausländische Arbeiter und 18902 Kriegsgefangene in den Krupp-Werken beschäftigt waren.

Weiterhin erzielten die Krupp-Gesellschaften durch die Zerstörung des Weltfriedens und durch die Unterstützung des Nazi-Programms große Gewinne. Die Wiederaufrüstung Deutschlands brachte Krupp große Aufträge und entsprechenden Verdienst.«

Das Verfahren wurde zunächst dennoch eingestellt, allerdings wurde gegen Alfried Krupp von Bohlen und Halbach und 11 weitere Manager des Konzerns 1948 in einem der zwölf Nachfolgeprozesse zum Nürnberger Prozess noch einmal Anklage erhoben. Im sogenannten Krupp-Prozess wurde er zwar zu 12 Jahren Haft verurteilt, allerdings wurde er bereits im Januar 1951 frühzeitig begnadigt und aus der Haft entlassen.

Im Verfahren wurde zudem die Beschlagnahmung seines Vermögens beschlossen, die allerdings in den westlichen Besatzungszonen nicht umgesetzt wurde. Mit der vorzeitigen Begnadigung wurde auch der Teil des Urteils aufgehoben, durch den das Krupp-Vermögen hätte beschlagnahmt werden sollen. 1958 ist Krupp das umsatzstärkste deutsche Unternehmen.

LITERATUR UND QUELLEN:

Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Gerichtshof Nürnberg. Nürnberg 1947, Bd. I, S. 80-81.

<http://www.zeno.org/nid/20002755041>

Heydecker, Joe J. / Leeb, Johannes: Der Nürnberger Prozess. Köln, Berlin.

Smith, Bradley F. (1979): Der Jahrhundert-Prozeß. Die Motive der Richter von Nürnberg – Anatomie einer Urteilsfindung. Frankfurt/M.

HINTERGRUND- INFORMATIONEN KRUPP: NÜRNBERGER PROZESSE

Beim folgenden Text handelt es sich um die Antwort ROBERT H. JACKSONS, Hauptankläger für die Vereinigten Staaten von Amerika, in der er dem Antrag des Angeklagten Gustav Krupp v. Bohlen auf Vertagung des Prozesses gegen ihn, widerspricht. Der Bericht wurde wegen der schlechten Gesundheit von Gustav Krupp v. Bohlen schließlich dennoch eingestellt.

Antwort der Vereinigten Staaten
auf den Antrag für den Angeklagten
Gustav Krupp v. Bohlen.
Internationaler Militärgerichtshof

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA,
DIE FRANZÖSISCHE REPUBLIK,
DAS VEREINIGTE KÖNIGREICH VON GROSSBRITANNIEN UND NORDIRLAND
UND DIE UNION DER SOZIALISTISCHEN SOWJET-REPUBLIKEN

– gegen –

Hermann Wilhelm Göring und andere,
Angeklagte.

Die Vereinigten Staaten widersprechen respektvoll dem Antrag für Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, seinen Prozeß zu vertagen, »bis er wieder verhandlungsfähig sei«.

Sollte der Gerichtshof diesem Antrag entsprechen, würde das praktisch bedeuten, daß jedes Verfahren gegen Krupp von Bohlen für alle Zeit unmöglich wäre.

Es erscheint zwar angebracht, Krupp von Bohlen nicht zu verhaften und dem Gerichtshof vorzuführen. Aber das Ersuchen geht weiter dahin, daß der Gerichtshof davon absehe, gegen ihn in Abwesenheit zu verhandeln. Zugeständenermaßen ist nach Artikel 12 des Statuts des Gerichtshofes ein solches Verfahren zulässig. Selbstverständlich ist ein Abwesenheitsverfahren gegen den Angeklagten je nach den Umständen des Falles ein unbefriedigendes Vorgehen entweder für die Anklage oder für die Verteidigung. Aber der Antrag, daß Krupp von Bohlen weder dem Gerichtshof vorgeführt, noch in seiner Abwesenheit verhandelt werden soll, ist auf die Behauptung gestützt, daß das »Interesse der Gerechtigkeit« es erfordere, ihn von jedem Prozeßverfahren freizustellen. Das öffentliche Interesse, das allen privaten Erwägungen vorangeht, erfordert aber, daß Krupp von Bohlen nur dann aus dem Verfahren ausscheidet, wenn ein anderer Vertreter der Kruppschen Rüstungs- und Munitionsinteressen an seine Stelle tritt. Das öffentliche Interesse besteht in folgendem:

Vier Generationen der Familie Krupp besaßen und betrieben die großen Rüstungs- und Munitionsanlagen, welche die Hauptquelle der deutschen Kriegsrüstung gewesen ist. Seit über 130 Jahren bildet [146] diese Familie den Brennpunkt, ist Symbol und Nutznießer der unheilvollen Kräfte, die den Frieden Europas bedrohten. Während der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen lag die Verwaltung dieser Werke hauptsächlich in den Händen des Angeklagten Krupp von Bohlen. Es war jedoch zu allen Zeiten ein Unternehmen der Familie Krupp. Nur nach außen hin war von Bohlen Besitzer, seine Frau Bertha Krupp war aber die Hauptaktionärin. Ungefähr im Jahre 1937 wurde ihr Sohn, Alfried Krupp, Werkleiter und war von dann an aktiv an der Gesamtplanung und Betriebsführung beteiligt. Im Jahre 1940 wurde Krupp von Bohlen infolge zunehmenden Alters Vorsitzender des Aufsichtsrates der Aktiengesellschaft und machte für Alfried Platz, der zum Vorsitzenden des Vorstandes berufen wurde. Im Jahre 1943 wurde Alfried auf Grund eines Abkommens zwischen der Familie und der Nazi-Regierung der Alleinbesitzer der Kruppwerke, und zwar zu dem Zweck, das Unternehmen dauernd unter der Kontrolle der Familie Krupp zu halten. Es ist offenbar, daß die zukünftige Bedrohung des Friedens durch dieses Unternehmen in der Fortsetzung der Familientradition unter Alfried, der jetzt Internierter der britischen Rheinarmee sein soll, liegt.

Krupp von Bohlen aus dem Verfahren ausscheiden zu lassen, ohne daß Alfried an seine Stelle träte, bedeutet, die ganze Familie Krupp aus dem Gerichtsverfahren auszuschalten, und dadurch wäre jedes wirksame Urteil gegen die deutschen Rüstungsindustriellen zunichte gemacht. Daß dies nicht im Interesse der Gerechtigkeit liegt, wird aus dem folgenden Vortrag nur wichtiger Beweisstücke, die jetzt im Besitz der Vereinigten Staaten sind, hervorgehen. Der Vortrag bezieht sich auf die Betätigung Krupp von Bohlen, bei der ihm sein Sohn Alfried zu jeder Zeit behilflich war, wie es auch andere Unternehmer der ausgedehnten Rüstungsindustrie taten, die sich alle verschworen, den zweiten Weltkrieg herbeizuführen und in seiner rücksichtslosen und ungesetzlichen Führung zu unterstützen.

Nach dem ersten Weltkrieg hielten die Familie Krupp und andere Unternehmen Deutschlands Abrüstungsabkommen keineswegs ein; sie verschworen sich vielmehr, diese geheim und wissentlich zu umgehen.

Am 1. März 1940, in der März-Nummer der Kruppschen Zeitschrift, erklärte der Angeklagte Krupp:

»Ich wollte und mußte Krupp trotz aller Gegnerschaft als Rüstungswerk für die spätere Zukunft erhalten, sogar in getarnter Form. Ich konnte nur in den kleinsten, intimsten Kreisen über die wirklichen Gründe sprechen, die mich veranlaßten, die Werke auf bestimmte Produktionslinien umzustellen... Sogar die alliierten Schnüffelbeauftragten wurden irreführt... Nach dem Machtantritt Adolf Hitlers hatte ich die Genugtuung, dem Führer melden zu können, daß Krupp bereit war, nach einer kurzen Anlaufzeit ohne jegliche Lücken in der Erfahrung mit der Wiederaufrüstung des deutschen Volkes zu beginnen...«

Krupp von Bohlen – ebenso wie Alfried – lieb seinen Namen, sein Prestige und seine finanzielle Unterstützung, um die Nazi-Partei, mit ihrem klar erkennbaren Programm einen neuen Krieg zu entfesseln, in Deutschland an die Macht zu bringen. Am 25. April 1931 bemühte sich von Bohlen, als Vorsitzender des Verbandes der deutschen Industrie, diesen in Einklang mit der Nazi-Politik zu bringen. Am 30. Mai 1933 schrieb er an Schacht: »... es ist vorgeschlagen worden, in weitesten Kreisen der deutschen Industrie einschließlich der Landwirtschaft und des Bankwesens eine Sammlung anzuregen, die dem Führer der NSDAP unter dem Namen »Hitler-Fonds« zur Verfügung gestellt werden soll.... Ich habe den Vorsitz über den Verwaltungsrat angenommen...« Krupp steuerte aus der Kasse der Hauptgesellschaft Krupp 4738446 Mark für den Nazi-Parteifonds bei. Im Juni 1935 gab er der Nazi-Partei einen Betrag von 100000 Mark aus seinem Privatvermögen.

Der Nazi-Partei wäre die Kontrolle über Deutschland nicht gelungen, wenn sie nicht die Unterstützung der Industrie, die sie hauptsächlich durch Krupps Einfluß erhielt, erlangt hätte. Zuerst wurde Alfried Mitglied der Nazi-Partei und später schloß sich auch Gustav Krupp von Bohlen an. Der Kruppsche Einfluß bestärkte in weitem Masse den Nazi-Plan, einen Angriffskrieg in Europa zu entfachen.

Krupp von Bohlen befürwortete und unterstützte auch tatkräftig Deutschlands Austritt aus der Abrüstungskonferenz und dem Völkerbund. Er selbst hielt wiederholt öffentliche Reden, in denen er Hitlers Angriffsprogramm billigte und dazu anreizte. Am 6. und 7. April 1938 billigte er in zwei Reden die Einverleibung Österreichs; am 13. Oktober 1938 billigte er die Nazi-Besetzung des Sudetenlandes; am 4. September 1939 billigte er den Einmarsch in Polen; am 6. Mai 1941 feierte er den Erfolg der Nazi-Waffen im Westen. Alfried Krupp hielt ebenfalls Reden, die im allgemeinen den gleichen Sinn hatten. Die Krupps gehörten also zu den hartnäckigsten und einflußreichsten Kräften, die den Krieg herbeigeführt haben.

Die Krupps bildeten auch den Hauptfaktor zur Kriegsvorbereitung. Im Januar 1944 rühmte sich Krupp in einer Rede in der Universität Berlin: »... Durch Jahre geheimer Arbeit wurde eine wissenschaftliche und fundamentale Grundlage gelegt, um wieder bereit zu sein, zur festgesetzten Stunde ohne Verlust an Zeit und Erfahrung für das deutsche Heer zu arbeiten.« Im Jahre 1937, bevor Deutschland zum Kriege schritt, nahm Krupp mit Zustimmung des deutschen Oberkommandos Aufträge zur Aufrüstung der Regierungen von Satellitenstaaten an; Krupp stellte auch dem Angeklagten Rosenberg 20000 Mark zur Verfügung, um Nazi-Propaganda im Ausland zu betreiben. In einem Memorandum vom 12. Oktober 1939 machte ein Krupp-Beamter den schriftlichen Vorschlag, auf Krupps Kosten Propagandabroschüren zu versenden.

Nachdem der Krieg dann ausgebrochen war-wofür beide Krupps, sowohl Gustav von Bohlen als auch Alfried, unmittelbar verantwortlich sind – führten sie die deutsche Industrie, unter Verletzung von Verträgen und dem Internationalen Recht, an. Sie beschäftigten Zwangsarbeiter, die aus beinahe allen von Deutschland besetzten Ländern gepreßt und von dort herbeigeschleppt worden waren; sie zwangen Kriegsgefangene, Waffen und Munition, die gegen ihre eigenen Länder eingesetzt wurden, herzustellen. Es sind reichliche Beweise vorhanden, daß diese Arbeiter in Krupps Gewahrsam und in Krupps Diensten unterernährt und überanstrengt, mißbraucht und unmenschlich behandelt wurden. Erbeutete Aufzeichnungen zeigen, daß im September 1944 54990 ausländische Arbeiter und 18902 Kriegsgefangene in den Krupp-Werken beschäftigt waren.

Weiterhin erzielten die Krupp-Gesellschaften durch die Zerstörung des Weltfriedens und durch die Unterstützung des Nazi-Programms große Gewinne. Die Wiederaufrüstung Deutschlands brachte Krupp große Aufträge und entsprechenden Verdienst. Vor der Bedrohung des Friedens durch die Nazis arbeiteten die Krupp-Werke mit erheblichen Verlusten. Mit der Wiederaufrüstung durch die Nazis stiegen aber die Netto-Gewinne nach Abzug der Steuern, Geschenke und Reserven ständig und betrogen:

Im Jahr, das am 30. September 1935 endete,
57.216.392 Mark

Im Jahr, das am 30. September 1938 endete,
97.071.632 Mark

Im Jahr, das am 30. September 1941 endete,
111.555.216 Mark

Der Buchwert des Krupp-Konzerns stieg vom 1. Oktober 1933 von 75962000 Mark auf 237316093 Mark am 1. Oktober 1943. Bei diesen Angaben wurden im Betrieb befindliche Fabriken in den besetzten Gebieten nur zu einem Buchwert von einer Mark für jeden Betrieb eingesetzt. Wenn diese Zahlen auch Berichtigungen und Meinungsverschiedenheiten unterworfen sein können, wie das bei Bilanzen in allen großen Unternehmen üblich ist, so spiegeln sie doch die ungefähren Eigentumsverhältnisse und Transaktionen wieder.

Die Dienste, die Alfried Krupp von Bohlen und seine Familie den Kriegszielen der Nazi-Partei leisteten, waren so bedeutend, daß den Krupp-Werken eine besondere Ausnahmestellung in der Nationalisierung der Industrie eingeräumt wurde. Hitler erklärte sich^[149] bereit, »jede nur mögliche Sicherung für die Weiterführung der Werke als Familienunternehmen zu schaffen; es wäre am einfachsten, mit der ›lex Krupp‹ zu beginnen...« Nach kurzen Unterhandlungen wurde es auch so gehandhabt. Eine Verordnung vom 12. November 1943 stellte die Krupp-Werke als ein Familienunternehmen unter die Kontrolle von Alfried Krupp und stellte fest, daß dies geschehe in Anerkennung der Tatsache, daß »seit 132 Jahren die Firma Friedrich Krupp als Familien-Unternehmen für die bewaffneten Kräfte des deutschen Volkes hervorragende und einzig dastehende Verdienste erlangt hätte«.

Es ist stets die Auffassung der Vereinigten Staaten gewesen, daß die Großindustriellen Deutschlands im gleichen Maße wie seine Politiker, Diplomaten und Soldaten der in dieser Anklageschrift enthaltenen Verbrechen schuldig seien. Der amerikanische Hauptankläger stellte am 7. Juni 1945 in einem Bericht an Präsident Truman, der mit dessen Zustimmung veröffentlicht wurde, fest, daß die Anklage die Personen, die verantwortungsvolle Posten im Finanz-, Industrie- und Wirtschaftsleben Deutschlands eingenommen hatten, ebenso einschließe wie andere.

Dementsprechend schlugen die Vereinigten Staaten mit der Zustimmung des Außenministers vor, Alfried Krupp, den Sohn von Krupp von Bohlen, Präsident und Eigentümer der Krupp-Werke, anzuklagen. Die Anklagevertreter der Sowjet-Union, der Französischen Republik und des Vereinigten Königreiches widersetzten sich aber einmütig der Einbeziehung Alfried Krupps in die Anklage. Dies soll nicht gesagt sein, um die anderen Anklagevertretungen oder ihre Auffassungen einer Kritik zu unterziehen. Die Notwendigkeit, die Zahl der Angeklagten zu beschränken, bestimmten die Vertreter der anderen drei Nationen, Alfried Krupp auszuschließen. Sofort nach der Zustellung der Anklageschrift, nachdem der ernste Zustand Krupp von Bohlens bekannt wurde, beriefen die Vereinigten Staaten eine neue Sitzung der Anklagevertreter ein und schlugen eine Ergänzung vor, um Alfried Krupp mit einzuschließen. Wiederum wurde der Vorschlag der Vereinigten Staaten durch ein Votum von drei-zu-eins abgelehnt. Wenn nun der Gerichtshof entscheiden sollte, das angeklagte Mitglied der Familie Krupp, Gustav von Bohlen, aus dem Verfahren herauszulassen, so wird eines der Hauptziele der Vereinigten Staaten zunichte; es wird ergebnis bemerkt, daß ein solches Ergebnis nicht im »Interesse der Gerechtigkeit« liegt.

Die Vereinigten Staaten legen ergebnis dar, daß dem zukünftigen Weltfrieden kein schlechterer Dienst erwiesen werden könnte, als die ganze Familie Krupp und die Kriegsrüstungsindustrie in diesem Prozeß, in dem das Führen von Angriffskriegen verurteilt werden soll, auszulasen. Die »Interessen der Gerechtigkeit« können ^[150] nicht wahrgenommen werden, ohne den Menschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die vier Generationen lang durch Krupps Munition und Krupps Rüstung ums Leben kamen oder deren Leben hierdurch bedroht gewesen ist, ebenso wie den zukünftigen Generationen, die sich nicht so lange sicher fühlen können, als solche Leute einer Verurteilung entgehen.

Während die Vereinigten Staaten selbstverständlich ohne die Mitwirkung einer anderen Macht keinen neuen Angeklagten belangen können, so können sie doch auf Grund des Statuts gegen diesen Antrag Einspruch erheben. Die Vereinigten Staaten machen ergebnis geltend, daß wenn dem Antrag Krupp

von Bohlen stattgegeben wird, dies nur unter der Bedingung geschehen soll, daß Alfried Krupp als Angeklagter an dessen Stelle tritt, damit ein Vertreter der Krupp-Interessen vor dem Gerichtshof steht.

Die Einführung eines neuen Angeklagten mag das Bedenken auslösen, daß dies zu einer Prozeßverzögerung führt. Es wird auch zugegeben, daß eine Verzögerung unvermeidbar ist, obwohl sie wenige Tage keinesfalls überschreiten würde. Andererseits muß ergebenst darauf hingewiesen werden, daß die genaue Einhaltung des Prozeßbeginns weniger wichtig ist, als das Mißlingen seiner grundlegenden Aufgaben. Der hier tätige amerikanische Anklagestab ist von seiner Heimat am weitesten entfernt. Aus persönlichem wie auch öffentlichem Interesse bedauert er jede Verzögerung. Aber wir glauben, daß sowohl die zukünftige wie auch die gegenwärtige Welt empört sein muß, wenn in einem Prozeß, in dem das Führen von Angriffskriegen verurteilt werden soll, die Industriemacht der Krupps überhaupt von Verurteilung verschont bleiben soll.

Der vollständige Trialbrief der Vereinigten Staaten gegen Krupp von Bohlen mit Kopien von Dokumenten, die seine Schuld feststellen, wird, wenn es gewünscht ist, dem Gerichtshof als Beweismaterial gegen Alfried Krupp und die Krupp-Werke zugänglich gemacht werden können.

Ergebenst unterbreitet:

Unterschrift: ROBERT H. JACKSON,
Hauptankläger für die
Vereinigten Staaten von Amerika
12. November 1945.

Quelle: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Gerichtshof Nürnberg. Nürnberg 1947, Bd. I, S. 146-152. Permalink: <http://www.zeno.org/nid/20002755777>

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 07:

ARBEITSPLÄTZE
DURCH RÜSTUNG,
ENTLASSUNG VON
FRAUEN UND
REICHSARBEITSDIENST

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»DER FÜHRER GAB MILLIONEN
VOLKSGENOSSEN ARBEIT UND BROT«
(HILF MIT!, APRIL 1936)*
4. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN:
REICHARBEITSDIENST*

EINSTIEG INS THEMA

MIT »ZUCKERBROT« UND SOZIALER DEMAGOGIE

Während der NS-Terror vor 1933 ganz offensichtlich als angebliche Präventivmaßnahmen und eine Art Notwehr behauptet wurde, liegt der Schwerpunkt des propagierten weiteren Kampfes gegen die Arbeiterbewegung nach 1933 auf einer vielfältig betriebenen, massiven sozialen Demagogie. Die brutalen Berichte über die Kämpfe gegen die Arbeiterbewegung vor 1933 dienten ein Stück weit sicherlich noch als Warnung, um klarzumachen, mit was für einem entschlossenen Gegner es die Arbeiterbewegung zu tun hatte und eben auch noch hat. Insofern steht hinter der sozialen Demagogie meist nur angedeutet auch der Terror, die Drohung des Ausschlusses aus der gefeierten sogenannten »Volksgemeinschaft«.

Die Beschimpfung, Diffamierung und Verleumdung, die Androhung von Gewalt und die Gewalt selbst, »die Peitsche«, ist eine durchaus wesentliche Seite des NS-Regimes, das mit KZs, Zuchthaus, Hinrichtungen, wahllosen und gezielten Morden eine Atmosphäre der Angst und des Terrors verbreitet hat. Ein großer Teil der Aktiven der Arbeiterbewegung musste emigrieren, wurde in KZs, Gefängnisse und Zuchthäuser gesteckt, wurde gefoltert und ermordet. Wer dies ignoriert oder gering schätzt, wird der Realität des NS-Systems nicht gerecht.

Zu dieser Realität gehört aber auch, dass nach der weitgehenden Zerschlagung der Arbeiterbewegung nicht allein der alltägliche Terror, sondern in immer größerem Umfang auch die Demagogie und das »Zuckerbrot«, eine bedeutende Rolle spielten, um große Menschenmassen für das NS-Regime zu begeistern. Genau dieser Aspekt soll im nächsten Teil genauer unter die Lupe genommen werden, der vor allem der Frage nachgeht, wie es gelingen konnte, dass das NS-Regime mit seinem Terror, oder auch trotz seines Terrors, eine derartig große Anhängerschaft gewinnen konnte.

Neben der Propaganda für Gewalt und neben der Hetze gegen die Arbeiterbewegung gab es unterschiedliche Versuche, die Anhängerschaft der Arbeiterbewegung für die NS-Bewegung zu gewinnen. Dabei ging es unter anderem auch darum, durch die Schaffung neuer Arbeitsplätze der früher »rote Arbeiterschaft« etwas anzubieten und um das NS-System einschließlich der »guten«, eben »echt deutschen« Kapitalisten im besten Lichte darzustellen.

ARBEITSPLÄTZE DURCH RÜSTUNG UND KÜNDIGUNG VON FRAUEN

Es entsprach ja der Erfahrung von Millionen von Menschen, dass die Tatsache, dass sie keine Arbeit hatten – nicht in der Fabrik für einen, wenn auch niedrigen Lohn schufteten durften – in der Tat keine Glücksgefühle auslöste, weil Hunger und Elend drohten. Der berechtigte Ruf, die Erwerbslosigkeit von Millionen von Menschen zu bekämpfen, wurde auch von der NSDAP aufgegriffen. Nach 1933 löste sich ein Teil der gesamten Problematik dadurch, dass die 1929 weltweit entstandene große Wirtschaftskrise zurückging. Das kam der NS-Propaganda sehr zu statten, die dies als Erfolg ihrer Politik darstellte. Doch es gab auch einen anderen, genauer zwei andere Faktoren, die den Rückgang der Arbeitslosigkeit mit bewirkten, und diese Faktoren (neben Arbeitsdienst und großen Bauprojekten mit staatlicher Verschuldung) waren eindeutig auch nach Angaben der NS-Propaganda einerseits die Aufrüstung und andererseits die Vertreibung der Frauen aus den Betrieben in der Zeitspanne vor dem Krieg.

Der Artikel mit dem Titel: »Der Führer gab Millionen Volksgenossen Arbeit und Brot« schildert die Entlassung eines Fabrikarbeiters und stellt demgegenüber, dass dieser Arbeiter unter der Regierung von Adolf Hitler nun wieder Arbeit habe, und vor allem »dass er keine Angst mehr zu haben brauchte um seine Arbeit« (Hilf mit!, April 1936, S. 194). Aber wie erhielt er seinen Arbeitsplatz? Wie wurden Arbeitsplätze geschaffen? In der Erzählung wird die Wiedereinstellung des Arbeiters »Fritz« durch eine Bekannte eingefädelt, die lachend erzählt:

»Die Sache war ganz einfach. Jetzt werden überall die jüngeren Mädels entlassen und dafür arbeitslose Männer eingestellt. Ich habe nun meine Stellung aufgegeben, und dafür wollen sie Fritz einstellen.« (Hilf mit!, April 1936, S. 195)

Denn diese Bekannte heiratet und berichtet stolz, dass sie 1000 Reichsmark als Ehedarlehen bekommt, sodass sie noch für 750 Reichsmark Möbel bei einem Schreiner, einem Bekannten des Arbeiters Fritz, bestellen kann. Der Arbeitsplatz für Fritz entsteht also dadurch, dass »jüngere Mädels entlassen« und mit Geld zur Ehe angehalten werden, um sie aus dem Arbeitsprozess auszugliedern.

Der Artikel ist mit dem Foto einer Baustelle eines großen Gebäudes bebildert. Das scheint zunächst noch nichts mit der Erzählung zu tun zu haben. Aber wie die Bildunterschrift zeigt, geht es auch hier um die Schaffung von Arbeitsplätzen. Sie lautet:

»Hier entsteht das neue Luftfahrtministerium. Durch Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht haben viele Wirtschaftszweige wieder Beschäftigung bekommen. Es wird gebaut. Unsere Rekruten brauchen Kleidung, Wäsche, Schuhzeug. Die Waffen- und Flugzeugfabriken können mehr Arbeiter einstellen. Unsere Bodenschätze, Eisen, Kohle, Erdöl, werden reichlicher gebraucht. Es liegt in der Schaffung der Wehrfreiheit zugleich eine gewaltige Arbeitsbeschaffung.« (Hilf mit, April 1936, S. 195)

In großer Offenheit werden hier also einerseits die Verdrängung der Frau in die Ehe und andererseits die Aufrüstung ohne Umschweife als Mittel der Arbeitsplatzbeschaffung für Männer dargestellt.

DIESER TEXT BASIERT AUF EINEM AUSZUG AUS:

ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA: *NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung*. Weinheim und Basel 2015, S. 111-112 und S. 129-130.

LITERATUR UND QUELLEN

Hilf mit!, April 1936

Ohne Autor: Der Führer gab Millionen Volksgenossen Arbeit und Brot. *Hilf mit!* 3. Jg. 1935–1936, Heft 7, April 1936, S. 194–195.

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

LOB DER NS-POLITIK: »DER FÜHRER GAB MILLIONEN VOLKSGENOSSEN ARBEIT UND BROT«

Die NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung erfolgte auch darüber, dass herausgestellt wurde, welche angeblichen und nur teilweise auch tatsächlichen Verbesserungen die NS-Politik für Arbeiterinnen und Arbeiter hervorgebracht hatte. So sollte der Eindruck erweckt werden, dass sich das NS-Regime wirklich für die Probleme der Arbeiter interessiere und zur Verbesserung ihrer Lebenssituation beitrüge.

- Wie wird das im beigefügten Artikel dargestellt?
- Im Artikel »Der Führer gab Millionen Volksgenossen Arbeit und Brot« spielen auch die Bildunterschriften eine Rolle. Wie wird hier der verpflichtende Arbeitsdienst dargestellt? Welcher Zusammenhang wird mit der Wehrpflicht und der Wiederaufrüstung hergestellt?
- Welches Frauenbild wird im Abschnitt über Grete Wiemers propagiert?

WEITERE PUNKTE

Der Führer gab Millionen Volksgenossen Arbeit und Brot

Die Fabrik

Die große Maschine stand auf ihren mächtigen Fundamenten wie ein aufgetürmter Kiese in der großen Halle, duckte sich ein wenig an den Boden und ließ die Riemen der Schwungräder schlaff herunterhängen.

Ein Mann kam in die Halle, ordnete das Werkzeug auf dem langen Arbeitstisch, ging noch einmal um die Maschine herum. Lange stand er ratlos, hoffnungslos neben dem großen Schwungrad, dann holte er tief Atem, raffte den Arbeitsanzug vom Tisch und verließ den Raum. Still und grau lag nun die weite Halle in dem großen, leeren Fabrikhof. Der Mann wanderte mit schweren, schleppenden Schritten durch die Straßen der kleinen Stadt. Doch er sah weder die Menschen, die ihm begegneten, noch die Schaufenster. So sehr hatte ihn das erschüttert, was heute morgen wie ein drohendes Gespenst sich hinter ihm aufrichtete.

Als er die Treppe zur Wohnung hinaufstieg, verhielt er seine Schritte. — Wie sollte er es nur seiner Frau beibringen? Sie erschreckte sich so leicht; aber wie er sein Hirn auch quälte, es fiel ihm nichts ein. Da war er auch schon oben, riß nach alter Gewohnheit die Küchentür auf. Seine Frau wandte sich um, sah ihn besorgt an: „Na, du — ist was passiert?“

Dumpf, mit einer ganz fremd klingenden Stimme sagte er: „Sie haben heute allen gekündigt — die Fabrik liegt still . . .“ — Weiter konnte er nichts sagen, schob sich auf die Bank hinter dem Tisch, zählte den Lohn vor sich hin: „Das muß nun länger reichen. Nächsten Freitag gibt's noch einmal was, und nachher — da gehe ich stempeln wie die andern alle.“

Es traf sie wirklich alle; denn von der großen Fabrik lebte die ganze Stadt mit ihren fünftausend Einwohnern. — Vier Jahre ging der Mann zur Stempelstelle. Zuerst dachte er: Na, ein paar Wochen noch, vielleicht ein paar Monate — mal muß es ja wieder Arbeit geben. Jedesmal, wenn er zum Arbeitsnachweis kam, zuckten sie mit den Achseln, dann wußte er, es war wieder nichts.



Der Arbeitsdienst bekämpft die Arbeitslosigkeit und weckt die Freude an der Arbeit

Aut.: Hitler

Von der Politik wollte er nichts wissen. Sie logen ja alle, die Parteien. Versprachen viel und hielten nachher nichts. Manchmal las er auch von einer neuen Partei und von Adolf Hitler. Das Kreisblatt schimpfte ja mächtig auf ihn, aber er haßte alle Schimpferei. Außerdem kostete die Zeitung Geld, so bestellte er sie ab. Aber das graue Elend nistete sich immer stärker in seiner Wohnung ein. Man konnte verrückt werden. Bei jeder Kleinigkeit gab es Krach mit seiner Frau; die war auch reizbarer und heftiger geworden im hoffnungslosen Kampf gegen Hunger und Kälte.

Nun hatten sie den Hitler zum Reichkanzler gemacht. Die Leute redeten viel darüber, daß nun alles anders würde; aber er glaubte nicht mehr daran.

Da kam ein Tag — nie wird er den vergessen. Eine Postkarte brachte der Briefträger. Er las, wischte die Augen, las noch einmal von vorn — da stand es wirklich: er sollte zum Fabrikfaktort kommen. Zuerst dachte er, nun gäbe es endlich Arbeit. Aber wie sollten sie wohl dazu kommen, plötzlich die Fabrik wieder aufzumachen? Kopfschüttelnd riß er die Mütze vom Hut und machte sich auf den Weg. Das Mädel im Abfertigungsraum lachte ihn fröhlich an, als er kam, und dann sagte sie ihm ein paar Worte, daß er zweimal fragen mußte, ob das auch wahr sei. Dann stürzte er zur Tür, jagte die Treppe hinunter, lief und lief bis zu seiner Wohnung, sprang dort die Treppe hinauf, riß die Küchentür auf und leuchtete: „Du, ich hab' wieder Arbeit!“

Am anderen Morgen stand er schon eine halbe Stunde vor Beginn am Fabrikhof. Als sie dann wieder hineingingen, er und die alten Arbeitskameraden, da lachten sie sich an, als sei heute ein großes Fest. Sein erster Weg war zur Maschine. Er konnte nicht warten, bis der Werkmeister etwas sagte; mit einem Griff hatte er den Hebel heruntergerissen; — die Riemen quietschten, die Räder kreischten in ihren Lagern, und doch war es für sie alle himmlische Musik. Die Maschine ging wieder — es gab Arbeit, Arbeit.

Wie das möglich gewesen war, davon hörte er in der Frühstückspause. Der Mann, auf den damals die Zeitungen so geschimpft hatten, hatte das zumege gebracht: Adolf Hitler, der Führer.

Als er am Freitag zum ersten Male nach vier Jahren wieder Lohn bekam, da kaufte er eine Zeitung, nahm sie mit nach Hause, las sie von vorn bis hinten. Am nächsten Tage kaufte er wieder eine, und als eine Woche um war, da wußte er, daß er keine Angst mehr zu haben brauchte um seine Arbeit. Einer war da, der hielt, was er versprach, und was er den Arbeitern geschenkt hatte, das konnte ihm niemand vergelten. Er hatte die Arbeiter glücklich gemacht, denn nun wußten sie es ja alle, hatten es in den vier Jahren der Arbeitslosigkeit gelernt: Arbeit macht glücklich!

Grete Wiemer schafft's

Vater Kröger piffte leise vor sich hin — den „Hohenfriedberger“ —, das war sein Lieblingsmarsch. Wie oft hatte die Kapelle der 33er ihn gespielt, damals — während seiner Militärzeit.

Ja, das waren noch Zeiten! Der alte Tischlermeister sah durch die Werkstatt, wischte ein paar Hobelspäne von der Hobelbank. Jeden Tag ging er in die Werkstatt, bastelte am Handwerkszeug herum, ging wieder nach oben in die Wohnung, wenn seine Frau ihn zu Mittag rief.

Er brauchte seine Werkstatt, auch wenn er keine Arbeit hatte. Ein paar Stunden am Tage mußte er bei seinen Sägen, Hobeln und Stemmeisen sein, mußte die Meißel anscharfen — es konnte ja ganz plötzlich kommen mit der Arbeit — Schufarbeit! So in einer Woche ein ganzes Zimmer . . .

Jeden Tag dachte er so, der alte Kröger. Nun piffte er also den „Hohenfriedberger Marsch“ und legte das Gerät aus der Hand, denn es begann dämmerig zu werden. Da machte er dann Feierabend. Den ganzen Tag hatte er nichts tun können, weil kein Mensch mehr Geld hatte. Aber trotzdem, Feierabend war für den alten Meister eine heilige Handlung.

Ratsch, ging die Tür der Werkstatt auf, und ein Mädel kam herein. Jung, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mit aufgesteckten Zöpfen und lustigen Augen. Der Alte strahlte übers ganze Gesicht: „Guck an, Gretel. Schön, daß du den alten Onkel Kröger auch mal wieder besuchst.“ Sie hockte sich auf die Hobelbank: „Was meinst du, Onkel Kröger, wenn ich jetzt heiraten würde?“

„Mädel“, sagte der Alte, „wovon sollen denn dein Vater und deine Mutter existieren? Von deinem bißchen Gehalt lebt doch die ganze Familie.“

Sie machte ein spitzbübisches Gesicht: „Du schwindelst, Onkel Kröger. Also, damit du es nur weißt — Vater hat wieder Arbeit.“

Der Alte staunte, war ganz ergriffen: „Was du nicht sagst! Peter hat wieder Arbeit, mein lieber alter Kriegskamerad? Man hört ja jetzt überall, daß sie Arbeiter neu einstellen. Es muß schon ein unerhörter Mann sein, der Hitler, daß er das alles so schafft. Aber worauf willst du nun heiraten? Der Fritz hat doch keine Arbeit — oder denkst du, er wird von dem Leben, was du verdienst? Dazu ist er viel zu stolz.“

Das Mädchen war von der Hobelbank heruntergerutscht, stellte sich vor Onkel Kröger auf: „Dann werde ich ihm eine Stelle verschaffen.“

„Sooo, du?“ Der Alte schüttelte den Kopf. „Wie willst du das denn anstellen?“ Da faßte sie ihn an den Armen, tanzte mit ihm ein paar Mal herum und trällerte: „Ich weiß es, ich weiß es, aber ich sage es dir nicht.“ Dann jagte sie davon, warf die Tür zu — und weg war sie.

Am nächsten Nachmittag saß der Ingenieur Fritz Hellwig beim alten Kröger in der Werkstatt. Wieder hatte er sich vergeblich um eine Stellung bemüht: „Ich hab' kein Glück“, sagte er, „nur im letzten Sommer einmal drei Monate auf dem Bau als Handlanger, und dann war es aus.“ — „Ja, bei mir rührt sich auch nichts“, sagte Kröger. Dann starrten sie wortlos an die Wand. Plötzlich stand die Grete mitten in der Werkstatt: „Fritz, halt dich mal ein bißchen an Onkel Kröger fest — du hast von morgen ab Arbeit.“ Ei, wie die beiden aufsprangen, das Mädchen an den Schultern nahmen: „Erzähl' doch.“

Sie lachte nur: „Die Sache war ganz einfach. Jetzt werden überall die jüngeren Mädels entlassen und dafür arbeitslose Männer eingestellt. Ich habe nun meine Stellung aufgegeben, und dafür wollen sie Fritz einstellen.“ — Als sie sein erschrockenes Gesicht sah, fuhr sie fort: „Aber nicht für Stenographie und Schreibmaschine; du kommst ins Ingenieurbüro, mit 280 Mark Anfangsgehalt.“

Das gab ein Hallo in der Werkstatt. „Still“, rief Grete, „es kommt noch was. Onkel Kröger, ich bestelle bei dir eine bescheidene Wohnungseinrichtung für siebenhundert Mark. Wir kriegen nämlich ein Ehestandsdarlehen von tausend Mark.“

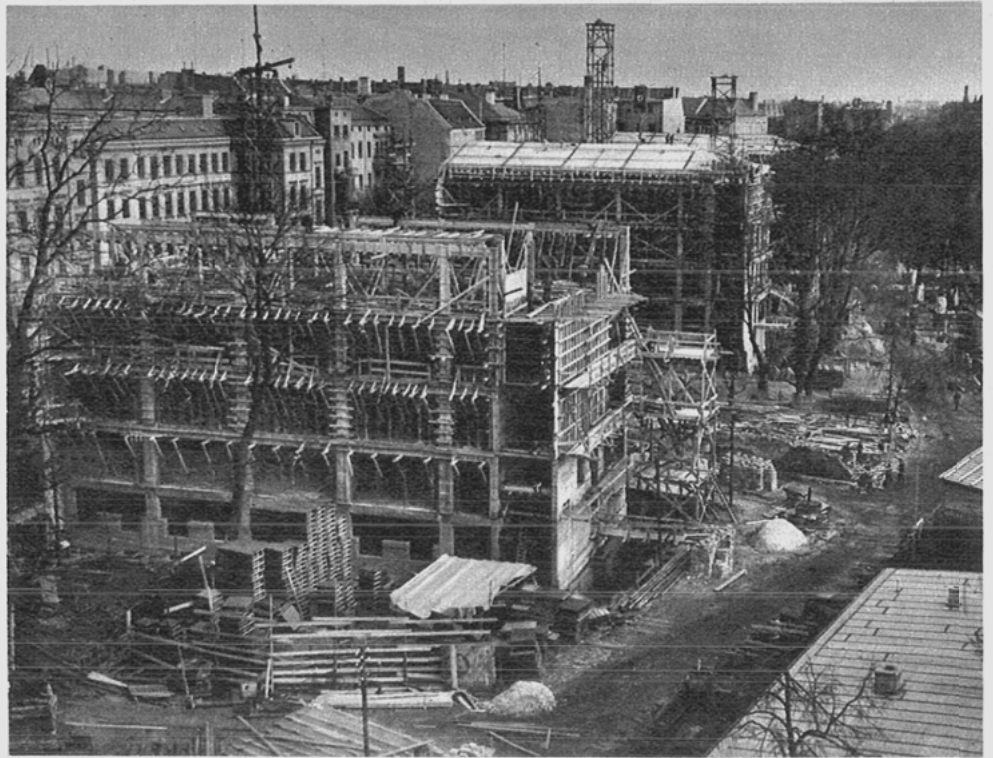
Der alte Handwerksmeister wußte sich kaum zu fassen vor Rührung und Freude. Grete stellte sich vor ihn hin: „Aber weißt du, keinen solchen Rißch will ich haben. Liebe, freundliche Möbel, die man gern hat, die einem anheimeln. Es kann einfaches Holz sein, aber eine schöne Form, weißt du.“ Da reckte sich der alte Handwerksmeister: „Fräulein Wiemer, der Auftrag wird zu Ihrer vollsten Zufriedenheit ausgeführt.“

Und nun lachten sie alle drei, daß die Fenster der alten Werkstatt klirrten.

Nachbarskinder

Zwei Frauen saßen vor der Bohnlaube des sauberen Schrebergartens und sprachen von ihren Kindern. „Mit dem Willi will das nichts werden“, sagte die eine, „aber das ist ja auch kein Wunder. 1924 kam er aus der Schule, da war gerade die Inflation gewesen. Was sollten wir mit ihm anfangen? Lehrlingsstellen gab es wenig; ein großer Teil der Handwerker ging ja stempeln — die konnten keine Lehrlinge gebrauchen. Und Fabrikarbeiter? Dann mußte er sein ganzes Leben für einen Hungerlohn arbeiten und hat keine Aussicht, weiterzukommen. Und sonst war da gar nichts, woran sich der Junge hätte halten können. Die von der Kommune trieben sich auf den Straßen herum, stahlen und wurden zu Verbrechern. Manchmal wünschte man tatsächlich, daß man gar keine Kinder hätte; denn was sollte aus ihnen werden? Sie mußten später ja einmal verkommen.“

Die andere holte tief Atem: „Gott sei Dank, daß wir das nicht mehr zu erleben brauchen. Als Ihr Willi aus der Schule kam, wurde der Karl gerade geboren. Zwölf Jahre ist er nun; aber wirklich, man hat seine Freude an dem Jungen. Natürlich ist er im Jungvolk, das sind alles echte Jungen, wirkliche Kameraden, jeder will was werden, einer feuert den anderen an. Nachher



Hier entsteht das neue Luftfahrtministerium. Durch Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht haben viele Wirtschaftszweige wieder Beschäftigung bekommen. Es wird gebaut. Unsere Rekruten brauchen Kleidung, Wäsche, Schuhzeug. Die Waffen- und Flugzeugfabriken können mehr Arbeiter einstellen. Unsere Bodenschätze, Eisen, Kohle, Erdöl, werden reichlicher gebraucht. So liegt in der Schaffung der Wehrfreiheit zugleich eine gewaltige Arbeitsbeschaffung. (Aufn.: Schert)

kommt er in die Hitlerjugend, und dann geht es in den Arbeitsdienst und hinterher wird er Soldat. Das zählt der Junge Ihnen alles genau auf. Der kennt seinen ganzen Lebensweg schon, das liegt alles klar vor ihm. Wegebaumeister will er werden. Die Autostraße hat es ihm angetan; er sagt, er müßte doch Hitler helfen, seine Straßen zu bauen. Wenn er aus der Schule ist, kommt er als Lehrling zu einem Straßenbauunternehmer.“

„Ja, ja“, entgegnete die Nachbarin, „heute haben die Jungen doch wieder ein Ziel vor Augen. Da machen einem vier Buben weniger Sorge, als damals ein einziger.“

Die Stickerin

Der Mann war im Krieg gefallen. Für sich und ihr Kind bekam sie eine kleine Rente, und dann blieb in den ersten Jahren noch ein kleiner Nebenerwerb. Kriegsgewinnler und Schieber ließen sich prächtige Decken häkeln oder Namenszüge und Wappen in Taschentücher und Tischwäsche sticken. Im Laufe der Jahre aber blieben die Aufträge aus. In dem verarmten, ausgefogenen deutschen Volk gab es immer weniger Familien, die sich solch kostbare Sachen leisten konnten.

Jahre der Not kamen. Das Dritte Reich erstand. Da sprach eines Tages der Inhaber eines großen Handarbeitgeschäftes bei ihr vor, brachte Arbeit, immer mehr, so daß sie fast alle Tage ausgefüllt hatte, und es war eine schöne Arbeit: Gold- und Silberstickerei für die Hoheitsabzeichen, die Achselstücke, die Armlaufschläge der neuen deutschen Wehrmacht.

Wolldampf voraus!

Zehn Jahre hatte Kapitän Petersen nun den kleinen Frachtdampfer geführt, die „Greta“. Eines Tages saß im Kontor ein fremder Kerl, der sagte: „Also, Sie sind der Käppen Petersen. Na, dann kann ja ihr Kasten morgen gleich mitversteigert werden. Die Reederei kann nämlich nicht mehr zahlen, und die Gläubiger haben Zwangsvollstreckung verhängen lassen.“

„Da können Sie mich ollen Seebären ja mitversteigern lassen; ich habe ein dickes Fell, das gibt gute Bettvorleger.“

Mit dem lustigen Schneck war der „Käppen“ davongegangen. Acht Tage zog sich die Geschichte noch hin, und dann ging er den schwersten Weg seines Lebens: Er, der „Käppen“ eines Frachtdampfers, mußte zur Stempelstelle.

Jahre ging das so. Dann kam der 30. Januar 1933, der große Umschwung. Noch dauerte es Monate, viele Monate, aber eines Tages stand der alte „Käppen“ auf einem ganz kleinen Kohlendampfer mit Kurs von Lübeck nach Stettin, legte sich ins Steuer, grüßte mit erhobenem Arm die Hakenkreuzfähnen am Strand: „Wolldampf voraus! Deutschland hat wieder Arbeit.“

DER FÜHRER GAB MILLIONEN VOLKSGENOSSEN ARBEIT UND BROT

Die Fabrik

Die große Maschine stand auf ihren mächtigen Fundamenten wie ein aufgetürmter Riese in der großen Halle, duckte sich ein wenig an den Boden und ließ die Riemen der Schwungräder schlaff herunterhängen.

Ein Mann kam in die Halle, ordnete das Werkzeug aus dem langen Arbeitstisch, ging noch einmal um die Maschine herum. Lange stand er ratlos, hoffnungslos neben dem großen Schwungrad, dann holte er tief Atem, raffte den Arbeitsanzug vom Tisch und verließ den Raum. Still und grau lag nun die weite Halle in dem großen, leeren Fabrikhof. Der Mann wanderte mit schweren, schleppenden Schritten durch die Straßen der kleinen Stadt. Doch er sah weder die Menschen, die ihm begegneten, noch die Schaufenster. So sehr hatte ihn das erschüttert, was heute morgen wie ein drohen-des Gespenst sich hinter ihm ausrichtete.

Als er die Treppe zur Wohnung hinaufstieg, verhielt er seine Schritte. – Wie sollte er es nur seiner Frau bei-bringen? Sie erschreckte sich so leicht; aber wie er sein Hirn auch quälte, es fiel ihm nichts ein. Da war er auch schon oben, riß nach alter Gewohnheit die Küchentür auf. Seine Frau wandte sich um, sah ihn besorgt an: »Na, du – ist was passiert?«

Dumpf, mit einer ganz fremdklingenden Stimme sagte er: »Sie haben heute allen gekündigt – die Fabrik liegt still...« – Weiter konnte er nichts sagen, schob sich auf die Bank hinter dem Tisch, zählte den Lohn vor sich hin: »Das muß nun länger reichen. Nächsten Freitag gibt's noch einmal was, und nachher – da gehe ich stempeln wie die andern alle.«

Es traf sie wirklich alle; denn von der großen Fabrik lebte die ganze Stadt mit ihren fünftausend Einwohnern. – Vier Jahre ging der Mann zur Stempelstelle. Zuerst dachte er: Na, ein paar Wochen noch, vielleicht ein paar Monate – mal muß es ja wieder Arbeit geben. Jedesmal, wenn er zum Arbeitsnachweis kam, zuckten sie mit den Achseln, dann wußte er, es war wieder nichts.

Von der Politik wollte er nichts wissen. Sie logen ja alle, die Parteien. Versprachen viel und hielten nachher nichts. Manchmal las er auch von einer neuen Partei und von Adolf Hitler. Das Kreisblatt schimpfte ja mächtig auf ihn, aber er haßte alle Schimpferei. Außer-dem kostete die Zeitung Geld, so bestellte er sie ab. Aber das graue Elend nistete sich immer stärker in seiner Wohnung ein. Man konnte verrückt werden. Bei jeder Kleinigkeit gab es Krach mit seiner Frau; die war auch reizbarer und heftiger geworden im hoffnungslosen Kampf gegen Hunger und Kälte.

Nun hatten sie den Hitler zum Reichskanzler gemacht. Die Leute redeten viel darüber, daß nun alles anders würde; aber er glaubte nicht mehr daran.

Da kam ein Tag – nie wird er den vergessen. Eine Postkarte brachte der Briefträger. Er las, wischte die Augen, las noch einmal von vorn – da stand es wirklich: er sollte zum Fabrikkontor kommen. Zuerst dachte er, nun gäbe es endlich Arbeit. Aber wie soll-

ten sie wohl dazu kommen, plötzlich die Fabrik wieder auf-zumachen? Kopfschüttelnd riß er die Mütze vom Haken und machte sich auf den Weg. Das Mädels im Abfertigungsraum lachte ihn fröhlich an, als er kam, und dann sagte sie ihm ein paar Worte, daß er zweimal fragen mußte, ob das auch wahr sei. Dann stürzte er zur Tür, jagte die Treppe hinunter, lief und lief bis zu seiner Wohnung, sprang dort die Treppe hinaus, riß die Küchentür auf und keuchte: »Du, ich hab' wieder Arbeit!«

Am anderen Morgen stand er schon eine halbe Stunde vor Beginn am Fabriktor. Als sie dann wieder hinein-gingen, er und die alten Arbeitskameraden, da lachten sie sich an, als sei heute ein großes Fest. Sein erster Weg war zur Maschine. Er konnte nicht warten, bis der Werkmeister etwas sagte; mit einem Griff hatte er den Hebel herumgerissen; – die Riemen quietschten, die Räder kreischten in ihren Lagern, und doch war es für sie alle himmlische Musik. Die Maschine ging wieder – es gab Arbeit, Arbeit.

Wie das möglich gewesen war, davon hörte er in der Frühstückspause. Der Mann, auf den damals die Zeitungen so geschimpft hatten, hatte das zuwege gebracht: Adolf Hitler, der Führer.

Als er am Freitag zum ersten Male nach vier Jahren wieder Lohn bekam, da kaufte er eine Zeitung, nahm sie mit nach Hause, las sie von vorn bis hinten. Am nächsten Tage kaufte er wieder eine, und als eine Woche um war, da wußte er, daß er keine Angst mehr zu haben brauchte um seine Arbeit. Einer war da, der hielt, was er versprach, und was er den Arbeitern geschenkt hatte, das konnte ihm niemand vergelten. Er hatte die Arbeiter glücklich gemacht, denn nun wußten sie es ja alle, hatten es in den vier Jahren der Arbeitslosigkeit gelernt: Arbeit macht glücklich!

Grete Wiemer schafft's

Vater Kröger pfiff leise vor sich hin – den »Hohen-friedberger« –, das war sein Lieblingsmarsch. Wie oft hatte die Kapelle der 33er ihn gespielt, damals – während seiner Militärzeit.

Ja, das waren noch Zeiten! Der alte Tischlermeister sah durch die Werkstatt, wischte ein paar Hobelspäne von der Hobelbank. Jeden Tag ging er in die Werkstatt, bastelte am Handwerkszeug herum, ging wieder nach oben in die Wohnung, wenn seine Frau ihn zu Mittag rief.

Er brauchte seine Werkstatt, auch wenn er keine Arbeit hatte. Ein paar Stunden am Tage mußte er bei seinen Sägen, Hobeln und Stemmeisen sein, mußte die Meißel anscharfen – es konnte ja ganz plötzlich kommen mit der Arbeit – Schußarbeit! So in einer Woche ein ganzes Zimmer...

Jeden Tag dachte er so, der alte Kröger. Nun pfiff er also den »Hohenfriedberger Marsch« und legte das Gerät aus der Hand, denn es begann dämmerig zu werden. Da machte er dann Feierabend. Den ganzen Tag hatte er nichts tun können, weil kein Mensch mehr Geld hatte. Aber trotzdem, Feierabend war für den alten Meister eine heilige Handlung.

Ratsch, ging die Tür der Werkstatt auf, und ein Mädels kam herein. Jung, vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt, mit aufgesteckten Zöpfen und lustigen Augen. Der Alte strahlte übers ganze Gesicht: »Guck an, Gretel. Schön, daß du den alten Onkel Kröger auch mal wieder besuchst.« Sie hockte sich auf die Hobelbank: »Was meinst du, Onkel Kröger, wenn ich jetzt heiraten würde?«

»Mädels«, sagte der Alte, »wovon sollen denn dein Vater und deine Mutter existieren? Von deinem bißchen Gehalt lebt doch die ganze Familie.« [Ende S. 194] Sie machte ein spitzbübisches Gesicht:

»Du schwindelst, Onkel Kröger. Also, damit du es nur weißt – Vater hat wieder Arbeit.«

Der Alte staunte, war ganz ergriffen:

»Was du nicht sagst! Peter hat wieder Arbeit, mein lieber alter Kriegskamerad? Man hört ja jetzt überall, daß sie Arbeiter neu einstellen. Es muß schon ein unerhörter Mann sein, der Hitler, daß er das alles so schafft. Aber worauf willst du nun heiraten? Der Fritz hat doch keine Arbeit – oder denkst du, er wird von dem leben, was du verdienst? Dazu ist er viel zu stolz.«

Das Mädels war von der Hobelbank heruntergerutscht, stellte sich vor Onkel Kröger auf: »Dann werde ich ihm eine Stelle verschaffen.«

»Sooo, du?« Der Alte schüttelte den Kopf. »Wie willst du das denn anstellen?«

Da faßte sie ihn an den Armen, tanzte mit ihm ein paar mal herum und trällerte:

»Ich weiß es, ich weiß es, aber ich sage es dir nicht.« Dann jagte sie davon, warf die Tür zu – und weg war sie.

Am nächsten Nachmittag saß der Ingenieur Fritz Hell-wig beim alten Kröger in der Werkstatt. Wieder hatte er sich vergeblich um eine Stellung bemüht: »Ich hab' kein Glück«, sagte er, »nur im letzten Sommer einmal drei Monate auf dem Bau als Handlanger, und dann war es aus.« – »Ja, bei mir rührt sich auch nichts«, sagte Kröger. Dann starrten sie wortlos an die Wand. Plötzlich stand die Grete mitten in der Werkstatt: »Fritz, halt dich mal ein bißchen an Onkel Kröger fest – du hast von morgen ab Arbeit.« Ei, wie die beiden aufsprangen, das Mädels an den Schultern nahmen: »Erzähl' doch.«

Sie lachte nur: »Die Sache war ganz einfach. Jetzt werden überall die jüngeren Mädels entlassen und dafür arbeitslose Männer eingestellt. Ich habe nun meine Stellung aufgegeben, und dafür wollen sie Fritz einstellen.« – Als sie sein erschrecktes Gesicht sah, fuhr sie fort: »Aber nicht für Stenographie und Schreibmaschine; du kommst ins Ingenieurbüro, mit 280 Mark Anfangsgehalt.«

Das gab ein Hallo in der Werkstatt. »Still«, rief Grete, »es kommt noch was. Onkel Kröger, ich bestelle bei dir eine bescheidene Wohnungseinrichtung für siebenhundert Mark. Wir kriegen nämlich ein Ehestandsdarlehen von tausend Mark.«

Der alte Handwerksmeister wußte sich kaum zu fassen vor Rührung und Freude. Grete stellte sich vor ihn hin: »Aber weißt du, keinen solchen Kitsch will ich haben. Liebe, freundliche Möbel, die man gern hat, die einem anheimeln. Es kann einfaches Holz sein, aber eine schöne Form, weißt du.« Da reckte sich der alte Handwerksmeister: »Fräulein Wiemer, der Auftrag wird zu Ihrer vollsten Zufriedenheit ausgeführt.«

Und nun lachten sie alle drei, daß die Fenster der alten Werkstatt klirrten.

Nachbarskinder

Zwei Frauen saßen vor der Wohnlaube des sauberen Schrebergartens und sprachen von ihren Kindern. »Mit dem Willi will das nichts werden«, sagte die eine, »aber das ist ja auch kein Wunder. 1924 kam er aus der Schule, da war gerade die Inflation gewesen.

Was sollten wir mit ihm anfangen? Lehrlingsstellen gab es wenig; ein großer Teil der Handwerker ging ja stempeln – die konnten keine Lehrlinge gebrauchen. Und Fabrikarbeiter? Dann mußte er sein ganzes Leben für einen Hungerlohn arbeiten und hat keine Aussicht, weiterzukommen. Und sonst war da gar nichts, woran sich der Junge hätte halten können. Die von der Kommune trieben sich auf den Straßen herum, stahlen und wurden zu Verbrechern. Manchmal wünschte man tatsächlich, daß man gar keine Kinder hätte; denn was sollte aus ihnen werden? Sie mußten später ja einmal verkommen.«

Die andere holte tief Atem: »Gott sei Dank, daß wir das nicht mehr zu erleben brauchen. Als Ihr Willi aus der Schule kam, wurde der Karl gerade geboren. Zwölf Jahre ist er nun; aber wirklich, man hat seine Freude an dem Jungen. Natürlich ist er im Jungvolk, das sind alles echte Jungen, wirkliche Kameraden, jeder will was werden, einer feuert den anderen an. Nachher kommt er in die Hitlerjugend, und dann geht es in den Arbeitsdienst und hinterher wird er Soldat. Das zählt der Junge Ihnen alles genau auf. Der kennt seinen ganzen Lebensweg schon, das liegt alles klar vor ihm. Wegebaumeister will er werden. Die Autostraße hat es ihm angetan; er sagt, er müßte doch Hitler helfen, seine Straßen zu bauen. Wenn er aus der Schule ist, kommt er als Lehrling zu einem Straßenbauunternehmer.«

»Ja, ja«, entgegnete die Nachbarin, »heute haben die Jungen doch wieder ein Ziel vor Augen. Da machen einem vier Buben weniger Sorge, als damals ein einziger.«

Die Stickerin

Der Mann war im Krieg gefallen. Für sich und ihr Kind bekam sie eine kleine Rente, und dann blieb in den ersten Jahren noch ein kleiner Nebenerwerb. Kriegsgewinnler und Schieber ließen sich prächtige Decken häkeln oder Namenszüge und Wappen in Taschentücher und Tischwäsche sticken. Im Laufe der Jahre aber blieben die Aufträge aus. In dem verarmten, ausgesogenen deutschen Volk gab es immer weniger Familien, die sich solch kostbare Sachen leisten konnten.

Jahre der Not kamen. Das Dritte Reich erstand. Da sprach eines Tages der Inhaber eines großen Handarbeitgeschäftes bei ihr vor, brachte Arbeit, immer mehr, so daß sie fast alle Tage ausgefüllt hatte, und es war eine schöne Arbeit: Gold- und Silberstickerei für die Hoheitsabzeichen, die Achselstücke, die Ärmelaufschläge der neuen deutschen Wehrmacht.

Volldampf voraus!

Zehn Jahre hatte Kapitän Petersen nun den kleinen Frachtdampfer geführt, die »Greta«. Eines Tages saß im Kontor ein fremder Kerl, der sagte: »Also, Sie sind der Käppen Petersen. Na, dann kann ja ihr Kasten morgen gleich mitversteigert werden. Die Reederei kann nämlich nicht mehr zahlen, und die Gläubiger haben Zwangsvollstreckung verhängen lassen.«

»Da können Sie mich ollen Seebären ja mitversteigern lassen; ich habe ein dickes Fell, das gibt gute Bettvorleger.«

Mit dem lustigen Schnack war der »Käppen« davongegangen. Acht Tage zog sich die Geschichte noch hin, und dann ging er den schwersten Weg seines Lebens: Er, der »Käppen« eines Frachtdampfers, mußte zur Stempelstelle.

Jahre ging das so. Dann kam der 30. Januar 1933, der große Umschwung. Noch dauerte es Monate, viele Monate, aber eines Tages stand der alte »Käppen« auf einem ganz kleinen Kohlendampfer mit Kurs von Lübeck nach Stettin, legte sich ins Steuer, grüßte mit erhobenem Arm die Hakenkreuzfahnen am Strand: »Volldampf voraus! Deutschland hat wieder Arbeit.« [Ende S. 195]

HINTERGRUND- INFORMATIONEN: REICHARBEITSDIENST (RAD)

»Seit 1935 war im NS-Regime der halbjährige Arbeitsdienst für männliche Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren obligatorisch, für weibliche freiwillig. Unter dem Motto »Mit Spaten und Ähre« zogen diese Arbeitskolonnen durch Deutschland, die – meist tatsächlich nur mit Spaten ausgerüstet – Moore trockenlegten, neues Ackerland kultivierten oder beim Bau der Reichsautobahnen und des Westwalls mitwirkten. Der Reichsarbeitsdienst (RAD), der dem Reichsinnenministerium angegliedert war und an dessen Spitze Reichsarbeitsführer Konstantin Hierl (1875-1955) stand, diente ursprünglich der Bewältigung der Arbeitslosigkeit.

Die kaum über dem Arbeitslosengeld liegende Bezahlung des Diensts machte deutlich, dass es sich bei diesen Einsätzen im wesentlichen um einen – wie es offiziell hieß – »Ehrendienst am deutschen Volke« handelte. Der Arbeitsdienst und das Leben im Arbeitslager mit militärischer Ausbildung waren »nationalsozialistische Erziehungsarbeit«, die im Sinne der Volksgemeinschaft Standesunterschiede beseitigen und die Gesinnung fördern sollten. Die RAD-Gesamtstärke betrug 1935 rund 200.000, bis Oktober 1939 wurde sie auf 350.000 Personen erhöht. Eingeteilt war der RAD in 30 Arbeitsgaue, 182 Gruppen und 1.260 Abteilungen. Wenige Tage nach Beginn des Zweiten Weltkriegs am 1. September 1939 wurde die Arbeitsdienstpflicht auch für weibliche Jugendliche eingeführt, die als »Arbeitsmädchen« karitative Aufgaben übernahmen, Mütter im Haushalt entlasteten oder zu Einsätzen in der Landwirtschaft herangezogen wurden. Männliche Arbeitsgruppen unterstützten im Krieg zumeist als Bau- und Instandsetzungstrupps die Wehrmacht und standen an Flugabwehrgeschützen. 1943 wurde der RAD Oberste Reichsbehörde, die Adolf Hitler direkt unterstand.«

Quelle: Arnulf Scriba, Deutsches Historisches Museum, Berlin, 7. August 2014,
<https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ns-organisationen/reichsarbeitsdienst.html>

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 08:

DER DRUCK DER NS-MORAL:
VON STÄNDIGEN
SAMMLUNGEN DES
WINTERHILFSWERKS,
»KRAFT DURCH FREUDE«,
EINTOPFSONNTAG
UND DEM KASPERL

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»WEIHNACHTEN UND DAS WINTERHILFSWERK«
(HILF MIT!, DEZ. 1933)*
4. *»DU UND DAS WINTERHILFSWERK«
(HILF MIT!, NOV. 1937)*
5. *PLAKATE (HILF MIT!, JAN. 1937)*
6. *»MIT ›KRAFT UND FREUDE‹ NACH MADEIRA«
(HILF MIT!, MAI 1935)*
7. *EINSTIEG INS THEMA*
8. *»KASPERL RÄUMT AUF« (HILF MIT!, DEZ. 1934)*
9. *BILDMATERIAL ZUM EINTOPFSONNTAG*

EINSTIEG INS THEMA

MIT »ZUCKERBROT« UND SOZIALER DEMAGOGIE

Während der NS-Terror vor 1933 ganz offensichtlich als angebliche Präventivmaßnahmen und eine Art Notwehr behauptet wurde, liegt der Schwerpunkt des propagierten weiteren Kampfes gegen die Arbeiterbewegung nach 1933 auf einer vielfältig betriebenen, massiven sozialen Demagogie. Die brutalen Berichte über die Kämpfe gegen die Arbeiterbewegung vor 1933 dienten ein Stück weit sicherlich noch als Warnung, um klarzumachen, mit was für einem entschlossenen Gegner es die Arbeiterbewegung zu tun hatte und eben auch noch hat. Insofern steht hinter der sozialen Demagogie meist nur angedeutet auch der Terror, die Drohung des Ausschlusses aus der gefeierten sogenannten »Volksgemeinschaft«.

Die Beschimpfung, Diffamierung und Verleumdung, die Androhung von Gewalt und die Gewalt selbst, »die Peitsche«, ist eine durchaus wesentliche Seite des NS-Regimes, das mit KZs, Zuchthaus, Hinrichtungen, wahllosen und gezielten Morden eine Atmosphäre der Angst und des Terrors verbreitet hat. Ein großer Teil der Aktiven der Arbeiterbewegung musste emigrieren, wurde in KZs, Gefängnisse und Zuchthäuser gesteckt, wurde gefoltert und ermordet. Wer dies ignoriert oder gering schätzt, wird der Realität des NS-Systems nicht gerecht.

Zu dieser Realität gehört aber auch, dass nach der weitgehenden Zerschlagung der Arbeiterbewegung nicht allein der alltägliche Terror, sondern in immer größerem Umfang auch die Demagogie und das »Zuckerbrot«, eine bedeutende Rolle spielten, um große Menschenmassen für das NS-Regime zu begeistern. Genau dieser Aspekt soll im nächsten Teil genauer unter die Lupe genommen werden, der vor allem der Frage nachgeht, wie es gelingen konnte, dass das NS-Regime mit seinem Terror, oder auch trotz seines Terrors, eine derartig große Anhängerschaft gewinnen konnte.

Neben der Propaganda für Gewalt und neben der Hetze gegen die Arbeiterbewegung gab es unterschiedliche Versuche, die Anhängerschaft der Arbeiterbewegung für die NS-Bewegung zu gewinnen. Nachfolgend sollen einige dieser Mechanismen der NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung, die also die »Peitsche« mit »Zuckerbrot« ergänzten, vorgestellt und analysiert werden. Dabei ging es unter anderem auch darum, durch die Schaffung neuer Arbeitsplätze, aber auch durch die NS-Sozialwerke »Zuckerbrot« für die früher »rote Arbeiterschaft« anzubieten, um das NS-System einschließlich der »guten«, eben »echt deutschen« Kapitalisten im besten Lichte darzustellen.

NS-SOZIALWERKE: »WINTERHILFSWERK«, »REICHSBERUFSWETTKAMPF« UND »KRAFT DURCH FREUDE«

Die Forderungen der Arbeiterbewegung, die Kraft ihrer Argumente, wirkten indirekt auch nach dem Verbot der Arbeiterparteien und der Gewerkschaften weiter. Der NS-Staat war genötigt, zur Bindung großer Teile der Bevölkerung im großen Stil soziale Maßnahmen anzubieten. In der Propaganda wurden sie vielfach übertrieben angepriesen, aber dieses oder jenes Angebot sozialer Art musste auch real organisiert werden. Auch diese Form Beeinflussung, der sozialen Demagogie, war Teil des Kampfes gegen den Einfluss der Arbeiterbewegung in der Bevölkerung, war ein Teil des Kampfes gegen die Arbeiterbewegung. Drei Beispiele sollen dies kurz illustrieren.

»WINTERHILFSWERK«

Beim Winterhilfswerk ging es, wie auch bei anderen sozialen Projekten des NS-Staates, darum, gewohnte karitative Maßnahmen, die vorher teils von Kirchen, teils auch durch die Arbeiterbewegung organisiert worden waren, nun mit einem gewissen Gigantismus in die Gesamtpropaganda des Staates einzubauen. In einem Artikel aus dem Winter 1934 wird zwar eingeräumt, dass der Winter 1933 noch hart war und noch nicht alle Arbeit hatten, aber es wird dem entgegen gehalten, dass das Winterhilfswerk geholfen habe:

»Noch sind 2 Millionen Menschen ohne Arbeit, und viele, sehr viele verdienen so wenig, dass sie im kalten Winter mit diesem wenigen nicht auskommen können. Auch ihnen muss geholfen werden. Die dringendste Not wendet das Winterhilfswerk ab.« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 75)

Und es folgt der Aufruf an die Moral der Jugend: »Jeder, der noch irgendetwas entbehren kann, gibt es für die Volksgenossen, die nichts haben. Und an erster Stelle stehen die deutschen Jungen und Mädels Tag für Tag mit der Sammelbüchse...« (Hilf mit!, Jan. 1934, S. 98). An anderer Stelle heißt es: »Ist es nicht etwas Schönes und Großes in unserer Gemeinschaft füreinander sorgen zu können! Es ist eine freiwillige Pflicht jedes einzelnen von uns, diesen sozialistischen Gedanken immer weiterzutragen« (Hilf mit!, Nov. 1937, S. 36).

Die Aktion mit den Sammelbüchsen, an der sich möglichst alle deutschen Jugendlichen beteiligen sollten und oft genug auch mit großem Eifer beteiligt haben, gehörte zu einem der Meisterstücke der sozialen Demagogie des NS-Staates. Aus einer an sich harmlosen karitativen Tätigkeit wurde ein gewisser Spendenterror und eine teils unterschwellige, teils offene Propagandaaktion für den NS-Staat gezimmert.

[...]

»KRAFT DURCH FREUDE«: EIN BAYRISCHER URLAUBER AUF MADEIRA

Im November 1933 wurde als Unterorganisation der Deutschen Arbeitsfront (DAF) die Organisation »Kraft durch Freude« (KdF) gegründet, die die Aufgabe hatte, Freizeit und Urlaub unter NS-Regie durchzuführen.¹ Damit wurde eine Idee aufgegriffen, die ursprünglich – in viel kleinerem Umfang – auch aus der Arbeiterbewegung kam.

In einem Artikel in »Hilf mit!« wurde von einer, vom KdF organisierten, Reise berichtet und zwar von einer Schiffsreise von Arbeitern nach Madeira. Ein Mitfahrer erklärt: »Drei Wochen Seefahrt, Aufenthalt im herrlichen Süden und das alles war erst möglich im Dritten Reich« (Hilf mit!, Mai 1935, S. 250). Es sind neun Fotos beigefügt, auf einem Bild sieht man einen Mann in bayrischer Tracht mit einer Staude Bananen. Die Bildunterschrift lautet: »Ein bayrischer Urlauber zieht mit einer Staude frischer Bananen, die er für ein paar Escudos erworben hat, stolz durch Funchal« (Hilf mit!, Mai 1935, S. 251).

Auf dem letzten Foto sieht man Menschen, die von »Einheimischen« auf einem schlittenartigen Gefährt gezogen werden. Die Bildunterschrift lautet: »Hier lassen sich deutsche Arbeiter auf den abschüssigen Straßen durch die Stadt Funchal fahren. Das landesübliche Gefährt ist der Schlitten, der von Männern gezogen wird« (Hilf mit!, Mai 1935, S. 251).

¹ Vgl. Howind, S. (2011): Kraft durch Freude und die Illusion eines besseren Lebens: Sozialpropaganda im Dritten Reich 1933 – 1939. Hannover.

Es ist hier relativ offensichtlich, dass die Aktionen der Organisation »Kraft durch Freude« – ein eigenes zu analysierendes Kapitel des NS-Regimes – dazu dienten, im »Deutschen Arbeiter« Stolz, Zufriedenheit, aber auch Chauvinismus gegenüber Menschen in südlichen Ländern zu erzeugen.

DIESER TEXT BASIERT AUF EINEM AUSZUG AUS:

ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA: *NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung*. Weinheim und Basel 2015, S. 111-112 und S. 130-133.

UND DER »REST«? KASPERL RÄUMT AUF! KASPERLE ALS METAPHER FÜR »ZUCKERBROT UND PEITSCH«

Beim Artikel »Kasperl räumt auf« handelt es sich um ein Theaterstück, um ein getextetes Puppenspiel (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 78–79). Es funktioniert nach dem bekannten Muster: Kasperl führt durch die Geschichte und tritt tapfer für das vermeintlich »Gute« ein und zeigt es den »Bösen«. In diesem Stück vertritt Kasperl die Ideen der »NS-Volksgemeinschaft« und greift ein, wo dieses Ideal verletzt wird.

Im ersten Bild wendet er sich gegen einen Herrn, der am von der NS-Propaganda geforderten »Eintopfsonntag«², trotzdem Fisch, Fleisch und Pudding isst. Er nimmt ihm sein Gericht weg und beschimpft ihn als »Eintopfverbrecher«, packt ihn am Kragen: »So, und nun werde ich dir mal sehr energisch klarmachen, was Volksgemeinschaft am Eintopfsonntag heißt.« Er zwingt ihn dann »diese leckeren Sachen sofort zu den armen Leuten im Hinterhaus« zu bringen, »sonst gibt's was mit meinem Zauberstab!« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 78).

In einer weiteren Szene geht es um einen Herrn, der als Drückeberger bezeichnet wird, weil er nicht für das Winterhilfswerk spenden möchte; er habe kein rechtes Herz und da sei es doch »selbstverständlich, dass ich dich alten Drückeberger mit meinem Zauberstab sofort kuriere. Denn im Dritten Reich da hilft doch einer dem anderen« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 78). Kasperl bedroht ihn mit seinem Spieß, sodass der Herr doch Geld in die Sammelbüchse steckt.

In einer nächsten Szene sorgt Kasperl dafür, dass ein schüchternes, vornehmes Mädchen von zwei anderen Mädchen als gute Kameradin angenommen wird, was das vornehme Mädchen begrüßt: »Ach ja, ich möchte mal so ganz von Herzen fröhlich sein und wirkliche, echte Kameradinnen haben.« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 79).

2 Der »Eintopfsonntag« war eine Propagandaaktion des NS-Regimes. Von Oktober bis März sollte an einem Sonntag im Monat Eintopf gegessen werden, der mit 50 Pfennig pro Person angesetzt war. Das auf diese Weise gegenüber einem teureren Gericht ersparte Geld sollte an das Winterhilfswerk gespendet werden. Kassiert wurde das Geld von den Blockwarten der NSDAP, die von Tür zu Tür gingen. In Meyers Lexikon von 1937 heißt es hierzu: »Der Eintopfsonntag soll nicht nur materiell (durch die Spende), sondern auch ideell dem Gedanken der Volksgemeinschaft dienen. Es genügt nicht, dass jemand zwar eine Eintopfspende gibt, aber seine gewohnte Sonntagsmahlzeit verzehrt. Das ganze deutsche Volk soll bei diesem Eintopfsonntag bewusst opfern, sich einmal in seiner gewohnten Lebenshaltung einschränken, um bedürftigen Volksgenossen zu helfen« (zit. n. Schmitz-Berning 2007, S. 73).

Dann geht es gegen einen »Meckerfritze«, der nicht möchte, dass sein Sohn gegen seinen »ausdrücklichen Willen mit diesen Pimpfen losmarschiert« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 79). Im Puppenspiel sagt er:

»Meckerfritze: Und überhaupt, zu meiner Zeit da gab es doch noch einen Unterschied zwischen den Arbeiterkindern und den wohlherzogenen Kindern aus gutem Hause. Aber heute...

Kasper: Heute gibt es nur noch ein paar Meckerfritzen, die sich was einbilden, und ein einiges deutsches Volk, das den Meckerfritzen gründlich die Jacke voll haut. Und es gibt nur noch deutsche Jungen und Mädchen, die sich als treue Kameraden helfen und beistehen.« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 79)

Dass dieser Kasper, der ja bewundert werden soll, die NS-Bewegung repräsentiert und als Vorbild gilt, kann nach all diesen Ausführungen kaum bezweifelt werden. Hier wird jedoch auch sichtbar, wie diejenigen, die nicht mit der NS-Ideologie übereinstimmen, mit psychologischem Druck und Gewalt terrorisiert werden. Der Blockwart kommt hier in der kindernahen Figur des Kasperls daher, und wieder wird Gewalt über vermeintlichen Humor bagatellisiert.

Von besonderer Bedeutung ist auch der letzte Abschnitt. Dem hochnäsigen »Meckerfritze«, dem »Spießler«, der arrogant auf Arbeiterkinder herabschaut, wird mit einem klaren Gegenentwurf begegnet: den »deutsche[n] Jungen und Mädchen, die sich als treue Kameraden helfen und beistehen« (Hilf mit!, Dez. 1934, S. 79). So wird gegenüber dem kritikwürdigen Verhalten sofort eine alternative Identifikationsmöglichkeit geboten, denn wer möchte nicht gerne zu diesen Jungen und Mädchen gehören, die sich gegenseitig helfen. Wer hier dazu gehört, ist eindeutig auf der guten Seite und kann sich »gebauchpinselt« fühlen. Was aber nicht fehlen darf, ist der Hinweis, dass es »deutsche« Jungen und Mädchen sind. Überwältigen durch überschwängliches Lob, überschwängliches Lob als Mittel der Vereinnahmung war ein Wesenszug der sozialen Demagogie. Diese Deutschen werden dann denen, die nicht im gleichen Takt klatschen, die gar meckern »die Jacke vollhauen«. Diese Geschichte zeigt schon den Kleinsten, aber auch den Jugendlichen, dass es Zuckerbrot allein nicht gibt.

DIESER TEXT BASIERT AUF EINEM AUSZUG AUS:

ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA: *NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung*. Weinheim und Basel 2015, S. 142-145.

LITERATUR UND QUELLEN

Schmitz-Berning, C. (2007): *Vokabular des Nationalsozialismus*. Berlin.

Hilf mit!, Jan. 1934 Klampen, Erich zu: *Zeitenwende*, Hilf mit! 1. Jg. 1933–1934, Heft 4, Jan. 1934, S. 98.

Hilf mit!, Dez. 1934 Ibing, Erwin: *Kasperl räumt auf!*, Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 3, Dez. 1934, S. 78–79.

Hilf mit!, Nov. 1937 Ohne Autor: *Du und das Winterhilfswerk*. Hilf mit! 5. Jg. 1937–1938, Heft 2, Nov. 1937, S. 36.

Hilf mit!, April 1935 Kl.: *Der jungen Arbeiter in der Reichskanzlei*. Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 7, April 1935, S. 207.

Hilf mit!, Mai 1935 Ohne Autor: *Mit »Kraft durch Freude« nach Madeira*. Hilf mit! 2. Jg. 1934–1935, Heft 8, Mai 1935, S. 250–251.

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

Der Name der Zeitschrift »Hilf mit!« war Programm. Die verschiedenen Artikel zeigen, wie versucht wurde, Kinder und Jugendliche für die Ideen des NS-Regimes zu gewinnen. Dabei wurde den Kindern und Jugendlichen die Beteiligung als spaßige Angelegenheit und tolles Gemeinschaftserlebnis beschrieben, andererseits wird aber auch bedrohlich deutlich, was von denjenigen zu halten ist, die sich der Mitarbeit verweigern.

WINTERHILFSWERK (WHW) / WEIHNACHTEN UND DAS WINTERHILFSWERK / DU UND DAS WINTERHILFSWERK / ABBILDUNGEN: PLAKATE

Bei diesen Artikeln handelt es sich gewissermaßen um Werbeartikel für das Winterhilfswerk. Es wird versucht, die Idee der sogenannten »Volksgemeinschaft« als Überwindung vom arm und reich durch Spenden und Sammlungen auch für Kinder und Jugendliche anschaulich zu machen und gewissermaßen Praxis werden zu lassen.

- Wo wird hier Druck erzeugt? Wie wird dieser Druck erzeugt? Wie stehen diejenigen da, die »nicht mitmachen«? Diese verschiedenen Aspekte der NS-Propaganda könnten unter anderen Aspekten anhand der Materialien zum WHW herausgearbeitet werden.

[Zusatzmaterial: Erlasse zum WHW; Bilder von Anstecknadeln]

LOB DER NS-POLITIK: »MIT ›KRAFT UND FREUDE‹ NACH MADEIRA«

Die NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung erfolgte auch darüber, dass herausgestellt wurde, welche angeblichen und nur teilweise auch tatsächlichen Verbesserungen die NS-Politik für Arbeiterinnen und Arbeiter hervorgebracht hatte. So sollte der Eindruck erweckt werden, dass sich das NS-Regime wirklich für die Probleme der Arbeiter interessiere und zur Verbesserung ihrer Lebenssituation beitrüge.

- Wie wird das in diesem Artikel dargestellt?
- Was für ein Bild des »deutschen Arbeiters« wird insbesondere auf dem Letzten Foto der Bilderseiten über »Kraft durch Freude« propagiert? Welche Mentalität gegenüber Menschen aus anderen Ländern wird hier befördert?

»KASPERL RÄUMT AUF!«

In diesem Artikel wird besonders deutlich, wie die scheinbar spaßige Beteiligung an den Initiativen des NS-Regimes andererseits auch bedrohlich war, nämlich dann, wenn man nicht mitmachen wollte.

- Welche Rolle erfüllt Kasper in den verschiedenen Auftritten (Bildern)?
- Welche NS-Moral wird jeweils in den einzelnen Auftritten vertreten und gegen wen richtet sie sich?
- Wie könnten die verschiedenen »Geschichtchen« gewirkt haben?

[Zusatzmaterial: Bilder zum Eintopfsonntag]

WEITERE PUNKTE

Und wenn ich mich wirklich im Märchen ergebe, dann nehme ich Zauberer und Hexen hinzu und trage an Hand meiner Phantasie so viel zusammen, daß ihr am Ende sagt: „Der Kerl hat das Leben erkannt und erfährt. Den kann man ordentlich lieb gewinnen!“

Am wohlsten fühle ich mich allerdings, wenn ich zeigen darf, daß ich es „faustdick“ hinter den Ohren“ habe. Wenn ich ungestört die Wahrheit sagen darf. Dann reiße ich das Maul gern so weit auf, wie die zwei



Schleusenjore des Himmels sind. Spotten und Schielen ist meine Art, das Leben so zu zeigen, wie es ist, und nicht, wie es zu sein nur scheint. Marxene Dietrich ist gar nichts gegen mich. Ich bin von Kopf bis Fuß aufs Leben eingestellt. . . . Ich zeige euch die Wahrheit in der Welt, und selbst das Märchen ist nicht Lüge. Hereinspaziert und zugehört! —

Hier ist der Kasper!

*

„Seid ihr alle da . . .?“

Weihnachten und das Winterhilfswerk

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes, von unserem Führer unter dem Motto „Keiner soll hungern und frieren“ ins Leben gerufen, ist dank der unermüdlichen Unterstützung aller Volkstreu, auch unserer deutschen Jugend, zu einer überaus segensreichen Einrichtung geworden. Die NS.-Volkswohlfahrt, die Trägerin des Winterhilfswerksgedankens, hat durch ihre vorbildliche, in kürzester Zeit ins Leben gerufene Organisation den festen Grund für dieses gewaltige Hilfswerk abgegeben. Groß ist die Aufgabe, die sich die NSV. für das deutsche Volk gestellt hat, aber größer noch wird der Segen sein, der dieser im tiefsten Sinn nationalsozialistischen Tat entspringen wird. Vorbei ist die traurige Einrichtung des alten Wohlfahrtsstaates, vorbei ist die Zeit, wo nur das Schwache und Seichte gehegt und gepflegt wurde. Unsere Aufgabe ist es, das deutsche Volk zu sich selbst zurückzurufen, es seelisch und geistig zu ertüchtigen, damit es frei werde von allen trügerischen demokratischen Hirngespinnsten. Mitzuhelfen an dieser Arbeit ist nicht allein unsere, sondern auch eure Pflicht. Wie wir uns der älteren Generation annehmen, so müßt ihr auch euren in Not befindlichen Kameraden und Kameradinnen helfen zur Seite stehen.

Dieser Winter wird nicht der leichteste sein, aber er wird ein tapferer Winter sein. Unsere Generation ist an Widerständen gewachsen und lehnt sich nicht nach billigen Siegen. Alle sollen erfahren, daß es sich bei unserem Werben um Spenden und Erinnern an die Opferpflicht aller für alle nicht darum handelt, die Armen, so wie man es früher machte, bei guter Laune zu halten, sondern den in Deutschland

lebenden Millionen hilfsbedürftiger Volksgenossen Gerechtigkeit gegenüber ihrer unverdienten Not widerfahren zu lassen. Für uns Nationalsozialisten sind diese Millionen keine

Almosenempfänger, sondern der Kräfteückhalt der Nation. Sie körperlich bei Kräften, geistig willensfähig und auch seelisch hoffnungsvoll zu erhalten, ist selbstverständliches Gebot nationalen Denkens und sozialistischer Kameradschaft.

Gerade ihr, die Jungen unserer Nation, habt die herrliche Aufgabe, nach bestem Können mit all euren jungen

Auch der Ertrag der Wappennagelung bei der Hitlerjugend kommt der Winterhilfe zugute

Kräften uns in dieser gewaltigen Arbeit zu helfen. Auf euch blicken die Augen der Alten, wenn ihr Tag für Tag mit der Sammelbüchse in der Hand die Opferpfennige sammelt, wenn euch edler Wettstreit entflammt, wer hat heute von uns das meiste zusammengebracht! Groß ist eure Aufgabe, mitzuhelfen, die Not zu lindern! Aber noch größere Aufgaben warten auf euch.

Wenige Tage nur noch sind es, dann steht das Weihnachtsfest vor der Tür. Viele Tausende eurer Brüder und Schwestern aber sind in Not — ihnen den Glanz des Lichterbaumes in ihre Stube zu bringen, ist nicht nur wahre christliche Nächstenliebe, sondern auch eine Ehrenpflicht! Denkt an eure Weihnachten, denkt daran, wie euch freudige Hoffnung durchzitterte, bevor ihr auf dem lichtüberstrahlten Gabentisch euer geheimsten Wünsche erfüllt saht! Welch ein Gegensatz zu

all euren Kameraden und Kameradinnen, die in unverschuldeter Not schon ein, zwei und noch mehr Weihnachten alle diese Freuden entbehren mußten, oder nur in



Sammlung von Kartoffeln und Kohle in der Schule



Wohlgemeinlich mit der Reichswehr ist die deutsche Jugend für das Winterhilfswert tätig

überfüllten Sälen ein Massenweihnachtsfest erleben, um dann zu Hause desto tiefer die nackte Wirklichkeit ihrer Not unsäglich schwer und verbittert zu durchkosten.

Ihnen allen soll dieses erste Weihnachtsfest in unserem Dritten Reich die Freude und Hoffnung wieder in ihre Herzen bringen. Sie sollen wieder Weihnachten nach alter Art und Sitte unter einem glühenden Lichterbaum im Kreise ihrer Lieben feiern. Dankbar werden ihre Herzen empfinden: wir sind nicht verlassen, unsere Brüder und Schwestern denken und fühlen mit uns. Wir sind nicht ausgestoßen aus der großen Volksgemeinschaft, wir brauchen nicht mit kümmerlichen Almosen zurück in die trostlose Stube, wo Vater und Mutter hungern und frieren! —

Keinen Baum und keine kleinen Geschenke bekommen die Ärmsten der Armen, wenn ihr nicht helft, helft an dem großen Werk unseres Führers, der die Gemeinschaft geschaffen hat, die allein unser Volk wieder einig und stark machen kann. Gerade die Jungen und Mädchen, deren Eltern nicht in der Lage sind, ihnen eine kleine Freude zu bereiten, müssen in jeder Beziehung fühlen, daß heute der Nationalsozialismus regiert. Um ihnen das in großherziger Weise zum Ausdruck bringen zu können, wenden wir uns an euren Opferfönn, gebt uns, was ihr entbehren könnt. An eure Eltern richten wir die Bitte, bakt einen kleinen

Kuchen, strickt einen Schal, ein Paar Handschuhe, Strümpfe, o ihr wißt selbst, was man braucht, um nicht zu frieren und zu hungern. All diese Sachen können dann am Weihnachtsheiligabend armen Kindern die größte Freude bereiten. Wen wir aber auf keinen Fall vergessen wollen, das sind die Allerkleinsten. In irgendeiner Ecke eures Zimmers oder auf dem Boden wird gewiß noch ein kleines Spielzeug liegen, das als Geschenk noch seinen Zweck erfüllen kann. Laßt es aber mit dem einfachen Herausfinden und Fortgeben solcher Spielsachen nicht getan sein. Setzt euch ruhig vorher mit Schere und Kleistertopf oder Hammer und Nägeln einmal hin und beseitigt die Schäden, die diese Sachen im Laufe der Jahre erlitten haben. Jetzt ist das Rad von dem Wagen oder die Rinne von der Burg noch vorhanden, beseitigt sie gleich wieder, zeigt eure Kunstfertigkeit, und das Geschenk wird dadurch einen doppelten Wert erhalten.

Das Winterhilfswert benötigt viel, denn groß ist die Anzahl, die wir zu versorgen haben. Trag das deinige dazu bei, deutsche Jugend, daß das Weihnachtsfest ein Fest der Freude für alle werde. Wir werden dafür sorgen, daß jedem der Lichterbaum erleuchtet. Eure und unsere Hilfe sollen dem deutschen Volk ein schönes Christfest bescheren; sorge ein jeder von euch, auch du, dafür, daß das Fest der Liebe durch rege Mithilfe wirklich zu einem solchen wird.

Compter.



Auch das will gelernt sein! Sammelbüchsen werden verschlossen und plombiert



Einteilen zur Straßensammlung

Da will ein Glanz die Augen blenden

Hudolf Drescher

Draußen vor meinem Fenster hat der Winter über Nacht die Feststraße gebaut. Die Feststraße mitten in die Weihnacht.

Es mag sein, daß sie tief in der Stadt drinnen noch gar nichts davon merken, obschon gewiß alle Läden sich geschmückt haben, alle Erker die Käufer locken und alle Menschen geschäftig und bebapt umherreilen. Aber hier draußen, wo keine Lastwagen lärmen, keine Elektrischen himmeln, keine Hochbahnzüge rattern, hier hat der Dezember die leichte, unzerrissene Schneedecke gebreitet.

Wo sich ein paar schwarze Steine eigensinnig durch das flodige Weiß drängen, da liegen sie wie die schwarzen

Schwänzchen im majestätischen Hermelinmantel. Und zwischen den beiden Tannenbäumen dort, die links und rechts die Schildwache halten, seh' ich am Waldsaum den Silberblitz — er flimmert drunter her, drüber her, als wolle es immer dichter den Traumweg bestreuen — den stillen Weg tief in die Weihnacht.

Aber der Wald dort hat seine Grüße schon in die traulich geschmückten Stuben geschickt. Auf Treppen und Teppichen liegen kleine grüne Nadeln, die der Weihnachtsbaum bei seinem feierlichen Einzug verlor. Der Weihnachtsbaum, jubelnd begrüßt von den Kindern. Jetzt wissen sie's: ihr Fest nacht sich!

WEIHNACHTEN UND DAS WINTERHILFSWERK

Das Winterhilfswerk des deutschen Volkes, von unserem Führer unter dem Motto »Keiner soll hungern und frieren« ins Leben gerufen, ist dank der unermüdlichen Unterstützung aller Volkskreise, auch unserer deutschen Jugend, zu einer überaus segensreichen Einrichtung geworden. Die NS.-Volkswohlfahrt, die Trägerin des Winterhilfswerksgedankens, hat durch ihre vorbildliche, in kürzester Zeit ins Leben gerufene Organisation den festen Grund für dieses gewaltige Hilfswerk abgegeben. Groß ist die Ausgabe, die sich die NSV. für das deutsche Volk gestellt hat, aber größer noch wird der Segen sein, der dieser im tiefsten Sinn nationalsozialistischen Tat entspringen wird. Vorbei ist die traurige Einrichtung des alten Wohlfahrtsstaates, vorbei ist die Zeit, wo nur das Schwache und Seichte gehegt und gepflegt wurde. Unsere Aufgabe ist es, das deutsche Volk zu sich selbst zurückzurufen, es seelisch und geistig zu ertüchtigen, damit es frei werde von allen trügerischen demokratischen Hirngespinnsten. Mitzuhelfen an dieser Arbeit ist nicht allein unsere, sondern auch eure Pflicht. Wie wir uns der älteren Generation annehmen, so müßt ihr auch euren in Not befindlichen Kameraden und Kameradinnen helfend zur Seite stehen.

Dieser Winter wird nicht der leichteste sein, aber er wird ein tapferer Winter sein. Unsere Generation ist an Widerständen gewachsen und sehnt sich nicht nach billigen Siegen. Alle sollen erfassen, daß es sich bei unserem Werben um Spenden und Erinnern an die Opferpflicht aller für alle nicht darum handelt, die Armen, so wie man es früher machte, bei guter Laune zu halten, sondern den in Deutschland lebenden Millionen hilfsbedürftiger Volksgenossen Gerechtigkeit gegenüber ihrer unverdienten Not widerfahren zu lassen.

Für uns Nationalsozialisten sind diese Millionen keine Almosenempfänger, sondern der Kräfteückhalt der Nation. Sie körperlich bei Kräften, geistig willensfähig und auch seelisch hoffnungsvoll zu erhalten, ist selbstverständliches Gebot nationalen Denkens und sozialistischer Kameradschaft.

Gerade ihr, die Jungen unserer Nation, habt die herrliche Aufgabe, nach bestem Können mit all euren jungen Kräften uns in dieser gewaltigen Arbeit zu helfen. Auf euch blicken die Augen der Alten, wenn ihr Tag für Tag mit der Sammelbüchse in der Hand die Opferpfennige sammelt, wenn euch edler Wettstreit entflammt, wer hat heute von uns das meiste zusammengebracht! Groß ist eure Aufgabe, mitzuhelfen, die Not zu lindern! Aber noch größere Aufgaben warten auf euch.

Wenige Tage nur noch sind es, dann steht das Weihnachtsfest vor der Tür. Viele Tausende eurer Brüder und Schwestern aber sind in Not – ihnen den Glanz des Lichterbaumes in ihre Stube zu bringen, ist nicht nur wahre christliche Nächstenliebe, sondern auch eine Ehrenpflicht! Denkt an eure Weihnachten, denkt daran, wie euch freudige Hoffnung durchzitterte, bevor ihr auf dem lichtüberstrahlten Gabentisch eure geheimsten Wünsche erfüllt saht! Welch ein Gegensatz zu all euren Kameraden und Kame-

radinnen, die in unverschuldeter Not schon ein, zwei und noch mehr Weihnachten alle diese Freuden entbehren mußten, oder nur in [Ende S. 89] überfüllten Sälen ein Massenweihnachtsfest erlebten, um dann zu Hause desto tiefer die nackte Wirklichkeit ihrer Not unsäglich schwer und verbittert zu durchkosten.

Ihnen allen soll dieses erste Weihnachtsfest in unserem Dritten Reich die Freude und Hoffnung wieder in ihre Herzen bringen. Sie sollen wieder Weihnachten nach alter Art und Sitte unter einem glitzernden Lichterbaum im Kreise ihrer Lieben feiern. Dankbar werden ihre Herzen empfinden: wir sind nicht verlassen, unsere Brüder und Schwestern denken und fühlen mit uns. Wir sind nicht ausgestoßen aus der großen Volksgemeinschaft, wir brauchen nicht mit kümmerlichen Almosen zurück in die trostlose Stube, wo Vater und Mutter hungern und frieren! —

Keinen Baum und keine kleinen Geschenke bekommen die Ärmsten der Armen, wenn ihr nicht helft, helft an dem großen Werk unseres Führers, der die Gemeinschaft geschaffen hat, die allein unser Volk wieder einig und stark machen kann. Gerade die Jungen und Mädchen, deren Eltern nicht in der Lage sind, ihnen eine kleine Freude zu bereiten, müssen in jeder Beziehung fühlen, daß heute der Nationalsozialismus regiert. Um ihnen das in großzügiger Weise zum Ausdruck bringen zu können, wenden wir uns an euren Opfersinn, gebt uns, was ihr entbehren könnt. An eure Eltern richten wir die Bitte, backt einen kleinen Kuchen, strickt einen Schal, ein Paar Handschuhe, Strümpfe, o ihr wißt selbst, was man braucht, um nicht zu frieren und zu hungern. All diese Sachen können dann am Weihnachtsheiligabend armen Kindern die größte Freude bereiten. Wen wir aber auf keinen Fall vergessen wollen, das sind die Aller kleinsten. In irgendeiner Ecke eures Zimmers oder auf dem Boden wird gewiß noch ein kleines Spielzeug liegen, das als Geschenk noch seinen Zweck erfüllen kann. Laßt es aber mit dem einfachen Heraussuchen und Fortgeben solcher Spielsachen nicht getan sein. Setzt euch ruhig vorher mit Schere und Kleistertopf oder Hammer und Nägeln einmal hin und beseitigt die Schäden, die diese Sachen im Laufe der Jahre erlitten haben. Jetzt ist das Rad von dem Wagen oder die Zinne von der Burg noch vorhanden, befestigt sie gleich wieder, zeigt eure Kunstfertigkeit, und das Geschenke wird dadurch einen doppelten Wert erhalten.

Das Winterhilfswerk benötigt viel, denn groß ist die Anzahl, die wir zu versorgen haben. Trag das deine dazu bei, deutsche Jugend, daß das Weihnachtsfest ein Fest der Freude für alle werde. Wir werden dafür sorgen, daß jedem der Lichterbaum erleuchtet. Eure und unsere Hilfe sollen dem deutschen Volk ein schönes Christfest bescheren; Sorge ein jeder von euch, auch du, dafür, daß das Fest der Liebe durch rege Mithilfe wirklich zu einem solchen wird.

Compter. [Ende S. 90]

Du und das Winterhilfswerk

Auch das Winterhilfswerk 1937/38 wird die Jugend wieder in der vordersten Front des Kampfes gegen die Not sehen, die der Winter über unsere ärmeren Volksgenossen bringt. Und die Jugend wird es wieder sein, die dafür sorgen wird, daß die sozialistischen Aufgaben und Forderungen unserer großen Volksgemeinschaft von jedem einzelnen erfüllt werden. Wer sich diesen Pflichten verschließt und nicht bereit ist, von sich aus sein Teil zur Vinderung der Not beizutragen, kann nicht zu der großen Gemeinschaft unseres Volkes gezählt werden. Es ist aber auch nicht damit getan, von Zeit zu Zeit einen Beitrag in Form eines Almosen zu leisten. Hier werden keine Almosen und milden Gaben verteilt, hier muß jeder wirklich opfern.

Es ist ein Almosen, wenn ein begüterter Volksgenosse oder ein Volksgenosse mit einem hohen Einkommen oder hohem Gehalt einen so kleinen Betrag in die Spendenlisten des WHW. einträgt, wie ihn jeder Handarbeiter zu opfern bereit ist. Wieviel geben solche Leute oft für ihre kleinen Freuden, für Luxusgegenstände oder für andere Sachen aus, die ihrer rein persönlichen Befriedigung dienen. Wenn aber die Männer und Frauen vom WHW. kommen und ihre Spendenlisten vorlegen, dann kann man oft nur den Kopf schütteln, wie wenig Verständnis für dieses größte sozialistische Hilfswerk unseres Volkes aufgebracht wird. Ihnen würde es bestimmt nichts ausmachen, wenn sie den dreifachen oder fünffachen Betrag einzeichnen würden.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein einfacher Arbeiter mit einer großen Familie nur wenige Groschen in die Spendenlisten einzeichnet. Hier wird die freiwillige Spende wirklich als Opfer empfunden, denn was hätten diese Volksgenossen sich vielleicht alles für diesen Betrag kaufen können. Da brauchte der Junge oder das Mädchen ein Paar Strümpfe, dafür hätte man ein Brot mehr kaufen können, um all die hungrigen Mäuler einmal richtig sattzubekommen. Und es gibt noch tausend andere Dinge, die man sich hier buchstäblich vom Munde abspart, um es den noch Ärmeren geben zu können. Diese Menschen haben selbst schon öfter als einmal die Not am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sie wissen, was es heißt, mitten im kältesten Winter ohne Feuerungsmaterial für den Ofen zu sein oder kein warmes Zeug zu haben, keine heißen Schuhe. Sie kennen die Not, und deshalb geben sie gerne, auch wenn es für sie selbst den Verzicht auf eine eigene Annehmlichkeit bedeutet.

Es ist ein Almosen, wenn Volksgenossen, die jeden Tag ihr Stück Fleisch im Topf haben und ihren Pudding, ihr Kompott, ihre Suppe und ihr Stück Kuchen für die Pfundspende des WHW. im Höchstfall noch ein Pfund steinharter, alter Erbsen geben, die sie selbst nicht mehr verwerten können. Für den ärmeren Volksgenossen ist das noch gut genug, sagen sie, der könne froh sein, daß er überhaupt noch so etwas bekommt. Es sollte aber ja niemand wagen, ihnen etwa dergleichen vorzusetzen. Sie sorgen erst einmal für sich. Und was sie dann nicht mögen, das verschenken sie dann mit einer großen Geste, als hätten sie gleich hundert Mann gespeist. Sie haben bestimmt noch keine Not gelitten. Sie wissen nicht, was es heißt, vor einem leeren Topf zu sitzen und die Kinder hungern zu sehen.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein kleiner Angestellter mit einer großen Familie ein Pfund Mehl und auch noch ein Pfund Zucker gibt. Er könnte es sicher selbst gebrauchen. Aber er gibt es gerne, denn er weiß, daß er anderen damit eine große Freude bereitet.

Es ist ein Almosen, wenn am Eintopffonntag eine Familie, die sonst gewohnt ist mindestens drei Gänge zu essen und dafür etliche Mark ausgibt, für die Eintopfspende schon fünfzig Pfennig als eine große Gabe betrachtet. Vielfach essen sie selbst nicht einmal Eintopf, sondern kochen und schmoren hinter verschlossenen Türen ihren Braten und ihre Suppe.

Es ist aber ein Opfer, wenn eine Familie am Eintopffonntag wirklich Eintopf isst, obgleich sie selbst auch nur als eine ihrer wenigen Freuden sich am Sonntag sonst vielleicht noch einen Pudding leistet. Wenn diese Familie zwei Mark gibt, so ist das

für sie ein Opfer, denn sie verzichtet bewußt auf eigenes, besseres Essen und gibt außerdem noch für andere, obgleich sie selbst nicht mit Gütern gesegnet ist.

Es ist nicht einmal ein Almosen, wenn Volksgenossen für die Kleidersammlung der Winterhilfe zerrissene Strümpfe und Kleider geben oder schmutzige und gestopfte Unterwäsche. Das kann man nur als eine Frechheit bezeichnen, als eine bewußte Nichtachtung des anderen Volksgenossen und als Beleidigung. Solches Zeug gehört bestenfalls zum Lumpenhändler. Auch der ärmere Volksgenosse soll anständig gekleidet gehen. Und gerade für den Winter braucht er warmes Zeug, einen warmen Mantel, warme Unterwäsche und Strümpfe. Wieviele Leute gibt es, die einen noch ganz guten Anzug im Schrank hängen haben, ihn aber nicht mehr anziehen oder bestenfalls alle Monat einmal im Hause tragen. Warum wird der nicht dem WHW. gegeben? Das würde nicht einmal ein Opfer sein, der Anzug wird ja gar nicht vermifft, er hängt völlig nutzlos im Schrank.

Es bedeutet aber ein Opfer für eine Witwe, die selbst noch einige Kinder zu versorgen hat, wenn sie für das WHW. eine wollene Jacke gibt, die sie gern noch im Hause getragen hätte. Es ist auch ein Opfer, wenn diese Witwe einen Anzug ihres verstorbenen Mannes hervorholt und dem WHW. gibt. Der älteste Sohn hätte davon einen neuen gearbeitet bekommen können oder im Notfall hätte auch der Kleiderhändler noch etwas dafür gegeben. Wie gut hätte die Frau das Geld gebrauchen können. Für sie ist es ein fühlbares Opfer.

Es wäre wirklich nur ein Almosen, wenn ein Volksgenosse mit gutem Einkommen bei den Straßensammlungen des WHW. jedesmal für sich und seine Frau eine Plakette kaufen würde. Aber mit grimmigem Gesicht geht er an solchen Tagen durch die Straßen und läßt sich höchstens herab, zu sagen: „Hab' schon!“ Bestenfalls läßt er sich eine Plakette „aufdrängen“, aber für seine neben ihm gehende Frau kauft er dann bestimmt keine mehr. Das wäre doch zuviel. Nochmal zwanzig Pfennig zu „opfern“!

Es ist aber ein Opfer für einen Arbeiter oder Angestellten, der jeden Morgen einen weiten Weg zu Fuß zur Arbeitsstelle zurücklegen muß, weil sein Einkommen keine Straßenbahnfahrt zuläßt, wenn er in die Tasche greift und seine zwanzig Pfennig in die Sammelbüchse steckt. Ihm fällt es nicht leicht, auch nur diese beiden Groschen entbehren zu müssen.

Welch ein lächerliches Almosen ist es, wenn Leute mit gutem Gehalt für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein halbes Pfund Keks für höchstens fünfzig Pfennig geben. Könnten sie nicht wenigstens zu Weihnachten einmal ein schönes, großes Paket mit nützlichen Sachen und mit kleinen Schleckereien mit Liebe einpacken und wenigstens auf diese Weise auch ihren Dank dafür ableisten, daß es ihnen vergönnt ist, ein sorgenfreies Auskommen zu haben! Aber hierfür haben sie kein Verständnis.

Es ist aber schon ein kleines Opfer, wenn eine Familie, die sicher nicht mit Gütern gesegnet ist und selbst nur knapp von einem Tag in den anderen zu leben hat, für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein kleines Päckchen zusammenstellt und schön verpackt. Da sind vielleicht ein Paar Handschuhe drin, die man selbst hätte gebrauchen können, eine Dose Konserven und schönes warmes Unterzeug. Dazu auch noch eine Tüte mit Vederreien. Jetzt sieht ihr Weihnachtstisch ein wenig leer aus. Aber sie wissen, daß irgendwo Menschen sind, die jetzt ihr Päckchen öffnen und denen die Freude darüber aus den Augen leuchtet. Sie sind nicht vergessen! — Einige kleine Beispiele nur, wie wir sie alle tagtäglich erleben. Ist es nicht etwas Schönes und Großes in unserer Gemeinschaft, füreinander sorgen zu können! Es ist eine freiwillige Pflicht jedes einzelnen von uns, diesen sozialistischen Gedanken immer weiterzutragen. Jeder muß sich an seinem Platz für das Gelingen einsetzen. Und jeder Junge, jedes Mädchen kann sein Teil dazu beitragen. Überall kann geholfen werden. Nun denke jeder einmal darüber nach, ob er nicht auch noch etwas mehr tun könnte. Hier hat jeder seine Pflicht zu tun!

DU UND DAS WINTERHILFSWERK

Auch das Winterhilfswerk 1937/38 wird die Jugend wieder in der vordersten Front des Kampfes gegen die Not sehen, die der Winter über unsere ärmeren Volksgenossen bringt. Und die Jugend wird es wieder sein, die dafür sorgen wird, daß die sozialistischen Aufgaben und Forderungen unserer großen Volksgemeinschaft von jedem einzelnen erfüllt werden. Wer sich diesen Pflichten verschließt und nicht bereit ist, von sich aus sein Teil zur Linderung der Not beizutragen, kann nicht zu der großen Gemeinschaft unseres Volkes gezählt werden. Es ist aber auch nicht damit getan, von Zeit zu Zeit einen Beitrag in Form eines Almosens zu leisten. Hier werden keine Almosen und milden Gaben verteilt, hier muß jeder wirklich opfern.

Es ist ein Almosen, wenn ein begüterter Volksgenosse oder ein Volksgenosse mit einem hohen Einkommen oder hohem Gehalt einen so kleinen Betrag in die Spendenlisten des WHW. einträgt, wie ihn jeder Handarbeiter zu opfern bereit ist. Wieviel geben solche Leute oft für ihre kleinen Freuden, für Luxusgegenstände oder für andere Sachen aus, die ihrer rein persönlichen Befriedigung dienen. Wenn aber die Männer und Frauen vom WHW. kommen und ihre Spendenlisten vorlegen, dann kann man oft nur den Kopf schütteln, wie wenig Verständnis für dieses größte sozialistische Hilfswerk unseres Volkes aufgebracht wird. Ihnen würde es bestimmt nichts ausmachen, wenn sie den dreifachen oder fünffachen Betrag einzeichnen würden.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein einfacher Arbeiter mit einer großen Familie nur wenige Groschen in die Spendenlisten einzeichnet. Hier wird die freiwillige Spende wirklich als Opfer empfunden, denn was hätten diese Volksgenossen sich vielleicht alles für diesen Betrag kaufen können. Da brauchte der Junge oder das Mädchel ein Paar Strümpfe, dafür hätte man ein Brot mehr kaufen können, um all die hungrigen Mäuler einmal richtig sattzubekommen. Und es gibt noch tausend andere Dinge, die man sich hier buchstäblich vom Munde abspart, um es den noch Ärmern geben zu können. Diese Menschen haben selbst schon öfter als einmal die Not am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sie wissen, was es heißt, mitten im kältesten Winter ohne Feuerungsmaterial für den Ofen zu sein oder kein warmes Zeug zu haben, keine heilen Schuhe. Sie kennen die Not, und deshalb geben sie gerne, auch wenn es für sie selbst den Verzicht auf eine eigene Annehmlichkeit bedeutet.

Es ist ein Almosen, wenn Volksgenossen, die jeden Tag ihr Stück Fleisch im Topf haben und ihren Pudding, ihr Kompott, ihre Suppe und ihr Stück Kuchen für die Pfundspende des WHW. im Höchstfall noch ein Pfund steinharter, alter Erbsen geben, die sie selbst nicht mehr verwerten können. Für den ärmeren Volksgenossen ist das noch gut genug, sagen sie, der könne froh sein, daß er überhaupt noch so etwas bekommt. Es sollte aber ja niemand wagen, ihnen etwa dergleichen vorzusetzen. Sie sorgen erst einmal für sich. Und was sie dann nicht mögen, das verschenken sie dann mit einer großen Geste, als hätten sie gleich hundert Mann gespeist. Sie haben bestimmt noch keine Not gelitten. Sie wissen nicht, was es heißt, vor einem leeren Topf zu sitzen und die Kinder hungern zu sehen.

Es ist aber ein Opfer, wenn ein kleiner Angestellter mit einer großen Familie ein Pfund Mehl und auch noch ein Pfund Zucker gibt. Er könnte es sicher selbst gebrauchen. Aber er gibt es gerne, denn er weiß, daß er anderen damit eine große Freude bereitet.

Es ist ein Almosen, wenn am Eintopfsonntag eine Familie, die sonst gewohnt ist mindestens drei Gänge zu essen und dafür etliche Mark ausgibt, für die Eintopfspende schon fünfzig Pfennig als eine große Gabe betrachtet. Vielfach essen sie selbst nicht einmal Eintopf, sondern kochen und schmoren hinter verschlossenen Türen ihren Braten und ihre Suppe.

Es ist aber ein Opfer, wenn eine Familie am Eintopfsonntag wirklich Eintopf isst, obgleich sie selbst auch nur als eine ihrer wenigen Freuden sich am Sonntag sonst vielleicht noch einen Pudding leistet. Wenn diese Familie zwei Mark gibt, so ist das für sie ein Opfer, denn sie verzichtet bewußt auf eigenes, besseres Essen und gibt außerdem noch für andere, obgleich sie selbst nicht mit Gütern gesegnet ist.

Es ist nicht einmal ein Almosen, wenn Volksgenossen für die Kleidersammlung der Winterhilfe zerrissene Strümpfe und Kleider geben oder schmutzige und gestopfte Unterwäsche. Das kann man nur als eine Frechheit bezeichnen, als eine bewußte Nichtachtung des anderen Volksgenossen und als Beleidigung. Solches Zeug gehört bestenfalls zum Lumpenhändler. Auch der ärmere Volksgenosse soll anständig gekleidet gehen. Und gerade für den Winter braucht er warmes Zeug, einen warmen Mantel, warme Unterwäsche und Strümpfe. Wieviele Leute gibt es, die einen noch ganz guten Anzug im Schrank hängen haben, ihn aber nicht mehr anziehen oder bestenfalls alle Monat einmal im Hause tragen. Warum wird der nicht dem WHW. gegeben? Das würde nicht einmal ein Opfer sein, der Anzug wird ja gar nicht vermißt, er hängt völlig nutzlos im Schrank.

Es bedeutet aber ein Opfer für eine Witwe, die selbst noch einige Kinder zu versorgen hat, wenn sie für das WHW. eine wollene Jacke gibt, die sie gern noch im Hause getragen hätte. Es ist auch ein Opfer, wenn diese Witwe einen Anzug ihres verstorbenen Mannes hervorholt und dem WHW. gibt. Der älteste Sohn hätte davon einen neuen gearbeitet bekommen können oder im Notfall hätte auch der Kleiderhändler noch etwas dafür gegeben. Wie gut hätte die Frau das Geld gebrauchen können. Für sie ist es ein fühlbares Opfer.

Es wäre wirklich nur ein Almosen, wenn ein Volksgenosse mit gutem Einkommen bei den Straßensammlungen des WHW. jedesmal für sich und seine Frau eine Plakette kaufen würde. Aber mit grimmigem Gesicht geht er an solchen Tagen durch die Straßen und läßt sich höchstens herab, zu sagen: »Hab' schon!« Bestenfalls läßt er sich eine Plakette »aufdrängen«, aber für seine neben ihm gehende Frau kauft er dann bestimmt keine mehr. Das wäre doch zuviel. Nochmal zwanzig Pfennig zu »opfern«!

Es ist aber ein Opfer für einen Arbeiter oder Angestellten, der jeden Morgen einen weiten Weg zu Fuß zur Arbeitsstelle zurücklegen muß, weil sein Einkommen keine Straßenbahnfahrt zuläßt, wenn er in die Tasche greift und seine zwanzig Pfennig in

die Sammelbüchse steckt. Ihm fällt es nicht leicht, auch nur diese beiden Groschen entbehren zu müssen.

Welch ein lächerliches Almosen ist es, wenn Leute mit gutem Gehalt für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein halbes Pfund Kekes für höchstens fünfzig Pfennig geben. Könnten sie nicht wenigstens zu Weihnachten einmal ein schönes, großes Paket mit nützlichen Sachen und mit kleinen Schleckereien mit Liebe einpacken und wenigstens auf diese Weise auch ihren Dank dafür ableisten, daß es ihnen vergönnt ist, ein sorgenfreies Auskommen zu haben! Aber hierfür haben sie kein Verständnis.

Es ist aber schon ein kleines Opfer, wenn eine Familie, die sicher nicht mit Gütern gesegnet ist und selbst nur knapp von einem Tag in den anderen zu leben hat, für die Weihnachtsgabensammlung des WHW. ein kleines Päckchen zusammenstellt und

schön verpackt. Da sind vielleicht ein Paar Handschuhe drin, die man selbst hätte gebrauchen können, eine Dose Konserven und schönes warmes Unterzeug. Dazu auch noch eine Tüte mit Leckereien. Jetzt sieht ihr Weihnachtstisch ein wenig leer aus. Aber sie wissen, daß irgendwo Menschen sind, die jetzt ihr Päckchen öffnen und denen die Freude darüber aus den Augen leuchtet. Sie sind nicht vergessen! – Einige kleine Beispiele nur, wie wir sie alle tagtäglich erleben. Ist es nicht etwas Schönes und Großes in unserer Gemeinschaft, füreinander sorgen zu können! Es ist eine freiwillige Pflicht jedes einzelnen von uns, diesen sozialistischen Gedanken immer weiterzutragen. Jeder muß sich an seinem Platz für das Gelingen einsetzen. Und jeder Junge, jedes Mädchel kann sein Teil dazu beitragen. Überall kann geholfen werden. Nun denke jeder einmal darüber nach, ob er nicht auch noch etwas mehr tun könnte. Hier hat jeder seine Pflicht zu tun!



Im Deutschland des Parteiklüngels riefen Hezer: Kommunisten, Marxisten, Demokraten, Juden und Judengenossen, Reaktionäre und Großschieber uns zu Wahlen auf, in denen ein geknechtetes Volk sich nutzlos zerfleischte. — Im Deutschland der Freiheit und Ehre ruft ein Führer uns auf zu dem großen Hilfswerk, in dem das geeinte deutsche Volk geschlossen zusammensteht.



Aufnahmen: Dr. Wolf Straube



08 THEMENANGEBOT
DIE ARBEITERBEWEGUNG
NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

ZUSATZMATERIAL ZUM THEMA WINTERHILFSWERK

Nr. 150. **Eröffnung des Winterhilfswerks** (Der kommissarische Leiter des Ministeriums für Volksbildung und der Wirtschaftsminister, 4. 10. 1935; Allg: 83,60 und 10e: 206 allg).

Mittwoch, den 9. Oktober 1935, mittags 12-13 Uhr, wird das Deutsche Winterhilfswerk 1935/36 durch eine Rede des Führers und Reichkanzlers feierlich eröffnet. Die Feier wird durch alle deutschen Sender übertragen. Sie ist von allen Lehrern und Schülern im Gemeinschaftsempfang zu hören. Die Schulen haben sofort alles Nötige zu veranlassen.

(W. D. W. v. 5. 10. 1935, S. 118.)

Verordnungsblatt vom 5. Oktober 1935



Solche Anstecknadeln wurden denjenigen übergeben, die sich durch Spenden oder Mitarbeit an den Aktionen des Winterhilfswerks beteiligt hatten.

599. Plakatwerbung für das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes 1935/36.

Die Reichsführung des Winterhilfswerks gibt zur Durchführung der Propaganda mehrere Werbeplakate für das gesamte Reichsgebiet heraus, die möglichst auch in allen Schulgebäuden und Unterrichtsanstalten zum Aushang kommen sollen. Die Belieferung der Schulen erfolgt jeweils durch die örtlichen Beauftragten für das Winterhilfswerk.

Ich ersuche, das Erforderliche zu veranlassen.

Dieser Erlaß wird nur im RMinAmtsbl. DtschWiss. veröffentlicht.

Berlin, den 15. November 1935.

Der Reichs- und Preussische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

In Vertretung: K u n i s c h.

An die Unterrichtsverwaltungen der Länder, die Herren Vorsteher der nachgeordneten Reichs- und preussischen Dienststellen. — Z II a 3344 M, E III.

(RMinAmtsblDtschWiss. 1935 S. 490.)

Gerade auch in den Schulen sollte Werbung für das Winterhilfswerk gemacht werden.

Quelle: »Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder«, I. 1935, S. 490



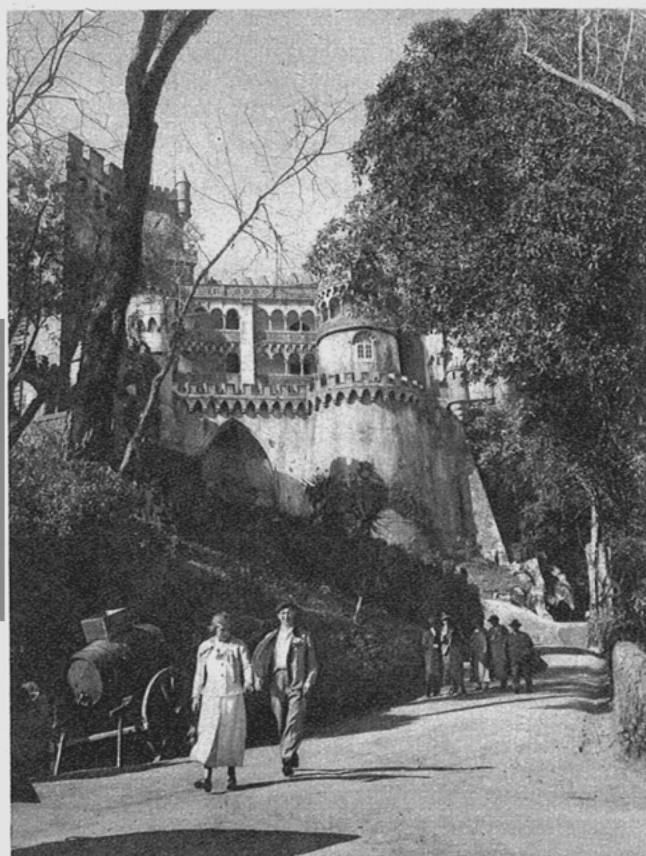
Nach dem Ausbooten im Hafen von Funchal geht es der im Hintergrunde sichtbaren Küste der Insel Madeira zu

Photo: Presse-Bild-Zentrale

Mit „Kraft durch Freude“ nach Madeira

Das hätte ich mir niemals träumen lassen, daß ich für wenige Mark einmal Gelegenheit haben sollte, mit einem unserer großen Ozeanriesen eine Seefahrt zu machen. Von Spanien

und Portugal hatte ich in der Schule gehört, auch von der Insel Madeira; aber so richtig vorstellen konnte ich mir darunter nichts. Und nun habe ich das alles mit meinen eigenen Augen gesehen. Wir waren in Lissabon, konnten die Schlösser und maurischen Baudenkmäler anstaunen, und dann fuhren wir alle zusammen, Arbeiter, kleine Angestellte und Beamte, hinüber nach Madeira, einem herrlichen Fleckchen Erde. Wenn ich nun zurückdenke: Drei Wochen Seefahrt, Aufenthalt im herrlichen Süden und das alles war erst möglich im Dritten Reich.

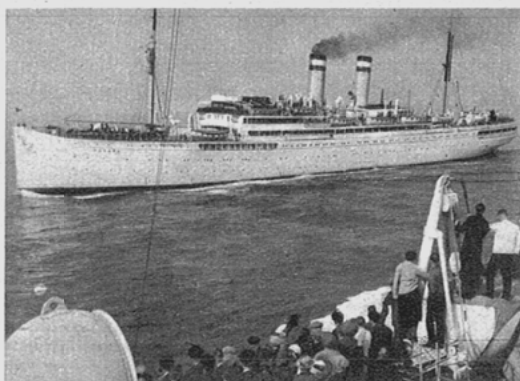


Die deutschen „Kraft durch Freude“-Fahrer besuchen das Märchenschloß Penha bei Lissabon

Photos: Wiesebach



Unendlich viel gibt es zu sehen; denn immer wieder tauchen Teile der spanischen Küste auf



Die „Oceana“, eines der „Kraft durch Freude“-Schiffe, gleitet majestätisch an den beiden anderen Ozeanriesen vorbei



Photo:
Wiesebach

Langweilig war es auf den Schiffen eigentlich niemals. Es gab Konzerte und Spiele aller Art; zu den beliebtesten Unterhaltungen gehörte das Sachklippen

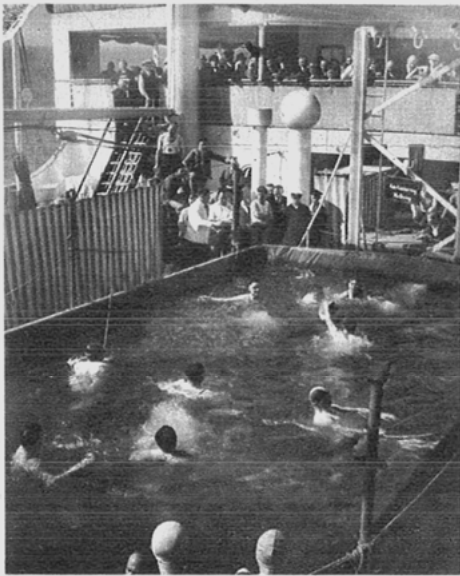


Photo:
Wiesebach

Deutsche Arbeiter im Schwimmbad auf dem größten der drei Schiffe, der „St. Louis“, die etwa 1100 Personen an Bord hatte



Ein bayerischer Urlauber zieht mit einer Stunde feischer Bananen, die er für ein paar Escudos erworben hat, stolz durch Funchal

Photo:
Presse-Bild-Zentrale

Hier lassen sich deutsche Arbeiter auf den abschüssigen Straßen durch die Stadt Funchal fahren. Das landesübliche Gefährt ist der Schlitten, der von Männern gezogen wird

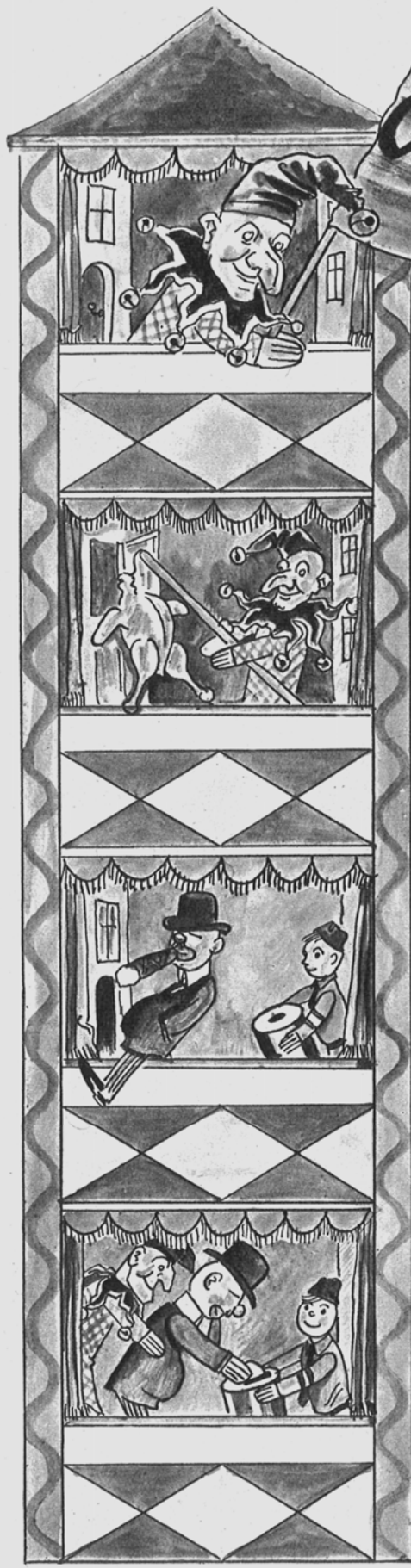
Photo:
Presse-Bild-Zentrale

NS-PROPAGANDA GEGEN
DIE ARBEITERBEWEGUNG

08

THEMENANGEBOT
DOKUMENT 7

Der Kampf kommt auf!



Ein Puppenspiel in 6 Bildern.

Von Erwin Jbing

(Auf der Bühne sieht man im Hintergrund die Straße einer kleinen Stadt. Rechts steht, mehr nach vorn, ein Haus mit einem größeren Fenster.)

1. Bild: Eintopfsontag

Kasper: Heute war Eintopfsontag; da gab's Kartoffelsuppe mit Speck. — Lecker! — Was wohl mein Nachbar auf dem Tisch hat? (Er guckt durch ein Fenster ins Haus.) — Nanu? — Tomatensuppe, Fisch, gebratene Hähnchen, Pudding! Das ist mir ja ein schönes Eintopfgericht. Da muß ich doch gleich mal ein bißchen aufräumen. (Er stößt das Fenster auf und holt mit einem langen Spieß die Gerichte heraus.) — Erst den Fisch, dann die leckeren Hähnchen. — hm, — schön knusprig.

Der Hausherr (lehnt sich aus dem Fenster): Mein Herr, ich muß mir das sehr energisch verbitten.

Kasper: Was, du Eintopfverbrecher willst dir noch was verbitten? Komm mal her, du! (Er packt ihn am Kragen und zieht ihn durchs Fenster vor's Haus.) So, und nun werde ich dir mal sehr energisch klarmachen, was Volksgemeinschaft am Eintopfsontag heißt.

Der Hausherr: Was erlauben Sie sich?

Kasper: Ich erlaube dir, daß du diese leckeren Sachen sofort zu den armen Leuten im Hinterhaus trägst. Die sollen es auch wenigstens einmal so gut haben wie du. Siehst du, das nennt man Volksgemeinschaft. Und nun marsch, marsch, sonst gibt's was mit meinem Zauberstab! (Er treibt ihn mit dem langen Spieß fort.)

2. Bild: Der Drückeberger

(Man hört hinter der Bühne das Klappern einer Sammelbüchse)

Der Sammler: Für die Winterhilfe; für die notleidenden Volksgenossen!

Kasper (steckt Geld in die Büchse): Geben denn auch alle was?

Der Sammler: Leider nicht.

Kasper: So so! Na, da muß ich mal etwas nachhelfen.

(Der Drückeberger kommt auf die Bühne, sieht an dem Sammler vorbei, will gerade wieder verschwinden, da faßt Kasper ihn am Arm. Der Sammler hat inzwischen mehrfach ausgerufen: „Für die Winterhilfe“.)

Kasper: Einen Augenblick, mein Herr; ich muß Ihnen sagen, daß Sie in Lebensgefahr schweben. Sie sind krank, sehr krank.

Der Drückeberger: Aber, was soll mir denn fehlen?

Kasper: Sehr viel! Erstens fehlt Ihnen das rechte Herz für Ihre Mitmenschen, zweitens haben Sie ein schwaches Gehör, Genickstarre und Fingerkrampf. Ihr Gehör ist so schwach, daß Sie gar nicht hören, wenn dicht neben Ihnen eine Sammelbüchse klappert. Ihr Genick ist schon so steif, daß Sie Ihren Kopf nicht einmal zu dem kleinen fleißigen Sammler hindrehen können, und Ihre rechte Hand ist so verkrampft, daß Sie nicht einmal mehr in die kleine Tasche langen können, um einen Groschen für die Sammelbüchse herauszuholen.

Der Drückeberger: Aber das ist doch ...

Kasper: Jawohl ganz meine Meinung. Das ist doch selbstverständlich, daß ich dich alten Drückeberger mit meinem Zauberstab sofort kuriere. Denn im Dritten Reich da hilft doch einer dem anderen. (Kasper schwingt drohend seinen Spieß.)

Der Drückeberger (steckt Geld in die Büchse): Aber bitte, aber selbstverständlich

3. Bild: Kameradschaft

(Zwei V.d.V.-Mädel, Inge und Herta, kommen singend auf die Bühne. Herta begleitet auf einer Klampfe. Erna, ein vornehm gekleidetes Mädchen, kommt ihnen entgegen.)

Herta: Das war wieder mal ein fabelhafter Ausmarsch heute!

Erna (wegwerfend): Was ihr schon davon habt.

Inge: Und wie wir in den Bergen herumgeflettert sind.

Erna (schnippisch): Wie kann man sich bloß für so etwas begeistern.

Kasper (hat im Hintergrund zugehört, kommt näher): Ja, mein feines Fräuleinchen, für deine feinen Fingerchen und deine florfeidenen Strümpf-

chen ist das natürlich nichts. Such nein, — da könnte ja die Maniküre drunter leiden. Bei Euch zu Hause da werden sie wohl alle in Seidenpapier eingewickelt, ich meine deine Brüder und Schwestern. —

Erna: Ich hab' doch gar keine.

Kasper: Ach so, also ein verwöhntes Einzelkind

Junge: Nicht doch, Kasper, du sollst sie nicht so kränken. Sie kann doch nichts dafür, daß sie keine Geschwister hat.

Herta: Dafür wollen wir dir aber gute Kameradinnen sein. Komm, wir nehmen dich mit in unser Heim, da wird gesungen und musiziert, da wird gespielt und getanzt und gelacht.

Erna: Ach ja, ich möchte mal so ganz von Herzen fröhlich sein und wirkliche, echte Kameradinnen haben.

Junge: Abgemacht; du kommst mit!

(Die Mädchen ziehen singend ab.)

4. Bild: Mederei

Medersrike: Haben Sie sowas schon erlebt! Mein Junge, mein Fris, — einfach durchgebrannt

Kasper: Na, da gratuliere ich!

Medersrike: Sie gratulieren? Wo der Bengel gegen meinen ausbrüchlichen Willen mit diesen Pimpfen losmarschiert —

Kasper: Ein prächtiger Kerl! Überhaupt unsere Jugend

Medersrike: Wenn ich mir so vorstelle, was in wenigen Monaten aus meinem sanften Jungen geworden ist. Und alle Tage kommt er mit zerkrakten, durchgeschauerten Knien nach Hause.

Kasper: Ein echter Junge.

Medersrike: Na, ich danke! Und überhaupt, zu meiner Zeit da gab es doch noch einen Unterschied zwischen den Arbeiterkindern und den wohlherzogenen Kindern aus gutem Hause. Aber heute

Kasper: Heute gibt es nur noch ein paar Medersrikes, die sich was einbilden, und ein einiges deutsches Volk, das den Medersrikes gründlich die Jacke voll haut. Und es gibt nur noch deutsche Jungen und Mädchen, die sich als treue Kameraden helfen und beistehen.

5. Bild: Klatsch und Tratsch

(Frau Klatsch und Frau Tratsch kommen hinzu.)

Frau Klatsch: Haben Sie schon gehört? Es wird alles teurer, dreizehn Pfennig habe ich für die Eier bezahlt.

Kasper: Höchste Zeit, daß dem verarmten Landmann endlich wieder geholfen wird.

Frau Tratsch: Und von den drei Brötchen, die ich morgens esse, war das eine heute auch schon ein bißchen kleiner.

Kasper: Bloß eure Klatschmäuler, die werden jeden Tag größer.

Medersrike: Aber wenn nun wirklich die Ware knapper wird?

Kasper: Wenn nur bloß die alten Schwäger und Waschweiber knapper würden! Die können wir gerade jetzt, wo es von Tag zu Tag aufwärts geht, in Deutschland nicht mehr gebrauchen; die muß man alle miteinander in den Nörgelpott stopfen.

(Der Nörgelpott, ein großer Topf mit aufgemaltem Gesicht und kurzen Beinen, taucht plötzlich auf. Kasper stopft alle hinein.)

6. Bild: Der Türschmeißer

(Ein Mann eilt über die Bühne.)

Kasper: (ruft) He, hallo, du bist doch der Mann, der immer die Türe zuschmeißt, wenn ein Hitlerjunge oder ein Pimpf oder ein V.d.M.-Mädel klingelt und um eine Spende bittet.

Der Türschmeißer: Das mache ich, wie ich will.

Kasper: Ach so, du bist so ein ganz verbohrtter. Na, da muß ich dir doch mal ein bißchen Manieren beibringen. (Er hebt eine Türe aus und legt sie dem Türschmeißer auf den Rücken.)

Der Türschmeißer: Du brüdest mich ja tot, oh weh, oh weh . . .

Kasper: Ja, schrei nur, du oller Türschmeißer. Jetzt kannst du mit der Türe auf dem Rücken herumlaufen, bis du dir das Türschmeißen abgewöhnt hast.

(Der Türschmeißer rennt ächzend mit der Türe auf dem Rücken von der Bühne.)



KASPERL RÄUMT AUF!

Ein Puppenspiel in 6 Bildern.

Von Erwin Ibing

(Auf der Bühne sieht man im Hintergrund die Straße einer kleinen Stadt. Rechts steht, mehr nach vorn, ein Haus mit einem größeren Fenster.)

1. Bild: Eintopfsonntag

Kasper: Heute war Eintopfsonntag; da gab's Kartoffelsuppe mit Speck. – Lecker! – Was wohl mein Nach-bar auf dem Tisch hat? (Er guckt durch ein Fenster ins Haus.) – Nanu? – Tomatensuppe, Fisch, gebratene Hähnchen, Pudding! Das ist mir ja ein schönes Eintopfgericht. Da muß ich doch gleich mal ein bißchen aufräumen. (Er stößt das Fenster auf und holt mit ei-nem langen Spieß die Gerichte heraus.) – Erst den Fisch, dann die leckeren Hähnchen. – Hm, – schön knusprig.

Der Hausherr (lehnt sich aus dem Fenster): Mein Herr, ich muß mir das sehr energisch verbitten.

Kasper: Was, du Eintopfverbrecher willst dir noch was verbitten? Komm mal her, du! (Er packt ihn am Kragen und zieht ihn durchs Fenster vors Haus.) So, und nun werde ich dir mal sehr energisch klarmachen, was Volksgemeinschaft am Eintopfsonntag heißt.

Der Hausherr: Was erlauben Sie sich?

Kasper: Ich erlaube dir, daß du diese leckeren Sachen sofort zu den armen Leuten im Hinterhaus trägst. Die sollen es auch wenigstens einmal so gut haben wie du. Siehst du, das nennt man Volksgemeinschaft. Und nun marsch, marsch, sonst gibt's was mit meinen Zauberstab! (Er treibt ihn mit dem langen Spieß fort.)

2. Bild: Der Drückeberger

(Man hört hinter der Bühne das Klappern einer Sammelbüchse)
Der Sammler: Für die Winterhilfe; für die notleidenden Volksgenossen!

Kasper (steckt Geld in die Büchse): Geben denn auch alle was?

Der Sammler: Leider nicht.

Kasper: Soso! Na, da muß ich mal etwas nachhelfen.

(Der Drückeberger kommt auf die Bühne, sieht an dem Sammler vorbei, will gerade wieder verschwinden, da faßt Kasper ihn am Arm. Der Sammler hat inzwischen mehrfach ausgerufen: »Für die Winterhilfe«.)

Kasper: Einen Augenblick, mein Herr; ich muß Ihnen sagen, daß Sie in Lebensgefahr schweben. Sie sind krank, sehr krank.

Der Drückeberger: Aber, was soll mir denn fehlen?

Kasper: Sehr viel! Erstens fehlt Ihnen das rechte Herz für Ihre Mitmenschen, zweitens haben Sie ein schwaches Gehör, Genickstarre und Fingerkrampf. Ihr Gehör ist so schwach, daß Sie gar nicht hören, wenn dicht neben Ihnen eine Sammelbüchse klappert. Ihr Genick ist schon so steif, daß Sie Ihren Kopf nicht einmal zu dem kleinen fleißigen Sammler hindrehen können, und Ihre rechte Hand ist so verkrampt, daß Sie nicht ein-mal mehr in die kleine Tasche langen können, um einen Groschen für die Sammelbüchse herauszuholen.

Der Drückeberger: Aber das ist doch....

Kasper: Jawohl ganz meine Meinung. Das ist doch selbstverständlich, daß ich dich alten Drückeberger mit meinem Zauberstab sofort kuriere. Denn im Dritten Reich da hilft doch einer dem anderen. (Kasper schwingt drohend seinen Spieß.)

Der Drückeberger (steckt Geld in die Büchse): Aber bitte, aber selbstverständlich.....

3. Bild: Kameradschaft

(Zwei B.d.M.-Mädel, Inge und Herta, kommen singend auf die Bühne. Herta begleitet auf einer Klampfe. Erna, ein vornehm gekleidetes Mädchen, kommt ihnen entgegen.)

Herta: Das war wieder mal ein fabelhafter Ausmarsch heute!

Erna (wegwerfend): Was ihr schon davon habt.

Inge: Und wie wir in den Bergen herumgeklettert sind.

Erna (schnippisch): Wie kann man sich bloß für so etwas begeistern.

Kasper (hat im Hintergrund zugehört, kommt näher): Tja, mein feines Fräuleinchen, für deine feinen Fingerchen und deine florseeidenen Strümpf- [Ende S. 78] chen ist das natürlich nichts. Huch nein, – da könnte ja die Maniküre drunter leiden. Bei Euch zu Hause da werden sie wohl alle in Seidenpapier eingewickelt, ich meine deine Brüder und Schwestern. —

Erna: Ich hab' doch gar keine.

Kasper: Ach so, also ein verwöhntes Einzelkind....

Inge: Nicht doch, Kasper, du sollst sie nicht so kränken. Sie kann doch nichts dafür, daß sie keine Geschwister hat.

Herta: Dafür wollen wir dir aber gute Kameradinnen sein. Komm, wir nehmen dich mit in unser Heim, da wird gesungen und musiziert, da wird gespielt und getanzt und gelacht.

Erna: Ach ja, ich möchte mal so ganz von Herzen fröhlich sein und wirkliche, echte Kameradinnen haben.

Inge: Abgemacht; du kommst mit!

(Die Mädchen ziehen singend ab.)

4. Bild: Meckerei

Meckerfritze: Haben Sie sowas schon erlebt! Mein Junge, mein Fritz, – einfach durchgebrannt.....

Kasper: Na, da gratuliere ich!

Meckerfritze: Sie gratulieren? Wo der Bengel gegen meinen ausdrücklichen Willen mit diesen Pimpfen losmarschiert —

Kasper: Ein prächtiger Kerl! Überhaupt unsere Jugend.....

Meckerfritze: Wenn ich mir so vorstelle, was in wenigen Monaten aus meinem sanften Jungen geworden ist. Und alle Tage kommt er mit zerkratzten, durchgescheuerten Knien nach Hause.

Kasper: Ein echter Junge.

Meckerfritze: Na, ich danke! Und überhaupt, zu meiner Zeit da gab es doch noch einen Unterschied zwischen den Arbeiterkindern und den wohlgezogenen Kindern aus gutem Hause. Aber heute.....

Kasper: Heute gibt es nur noch ein paar Meckerfritzen, die sich was einbilden, und ein einiges deutsches Volk, das den Meckerfritzen gründlich die Jacke voll haut. Und es gibt nur noch deutsche Jungen und Mädchen, die sich als treue Kameraden helfen und beistehen.

5. Bild: Klatsch und Tratsch

(Frau Klatsch und Frau Tratsch kommen hinzu.)

Frau Klatsch: Haben Sie schon gehört? Es wird alles teurer, dreizehn Pfennig habe ich für die Eier bezahlt.

Kasper: Höchste Zeit, daß dem verarmten Landmann endlich wieder geholfen wird.

Frau Tratsch: Und von den drei Brötchen, die ich morgens esse, war das eine heute auch schon ein bißchen kleiner.

Kasper: Bloß Eure Klatschmäuler, die werden jeden Tag größer.

Meckerfritze: Aber wenn nun wirklich die Ware knapper wird?

Kasper: Wenn nur bloß die alten Schwätzer und Waschweiber knapper würden! Die können wir gerade jetzt, wo es von Tag zu Tag aufwärts geht, in Deutschland nicht mehr gebrauchen; die muß man alle miteinander in den Nörgelpott stopfen.

(Der Nörgelpott, ein großer Topf mit aufgemaltem Gesicht und kurzen Beinen, taucht plötzlich auf. Kasper stopft alle hinein.)

6. Bild: Der Türschmeißer

(Ein Mann eilt über die Bühne.)

Kasper: (ruft) He, hallo, du bist doch der Mann, der immer die Türe zuschmeißt, wenn ein Hitlerjunge oder ein Pimpf oder ein B.d.M.-Mädel klingelt und um eine Spende bittet.

Der Türschmeißer: Das mache ich, wie ich will.

Kasper: Ach so, du bist so ein ganz verbohrter. Na, da muß ich dir doch mal ein bißchen Manieren beibringen. (Er hebt eine Tür aus und legt sie dem Türschmeißer auf den Rücken.)

Der Türschmeißer: Du drückst mich ja tot, oh weh, oh weh...

Kasper: Ja, schrei nur, du oller Türschmeißer. Jetzt kannst du mit der Tür auf dem Rücken herumlaufen, bis du dir das Türschmeißen abgewöhnt hast.

(Der Türschmeißer rennt ächzend mit der Tür auf dem Rücken von der Bühne.)

[Ende S. 79]

BILDMATERIAL EINTOPFSONNNTAG



Quelle: http://www.zeitzeugen.bplaced.net/images/eintopfsonntag_645.jpg





Quelle: Danker, Uwe/Schwabe, Astrid: Schleswig-Holstein und der Nationalsozialismus, Neumünster 2005.

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 09:

HJ-JUNGEN UND

IHRE VÄTER:

INSTRUMENTALISIERUNG

DES GENERATIONEN-

KONFLIKTES DURCH DIE

NAZIS

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *HJ-JUNGE WIDERLEGT ANGEBLICH SEINEN
SPD-VATER: »DER JUNGARBEITER« TEIL I & II
(HILF MIT!, FEB. & MÄRZ 1936)*
4. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUM
REICHSBERUFSWETTBEWERB*

EINSTIEG INS THEMA

NAZI-HARMONIE IN DER ARBEITERFAMILIE NACH 1933

ZERRISSENE FAMILIEN VOR 1933

Üblicherweise sind die Erzählungen in der NS-Schülerzeitschrift »Hilf mit!«, die auf schwierige Familiensituationen eingehen, davon geprägt, dass sich diese Probleme im Rahmen der Familie harmonisch lösen lassen. Anders ist das in einem geschickt aufgezogenen Artikel, der einen Blick zurück auf die Anfangsjahre der NS-Bewegung wirft. Hier wird das Bild eines heftigen Kampfes zwischen Söhnen und Vätern gezeichnet, aber betont, dass das nun nicht mehr nötig sei, diese Zeiten seien im NS-Staat vorbei. In dem Artikel heißt es:

»Während die ersten Kämpfer der deutschen Revolution offen eine neue Welt und Idee vertraten, begann ein stilles und erbittertes Ringen zwischen Vätern und Söhnen und Lehrern und Schülern um die Zukunft des deutschen Volkes und damit um das Schicksal der deutschen Jugend. Nur selten fanden in diesen ersten Jahren des völkischen Kampfes Frontsoldat und Nachkriegsgeneration zueinander. Die Mehrzahl dieser jungen Bekenner musste einen Opfergang gehen, dessen Größe die deutsche Öffentlichkeit in ihren ganzen Ausmaßen wohl nie erfahren wird. Wer will die Fälle zählen, in denen deutsche Jungen aus ihrem Elternhaus vertrieben wurden, nur weil sie irgendwie fühlten, zu Adolf Hitler und seiner herrlichen Bewegung stehen zu müssen, die dafür in der Fremde hungerten und froren und der Willkür des damaligen Staates ausgesetzt waren. Eines Staates, der ihnen mit Fürsorgeerziehung und Zwangsmaßnahmen einen Glauben aus dem Herzen reißen wollte, ohne den sie schlechthin nicht mehr leben konnten. Diese Jungen opferten alles, was sie in ihren jungen Jahren zu geben hatten: Elternhaus, bürgerlichen Beruf, Gesellschaft, Freude und Gesundheit! [...]

Erst dem Nationalsozialismus gelang es, endlich zwischen Vätern und Söhnen Brücken zu schlagen.«
(Hilf mit!, Dez. 1937, S. 82f.)

Diese herzzerreißende Geschichte, erzählt von Veteranen der NS-Bewegung, die sich entgegen den Vorstellungen ihrer Eltern für die NS-Bewegung einsetzten und deshalb »aus ihrem Elternhaus vertrieben« worden seien – das ist in der Regel etwas Fürchterliches. Doch auch hier spielt die Ambivalenz eine große Rolle. Denn wer träumt als Jugendlicher nicht davon, aus gutem Grund das Elternhaus zu verlassen? Der Gedanke, dass es so etwas gab und es offenbar richtig war, sich von seinen Eltern sogar vertreiben zu lassen, um der NS-Bewegung zu dienen, löste so sicherlich einerseits Ängste aus, konnte aber andererseits auch bewundernd zur Kenntnis genommen werden. In jedem Fall wird der Bericht hier mit der beruhigenden Nachricht kombiniert, dass ein solcher »Opfergang« nun nicht mehr nötig sei. Der NS-Staat habe solche Auseinandersetzungen überflüssig gemacht, die »heilige Familie«, die Harmonie in der Familie ist durch den NS-Staat wieder hergestellt. Auch in der im Folgenden behandelten Geschichte wird an dem oft spannungsgeladenen Verhältnis von Jugendlichen angesetzt, das sich aber schließlich harmonisch auflösen lässt.

DIE DENKFIGUR: »WIR ÜBERZEUGEN SCHLIESSLICH (FAST) ALLE« (DER HITLERJUNGE UND SEINE SCHWESTER ÜBERZEUGEN IHREN SOZIALDEMOKRATISCHEN VATER)

In der im Folgenden etwas ausführlicher analysierten Geschichte, die als sogenanntes »Laienspiel«, also in Form eines kleinen Theaterstücks¹ verfasst wurde, das ohne großen Aufwand auch von Laien gespielt werden konnte, geht es um einen innerfamiliären Konflikt. Der Titel lautete »Der Jungarbeiter« und es geht um Familie Bröger, mit Vater, Mutter, Sohn Karl und Tochter Gerda und dem Onkel Emil.

Der Vater wird als Arbeiter und als ein alter Sozialdemokrat vorgestellt, der dagegen ist, dass seine Kinder in die HJ gehen. Der Vater war zwischenzeitlich arbeitslos und musste sich Geld von seinem reichen Bruder leihen, der das nun zurückhaben möchte, obwohl der Vater erst seit wenigen Wochen wieder Arbeit hat. Er kommt in die Wohnung, als der Vater nicht da ist und lässt sich schließlich darauf ein, der Familie das geliehene Geld vorerst noch zu lassen, stellt aber die Bedingung, dass sein Neffe Karl aus der HJ austritt. Der Onkel wird im Stück als wohlhabend und in einer Weise beschrieben, die an verschiedene NS-Feindbilder (kein »ehrlicher« Soldat, »schmieriger« Händler statt »schaffender« Arbeiter und Soldat) anschließt. Gerda sagt über ihn:

»Der Vater, der konnte vier Jahre im Schützengraben liegen. Onkel Emil hatte das nicht nötig, der wurde Heereslieferant, der konnte ja auch die Schmiergelder bezahlen, dass sie ihn dauernd reklamieren.« (Hilf mit!, Feb. 1936, S. 158)

So wird der Onkel als eher »unsympathische« Person und in Sachen Geld als Kontrahent des Vaters eingeführt. In der zunächst schwierigen Situation besorgt Karl dann aber mithilfe seiner HJ-Freunde das Geld, das der Vater benötigt, um die Schulden zurückzuzahlen. Er wird zwar zunächst verdächtigt, das Geld gestohlen zu haben, was aber aufgeklärt werden kann, denn er und seine HJ-Kameraden hatten das Geld zusammen auf ehrliche Weise besorgt. Der Vater kann so seinem »böartigen« Bruder, der auch noch gegen die HJ hetzt², schließlich doch die Schulden zurückzahlen.

Soweit zur Rahmenhandlung, im Kern geht es im Weiteren jedoch darum, wie ein Hitlerjunge seinen sozialdemokratischen Vater überzeugt. Dieser Vater wird von seiner Frau, mit der die Unterhaltung beginnt, wie folgt geschildert:

»Der hat nie zu den Radaumachern und Schwätzern gehört. Gewiss, er war damals Funktionär bei den Sozialdemokraten, aber er hat auch nicht für einen Pfennig in seine Tasche gewirtschaftet. Er sagte immer: Dem Arbeiter muss sein Recht werden, dafür trete ich ein.« (Hilf mit!, Feb. 1936, S. 158)

Die Tochter Gerda hält dagegen:

»Und wofür ist der eingetreten? Für die Barmats, für die Juden, die Kriegsgewinnler, für all die fetten Bonzen, die sich von den Arbeiter Groschen Villen und Paläste kauften, die unser ganzes Volk an den jüdischen Bolschewismus verschachern wollten.« (Hilf mit!, Feb. 1936, S. 158)

¹ Das Stück erschien in zwei Teilen in *Hilf mit!*, Feb. 1936, S. 158 und in *Hilf mit!*, März 1936, S. 168–169.

² Der Sohn Karl argumentiert mit diesem Onkel nicht nur, an späterer Stelle droht er ihm auch: »Und wenn du jetzt noch einmal ein Wort gegen die Hitlerjugend sagst, dann hole ich den Schupo« (*Hilf mit!*, März 1936, S. 169).

Die Mutter antwortet:

»Da hast du ja nun wieder recht; ganz gemeine Kerle waren darunter. Aber dein Vater, der hat das wirklich so gemeint, der wollte für das Recht der Arbeiter kämpfen, für nichts anderes...«
(Hilf mit!, Feb. 1936, S. 158)

Hier werden die Abgrenzung des Vaters von den Sozialdemokraten und seine Hinwendung zur NS-Bewegung schon angedeutet, denn dem Vater sei es im Unterschied zu den anderen Parteimitgliedern ja »wirklich« um »das Recht der Arbeiter« gegangen. Er habe sich nie selbst bereichert, sondern sich selbstlos für die Rechte der Arbeiter eingesetzt. Den SPDlern werden hier diverse der schon häufig aufgetauchten Vorwürfe gemacht, sie gelten als »Kriegsgewinnler« und »fette Bonzen«, die sich an den Arbeitern bereichern und schließlich das ganze Volk an »an den jüdischen Bolschewismus verschachern« wollen. Hier wird indirekt also auch schon die NSDAP als »wahre« Arbeiterpartei vorgestellt. Denn im Rahmen dieses kurzen Stückes agitiert der Hitlerjunge Karl schließlich seinen eigenen Vater, indem er angebliche Leistungen Hitlers zur Unterstützung der Arbeiter vorstellt. Er erklärt ihm, dass »der Führer mit allen Mitteln [...] die Arbeitslosigkeit« (Hilf mit!, März 1936, S. 168) bekämpfe – und dabei »ja auch schon große Erfolge« (Hilf mit!, März 1936, S. 168) erreicht habe. Während Karl hier im ersten Satz noch von Hitler spricht, verfällt er im darauf folgenden Satz unmittelbar in ein »Wir«, schildert die Ziele des NS-Staates als seine eigenen:

»Wir wollen nicht mehr, dass die Jungen, wenn sie aus der Schule kommen, gleich als ungelernete Arbeiter gehen und ein ganzes Leben lang für ein paar Mark arbeiten. Jeder soll zunächst mal eine richtige Fachausbildung erhalten, richtige Lehrzeit, und er soll auch was dazu lernen, seinen Verstand soll er gebrauchen und ausbilden, in die Berufsschule soll er gehen und, wenn er schon mitten in der Ausbildung drin ist, dann gibt es für ihn die zusätzliche Berufsschulung; die ist von der Hitlerjugend und von der Arbeitsfront eingerichtet.« (Hilf mit!, März 1936, S. 168)

Und der Vater antwortet wörtlich, wie kurz zuvor die Mutter: »Da hast du ja nun wieder recht« (Hilf mit!, März 1936, S. 168). Am Schluss ist der Vater überzeugt. Sein Sohn erklärt ihm, dass er ja eigentlich kein Sozialdemokrat, sondern im Grunde ein Nationalsozialist sei; und sein Vater antwortet: »Na ja, schließlich sind wir keine Kulis mehr, schließlich hat ja auch der Hitler dem deutschen Arbeiter seinen dreckigen Kittel ausgezogen und hat ihm ein Ehrenkleid angetan« (Hilf mit!, März 1936, S. 169).

Nun sticht als erstes ins Auge, wie sozialpsychologisch geschickt hier ein Familienkonflikt angepackt wird, der so oder ähnlich gewiss in vielen Familien existierte: Die Kinder wollten in die HJ, womit die Eltern, die viele Jahre in SPD oder KPD waren, nicht einverstanden waren. In den ersten Jahren war die HJ ja noch keine Staatsjugend, die Teilnahme war noch nicht verpflichtend. Hier setzt dieser Artikel an und kreiert ein Wunschbild eines Hitlerjungen, der – sogar unterstützt von seiner Schwester – das große Kunststück fertig bringt, seinen alten sozialdemokratischen Vater in der Diskussion zu überzeugen. Der Konflikt mit dem Vater spitzt sich in dieser Geschichte also nicht zu, sondern wird durch die angeblich überzeugenden Argumente des Hitlerjungen nicht nur gegenüber dem Vater, sondern auch gegenüber der Mutter, harmonisch gelöst. Welche Argumente werden vorgebracht?

1. Zunächst argumentiert die Tochter gegen die Mutter: Der Vater mag ja ehrlich gewesen sein, obwohl er selbst Funktionär war. Aber faktisch habe er doch »fette Bonzen« unterstützt, und in einem Atemzug werden »Juden« und »Kriegsgewinnler« als diejenigen benannt, die »Arbeitergroschen« an sich genommen und davon Paläste gebaut hätten. Erinnert wird dabei an die »Barmats«, drei Brüder mit Kontakten zur SPD, die als Unternehmer tätig waren und in einen damals bekannten Bestechungsskandal in Berlin verwickelt waren.

2. Die zweite Behauptung neben dem Vorwurf der Korruption ist nun, dass die SPD das ganze Volk an den »jüdischen Bolschewismus« habe verschachern wollen. Beide Argumente überzeugen die Mutter sofort, sie gibt ihrer Tochter Recht.
3. Der Sohn argumentiert pragmatisch. Er fordert eine bessere Berufsausbildung, und er erklärt, dass er und die NS-Bewegung (»wir« heißt es im Text) nicht mehr wollen, dass Jugendliche nach der Schule ungelernete Arbeiter ohne Fachausbildung werden. Was soll der Vater dagegen sagen? Das sind nun ohne Frage alte sozialdemokratische Forderungen, die sein eigener Sohn vorträgt. Und der Sohn fügt sogar noch hinzu, dass auch diejenigen, die schon in der Ausbildung sind, in – durch die Hitlerjugend und die Deutsche Arbeitsfront (DAF) eingerichtete – zusätzliche Berufsschulen gehen könnten. Das ist nun ein Argument für die HJ, von dem sich der Vater überzeugen lässt.
4. Am Schluss kommt das Argument der »Ehre« des deutschen Arbeiters zum Tragen. Ausgerechnet der sozialdemokratische Vater propagiert nun, dass Hitler erreicht habe, dass die Arbeiter keine »Kulis« mehr seien, er habe »ihm ein Ehrenkleid angetan«. Hier wird nun das Gebiet der Pathetik betreten, ein Ton angeschlagen, der große Feierlichkeit anklingen lässt. Jedenfalls ist die »Ehre« des Arbeiters, eine wichtige Denkfiguren in der NS-Propaganda, hier am Schluss dieses kleinen Theaterstückes wirkungsvoll wieder hergestellt.

Der Wunsch nach Harmonie trotz aller Unterschiede in der Familie wird in diesem Stück sehr deutlich. Wie gut es doch ist, dass nun Bedingungen geschaffen worden sind, unter denen der Sohn und die Tochter ihren Vater durch Reden überzeugen können. Das wird besonders sichtbar im Kontrastprogramm zur Darstellung der durch die politischen Meinungsverschiedenheiten, durch die politischen Gegensätze zerrissenen Familien vor 1933, als die Väter ihren Söhnen noch massiv verboten haben, sich an der Nazi-Bewegung zu beteiligen. Diese Zeiten waren nun, so die NS-Propaganda, vorbei. Jetzt konnte man (fast) alle überzeugen, zumindest im engeren Rahmen der Familie. Und der »Rest«?

AUSZUG AUS: ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA:

NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung. Weinheim und Basel 2015, S. 134-142.

LITERATUR UND QUELLEN

- | | |
|----------------------|--|
| Hilf mit!, Feb. 1936 | Ibing, Erwin: Der Jungarbeiter, Laienspiel in einem Aufzug. <i>Hilf mit!</i> 3. Jg. 1935–1936, Heft 5, Feb. 1936, S. 158. |
| Hilf mit!, März 1936 | Ibing, Erwin: Der Jungarbeiter, Laienspiel in einem Aufzug, Fortsetzung. <i>Hilf mit!</i> 3. Jg. 1935–1936, Heft 6, März 1936, S. 168–169. |
| Hilf mit!, Dez. 1937 | Ohne Autor: Heimabend im Hafenviertel, ein Bremer Hitlerjunge erzählt. <i>Hilf mit!</i> 5. Jg. 1937–1938, Heft 3, Dez. 1937, S. 82–83. |

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

EIN HJ-JUNGE WIDERLEGT ANGEBLICH SEINEN SPD-VATER: ZUM LAIENSPIEL »DER JUNGARBEITER«

In dem kleinen Theaterstück (Laienspiel) mit dem Titel »Der Jungarbeiter« geht es um Familie und vor allem um den Vater-Sohn Konflikt. Ein HJ-Junge fordert seinen Vater heraus und ist ihm als kleiner NS-Ideologe überlegen, jedoch ohne, dass die Rolle des Vaters familienintern ganz hinterfragt würde. Hierbei ergeben sich folgende Fragen:

- Wodurch wird die Überlegenheit des HJ-Jungen über den sozialdemokratisch eingestellten Vater erzeugt?
- Wie wird dennoch der Familienfrieden aufrechterhalten?

Zu diesem Text lassen sich weitere speziellere Fragen entwickeln:

- Zunächst wäre vielleicht zu klären, welche Rolle die beteiligten Personen im Verlauf des Textes spielen: insbesondere spielt hier noch zusätzlich eine Rolle die Darstellung von Vater Bröger und Onkel Emil.
- Welches Bild von SPD und Gewerkschaften wird erzeugt? Wie werden Juden dargestellt?
- Welche NS-Organisationen werden genannt und wie werden sie beschrieben? Welche soziale Aktivität des NS-Staates werden mehrfach von dem HJ-Junge vorgebracht, die in dieser Darstellung den Vater zum Nachdenken bringen oder gar überzeugen?

WEITERE PUNKTE

Der Jungarbeiter

Laienspiel in einem Aufzug
von Erwin Ibing

(Wir veröffentlichen in zwei Fortsetzungen das Laienspiel „Der Jungarbeiter“ und anschließend im Aprilheft das Sprechhorstspiel „Junges Volk“ von Heinz Görz. Beide Spiele sind für den Tag der Nationalen Arbeit und den Reichsberufswettkampf bestimmt, der ja am 1. Mai seine Krönung findet. Nähere Spielanweisungen folgen in den nächsten Heften.)

Personen:

Wilhelm Bröger	Arbeiter
Anna Bröger	seine Frau
Gerda Bröger } Brögers Kinder	DDM.-Mädel
Karl Bröger }	Hitlerjunge
Paul Wehner } Kameraden Karl Brögers	Hitlerjungen
Hans Elke }	
Emil Meier (Bruder von Frau Bröger)	Kaufmann

Ort der Handlung ist die Wohnküche bei Brögers. Der Raum muß so eingerichtet sein, daß man ihn nach rechts und links verlassen kann.

1. Auftritt.

(Gerda hantiert in der Küche und summt halblaut ein Lied der HJ. Frau Bröger kommt aufgeregt aus dem Nebenraum.)

Frau Bröger: Ist der Karl noch nicht da?

Gerda: Reg' dich doch nicht gleich auf, Mutter. Er wird gleich hier sein.

Frau Bröger: Wie spät ist es denn?

Gerda: Gleich acht!

Frau Bröger: Mein Gott, gleich acht und um sieben wollte er zurück sein.

Gerda: Was ist schon dabei, wenn er mal eine Stunde länger bleibt. Wahrscheinlich hat der Dienst heute länger gedauert oder . . . weißt du, Mutter, ich sollte es dir eigentlich nicht sagen, aber es ist schon besser, du weißt es, damit du dich nicht gleich aufregst, wenn er mal länger bleibt.

Frau Bröger: Du machst so eine lange Vorrede, als ob da was nicht in Ordnung wäre.

Gerda: Also, er arbeitet an einer großen Sache.

Frau Bröger: Große Sache? — Was ist das für eine Sache, nun erzähl doch endlich!

Gerda: Mehr hat er mir auch nicht gesagt. Aber sie arbeiten zusammen daran, er und die anderen Jungen aus seiner Gruppe.

Frau Bröger: Immer hat er irgendwas Besonderes vor.

Gerda: Es ist doch wegen dem Reichsberufswettkampf, hat er gesagt. Er will sich dazu Geld verdienen.

Frau Bröger: Und mir hat er gesagt, es kostet nichts, und mit Vater hat er auch noch nicht gesprochen. Du weißt doch, er ist nun mal gegen die HJ.

Gerda: Meinst du, er wird ihm nicht erlauben, sich zum Reichsberufswettkampf zu melden?

Frau Bröger: Schwerlich. Dinkel Emil war neulich da und hat nur mal so angetippt, da ging Vater schon hoch.

Gerda: Dinkel Emil? Na ja, der muß ja immer gegen die HJ. stänkern, der ist überhaupt an dem ganzen Krach schuld. . .

Frau Bröger: Wie kannst du nur so etwas sagen, Gerda! Wenn Karl nicht in der HJ. wäre. . .

Gerda: . . . und ich nicht im DDM. . .! Ja, ja, ich weiß schon! Jeden Tag predigt der Vater die alte Leier.

Frau Bröger: Du sollst nicht so über ihn reden, schließlich ist er dein Vater.

Gerda: Ach! . . . Er soll wenigstens uns in Ruhe lassen, wenn er sich nicht mit der neuen Zeit abfinden kann.

Frau Bröger: Was hat das damit zu tun? Der Karl braucht sich doch nur abzumelden. . .

Gerda: Die HJ. ist kein Verein, in den man heute eintreten und sich morgen wieder abmelden kann. Wer da drin ist, der gehört mit Leib und Seele dazu, der ist für sein ganzes Leben ein Verschworener.

Frau Bröger: Wie du das wieder sagst! Als ob es in der ganzen Welt nichts anderes gäbe als die HJ. Du mußt dir auch mal etwas Mühe geben, deinen Vater zu verstehen. Der hat

nie zu den Radaumachern und Schwärmern gehört. Gewiß, er war damals Funktionär bei den Sozialdemokraten, aber er hat auch nicht für einen Pfennig in seine Tasche gewirtschaftet. Er sagte immer: Dem Arbeiter muß sein Recht werden, dafür trete ich ein.

Gerda: Und wofür ist er eingetreten? Für die Barmats, für die Juden, die Kriegsgewinnler, für all die fetten Bonzen, die sich von den Arbeitergrofchen Willen und Paläste kauften, die unser ganzes Volk an den jüdischen Bolschewismus verschachern wollten.

Frau Bröger: Da hast du ja nun wieder recht; ganz gemeine Kerle waren darunter. Aber dein Vater, der hat das wirklich so gemeint, der wollte für das Recht der Arbeiter kämpfen, für nichts anderes. . .

Gerda: Und als er schließlich sein Amt niederlegen mußte, wo war da die „Solidarität des Proletariats“, von der er immer redete? Sechs Wochen, nachdem er niederlegte, hatte er keine Arbeit mehr; da konnte er stempeln gehen. Kausgeschmissen haben sie ihn, weil er aufgemuckt hat, weil er zu ehrlich war.

Frau Bröger: Aber Kind, das war doch nur, weil die Fabrik nicht mehr soviel zu tun hatte.

Gerda: Das hat euch alles nur der Onkel Emil vorgeredet. Der ist mir schon der Rechte, der muß es ja wissen, der hat ja im Krieg und auch nachher noch genug gesehen. Der Vater, der konnte vier Jahre im Schützengraben liegen. Onkel Emil hatte das nicht nötig, der wurde Heereslieferant, der konnte ja auch die Schmiegelder bezahlen, daß sie ihn dauernd reklamierten.

Frau Bröger: Jetzt hältst du den Mund! Du hast wohl vergessen, daß Onkel Emil mein Bruder ist, und außerdem hat er uns schon ein paar mal geholfen.

Gerda: Er soll sein schmutziges Geld behalten. Lieber hungern, als Geld von ihm borgen.

2. Auftritt.

(Während Gerda spricht, erscheint Onkel Emil unbemerkt; er hat die letzten Worte gehört.)

Onkel Emil: So, so, lieber hungern! Heute, wo ihr eben ein bißchen Luft schnappen könnt, da redet ihr große Töne. Damals habt ihr aber mein Geld gut gebrauchen können.

Gerda: Wenn ich damals was zu sagen gehabt hätte. . .

Frau Bröger (zu Gerda): Sofort bist du ruhig! (zu Onkel Emil): Du mußt das nicht so nehmen, Emil; sie ist doch noch ein halbes Kind.

Onkel Emil: Jedenfalls brauche ich morgen meine 180 Mark. Ich habe dir damals ja gesagt, daß ich sie nur für kurze Zeit entbehren kann.

Frau Bröger: Das kann doch nicht dein Ernst sein. Wilhelm hat doch erst seit sechs Wochen Arbeit.

Onkel Emil: Na siehst du, das klingt schon ein bißchen anders. Und wie steht's mit dem Jungen, dem Karl? Ist er nun endlich aus dem Wanderklub 'raus?

Gerda: Das ist kein Wanderklub, das ist die Hitlerjugend!

Onkel Emil: Schön — die Hitlerjugend! Ganz, wie du willst. Und nun paß mal gut auf, du kleiner Grünschnabel: Ich lasse euch das Geld, bis der Wilhelm, dein Vater, es abstoßen kann; aber nur unter einer Bedingung: Der Karl, der Junge, meldet sich sofort bei der Hitlerjugend ab. Ich lasse mich nicht anpumpen, damit der Bengel nachher das Geld bei der HJ. verjubelt.

Gerda: Karl verjubelt kein Geld, der gibt jeden Pfennig ab.

Onkel Emil: Wem willst du das vorreden? Mir doch nicht! Ich weiß doch Bescheid, ich kenne den Kummel. Solche Sachen kosten immer Geld, hier mal 'ne Mark, da mal ein paar Groschen.

Gerda: Das Geld verdient er sich extra.

Onkel Emil: Und die zusätzliche Berufsschulung, und die ganzen Vorbereitungen zum Reichsberufswettkampf?

Gerda: Geht dich das schon etwas an? Hast du dich jemals darum bekümmert, was aus dem Jungen werden sollte? Und außerdem: Der Reichsberufswettkampf, der ist für alle Jungarbeiter.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

„Hilf mit!“ erscheint monatlich. Herausgeber: NS Lehrerbund. Hauptschriftleiter und verantwortlich: Erwin Ibing, Berlin. — Druck und Verlag: Verlagsanstalt S. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 21/23, Fernruf: 6 5 (Südring) 6456. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.

Der Jungarbeiter

Laienspiel in einem Aufzug
von Erwin Ibing

Schluß des Laienspiels, dessen erster Teil im Februarheft von „Hilf mit!“ veröffentlicht wurde

Fortsetzung des 2. Auftritts.

Onkel Emil: Na, ich halte nicht viel davon, und wenn dein Vater kommt, dann werde ich mal...

Frau Bröger: Tu mir bloß den Gefallen und sprich nicht mit ihm darüber, wenigstens heute nicht. Es hat in den letzten Tagen schon Krach genug geseht.

3. Auftritt.

(Wilhelm Bröger, der Vater, tritt ein.)

Vater Bröger: Sieh da; Tag, Emil. Besuchst du uns auch mal wieder? Zieh doch den Mantel aus.

Onkel Emil: Laß man; ich will gerade noch auf einen Sprung 'rüber, 'ne Mollle trinken.

Vater Bröger (zu seiner Frau): Ist der Junge noch nicht da?

Frau Bröger: Ich denke, er muß jeden Augenblick kommen.

Vater Bröger: Abend für Abend ist der Bengel fort; das geht nun schon über vier Wochen so.

Onkel Emil: Das verstehst du nicht, Wilhelm, das verstehen wir beide nicht. Karl hat Dienst — weißt du, Dienst! Da hast du gar nichts dreinzureden, und der Onkel Emil schon lange nicht.

Vater Bröger: Das wäre ja noch schöner! Laß den Bengel mir nur nach Hause kommen!

Onkel Emil: Verdorb dir nicht den schönen Abend, Wilhelm; komm' mit 'rüber, ich gebe 'ne Mollle aus, und wir machen noch einen kleinen Schieberramsch.

Vater Bröger: Gut, ich komme mit; du gehst schon 'rüber, ich muß noch auf 'n Sprung zum Alfred. Du kennst ihn doch auch? Er hat im Krieg das eine Bein verloren. Gewiß, er bekommt seine Rente, aber bei vier Kindern ist das ein bißchen knapp, und Arbeit können wir ja nun nicht alle auf einmal bekommen. Heute gab es Löhnung...

Onkel Emil: Und da trägst du gleich deine paar Mark 'rüber zu fremden Leuten?

Vater Bröger: Der Alfred ist mein Kriegskamerad.

Onkel Emil: Und meine hundertachtzig Mark...? Na, erst woll'n wir mal 'ne Mollle nehmen, ich komm nachher noch mit zurück, da reden wir dann noch drüber. (Onkel Emil und Vater Bröger gehen.)

4. Auftritt.

Frau Bröger: Hoffentlich ist der Junge da, wenn der Vater zurückkommt.

Gerda: Ein bißchen lange bleibt er ja.

Karl (eintretend): Heil Hitler! Mutter.

Frau Bröger: Junge, da bist du endlich; wie siehst du nur aus? Dein ganzer Anzug ist ja klitschnaß; was ist denn nur passiert?

Karl: Oh, nichts weiter; der Anzug, der wird schon trocken; ich ziehe mich gleich um. Ist der Vater schon da?

Frau Bröger: Der ist 'nen Augenblick weggegangen.

Karl: Ich muß nachher nun endlich mit ihm reden wegen des Reichsberufswettkampfes; morgen früh ist der letzte Meldetermin.

Frau Bröger: Junge, Junge, das wird doch wieder Krach geben.

Karl: Dann kann ich's auch nicht ändern, jedenfalls will ich mit ihm reden; ich geh' mich umziehen. (Karl verläßt das Zimmer.)

5. Auftritt.

Frau Bröger: Der Junge gibt doch nicht nach.

Gerda: Er hat ganz recht, daß er offen mit dem Vater redet; so kann das doch nicht weitergehen.

(Vater Bröger kommt zurück.)

Frau Bröger: Na, kommst du schon zurück? Ich denke, du wolltest noch zum Emil 'rüber?

Vater Bröger: Ach, der soll sein Bier alleine trinken. Ist der Junge da?

Frau Bröger: Ja, der zieht sich gerade um. Da hast du die Zeitung, und ich mache in der Zeit das Abendbrot.

Vater Bröger: Na ja, denn gib mal her. (Er setzt sich hinter den Tisch; die beiden Frauen verlassen den Raum; Bröger liest.) Schon wieder 180 000 Arbeitslose weniger. Der Hitler ist doch ein Kerl!

6. Auftritt.

Karl (tritt ins Zimmer): Heil Hitler! Vater.

Vater Bröger: 'n Abend. Na, bist du endlich wieder da?

Karl: Ich habe gearbeitet. Sag mal, Vater, ich möchte mal was mit dir besprechen.

Vater Bröger: Was ist denn los?

Karl: Wir haben jetzt wieder Berufswettkampf.

Vater Bröger (legt die Zeitung hin, hebt den Kopf): Na und...?

Karl: Dieses Mal will ich auch mitmachen.

Vater Bröger: Jeden Tag etwas anderes. Sieh lieber zu, daß du dein Gesellenstück ordentlich machst, oder denkst du vielleicht, wenn du im Berufswettkampf einen Preis bekommst, hast du das nicht nötig?

Karl (beherzigt): Aber Vater, das ist doch ganz was anderes. Mein Gesellenstück mache ich natürlich. Der Berufswettkampf, der soll ja doch gar nicht die Gesellenprüfung ersetzen, da sollen wir doch alle mal gegeneinander ausprobieren, was wir gelernt haben.

Vater Bröger: Und ausgerechnet du, ein ganz einfaches Arbeiterkind, du willst da einen Preis kriegen?

Karl: Das ist ja gerade die Sache; es kommt nicht darauf an, ob ich arm oder reich bin, ob mein Vater Straßenfeger oder Regierungsrat ist; wer was kann, der bekommt auch einen Preis.

Vater Bröger: In der Werkstatt kannst du dich auch auszeichnen.

Karl (erbittert): Du willst mich bloß nicht verstehen, Vater, und es kann doch auch nicht jeder bloß an sich denken. Wir haben ein paar Millionen Jungarbeiter in Deutschland, die sollen alle mal ausgerüttelt werden, das sollen Kerle werden.

Vater Bröger: Was werden die schon ausrichten können?

Karl: Viel werden sie ausrichten! Rundherum um Deutschland haben sie Zollmauern aufgerichtet; aber wir müssen ausführen, wir brauchen Devisen, und da muß deutsche Qualitätsarbeit geliefert werden; die kann nur der gelernte Arbeiter fertigbringen.

Vater Bröger: Wo hast du denn das alles her, Junge?

Karl: Das weißt du doch auch, oder soll es uns vielleicht so gehen, wie dem Fritz Naujock, der heute noch als ungelerner Arbeiter 'rumläuft?

Vater Bröger (stemmt die Fäuste auf den Tisch): Du Lausejunge, was weißt du schon von Naujocks Wilhelm und von all den anderen, die im Krieg großgeworden sind, als wir draußen lagen? Die haben gehungert, die waren alle unterernährt und kriegten krumme Knochen von der englischen Krankheit; alle haben sie gehungert, die zu Hause blieben. Und wo sollte der Naujocks Wilhelm was lernen und mit ihm all die andern? Mit den Fortbildungsschulen war das man 'ne faule Sache, das war alles für die Kack, da kümmerte sich keiner so richtig, und hinterher kam die Inflation, und immer mehr wurden arbeitslos; was sollte da der Wilhelm machen? Der Vater geht stempeln, die Mutter liegt krank, der große Bruder ist ein Kriegstrüppel mit zerschossenen Knochen, da muß er Arbeit nehmen, wo er sie kriegt, da muß er als ungelerner Arbeiter gehen, damit die andern nicht verhungern. Also, von dem Wilhelm, da hast du Bengel gar nichts zu reden.

Karl: Siehst du, Vater, das wollen wir ja gerade verhindern, daß es den andern so geht, wie dem Naujocks Wilhelm, und darum bekämpft ja auch der Führer mit allen Mitteln so die Arbeitslosigkeit, und er hat ja auch schon große Erfolge damit erreicht. Wir wollen nicht mehr, daß die Jungen, wenn sie aus der Schule kommen, gleich als ungelernete Arbeiter gehen und ein ganzes Leben lang für ein paar Mark arbeiten. Jeder soll zunächst mal eine richtige Fachausbildung erhalten, richtige Lehrzeit, und er soll auch was dazulernen, seinen Verstand soll er gebrauchen und ausbilden, in die Berufsschule soll er gehen und, wenn er schon mitten in der Ausbildung drin ist, dann gibt es für ihn die zusätzliche Berufsschulung; die ist von der Hitlerjugend und von der Arbeitsfront eingerichtet.

Vater Bröger: Da hast du ja nun wieder recht; mit der Fachausbildung, das ist richtig. Nach dem Kriege da fing es ja schon an mit der Schlußerei, als die Fabriken nur noch ungelernete Arbeiter oder lauter Lehrlinge einstellten! Was da so an Pfscharbeit geleistet wurde, das geht auf keine Kuhhaut. Kein Wunder, wenn keiner mehr die deutsche Ware kaufen wollte. Ganz früher, da gab es doch keinen besseren Facharbeiter als den deutschen, und wenn das wieder in Ordnung käme, das wäre schön.

Karl: Das kommt wieder in Ordnung, Vater, da verlaß dich drauf. Bloß wir müssen alle mithelfen.

Vater Bröger: Und was willst du nun im Berufswettkampf? Wie geht das da überhaupt zu? Das dauert vielleicht Wochen und Monate, wie? Und kosten wird es doch auch was.

Karl: Aber nein, das kostet überhaupt nichts, es ist alles frei, und freigegeben wird mir der Meister ja wohl an dem Tag.

Vater Bröger: Und nachher kommst du zurück und hast die ganze Familie bis auf die Knochen blamiert.

Karl: Ich siege, darauf kannst du dich verlassen.

Vater Bröger: Das kannst du doch jetzt schon behaupten!

Karl: Doch! Wenn die anderen ins Kino gingen, dann war ich in der Berufsschule, oder ich habe geturnt.

Vater Bröger: Was hat denn die Turnerei damit zu tun?

Karl: Wir müssen nicht bloß zeigen, was wir im Handwerk können, und nachher vielleicht noch einen Aufsatz machen — o nein, es kommt noch ein richtiger sportlicher Wettkampf dazu, da freue ich mich am meisten drauf. Und die besten aus dem Kreis, die kommen in den Gau, und die aus dem Gau, die kommen in den Reichswettkampf, und wer da siegt, der marschiiert am 1. Mai mit, und dem gibt der Führer die Hand.

Vater Bröger: Und da denkst du . . .

Karl: Ich siege, Vater! Einmal will ich dabei sein in Berlin und will dem Führer die Hand geben.

7. Auftritt.

Onkel Emil (kommt leicht angetrunken herein): Na Wilhelm, ich denke, wir wollten doch 'ne Rolle trinken?

Vater Bröger: Weißt du, Emil, mir hat das nicht gefallen, daß du mir in die Sache mit dem Alfred dreinreden wolltest.

Onkel Emil: Sieh mal an, also so sieht die Sache aus. Meinem Herrn Schwager paßt das mit einemmal nicht mehr — und weil grade der Karl dabei ist, da woll'n wir denn auch gleich ganze Arbeit machen. Also, wie ist das nun mit dem Jungen, wirst du es ihm nun endlich verbieten, daß er weiter in der Hitlerjugend ist?

Karl: Von dir lasse ich mir . . .

Vater Bröger (hält den Jungen zurück): Halt den Mund, Karl; hier rede ich! Also, Onkel Emil, ob ich meinem Jungen etwas verbiete oder nicht, darüber bestimme ich.

Onkel Emil: Du duldest also, daß der Junge in der HJ. ist?

Vater Bröger: Ich hab' gar nicht nötig, dir Antwort zu geben, aber ich will es dir sagen: Jawohl, der Junge bleibt in der HJ.!

Onkel Emil: Schön, und wie steht's mit meinem Geld?

Vater Bröger: Das zahle ich ab, wie ich's versprochen habe.

Onkel Emil: Nichts zu machen, die acht Wochen sind um. Morgen früh hast du den Gerichtsvollzieher im Haus.

Vater Bröger: Tu was du willst! Kannst auch ruhig meinen Lohn pfänden lassen. Das, was ich für meine Familie brauche, kannst du mir nicht nehmen.

Karl: Was redet ihr hier von Pfändung? Onkel Emil kann sein Geld sofort haben — auf der Stelle!

Vater Bröger: Aber Junge, bist du närrisch? Wir haben doch keine hundertachtzig Mark.

Karl (geht an einen Schrank, reißt ein Fach auf, holt hundertachtzig Mark in Zwanzigmarscheinen heraus): So, Onkel Emil, bitte: zwanzig, vierzig, sechzig, hundert, hundertzwanzig, hundertvierzig, hundertsechzig, hundertachtzig . . .

Vater Bröger: Junge, wo hast du das Geld her?

Onkel Emil: Das möchte ich auch wissen! Hundertachtzig Mark? Wie kommt der Junge zu dem Geld?

Karl: Bitte, Onkel Emil, da sind deine hundertachtzig Mark. Dich geht es gar nichts an, woher ich sie habe — also nimm.

Onkel Emil: Ich werde mich schön hüten. Nachher bin ich mit im Schwindel wegen Hehlerei und so, ich kenne das!

Karl: Wenn du dich weigerst, das Geld zu nehmen, dann lasse ich es für dich hinterlegen, und dann kannst du mit deinem Gerichtsvollzieher baden gehen.

Onkel Emil: Mir scheint, hier ist die Polizei nötiger wie der Gerichtsvollzieher.

8. Auftritt.

(Ein Polizeibeamter betritt das Zimmer.)

Der Polizeibeamte: Heil Hitler! Wohnt hier der Hitlerjunge Karl Bröger?

Karl: Jawohl, der bin ich.

Onkel Emil: Aha, mein Freundchen, jetzt haben wir dich!

Der Polizeibeamte: Ich muß sofort Ihre Personalien aufnotieren. Sie heißen Karl Bröger, wann geboren und wo?

Karl: 6. Juli 1919 in Derendorf.

(Zwei Hitlerjungen stürmen herein.)

Erster Hitlerjunge: Ach, da ist ja schon der Schupo; wir wollten dich gerade holen, Karl.

Karl: Was ist denn eigentlich los?

Zweiter Hitlerjunge: Tu doch nicht so; du hast doch heute das Mädcl aus dem Wasser geholt. Wir sind schon darüber vernommen worden, aber du bist doch eigentlich der Lebensretter, und da will die Polizei dich wohl für die Rettungsmedaille vorschlagen; das muß doch alles gemeldet werden.

Onkel Emil: Wenn ihr euch da mal nicht irrt, ihr jungen Herren. Hier handelt sich's um die hundertachtzig Mark . . .

Der Schupmann: Was für hundertachtzig Mark? Für mich handelt es sich darum, daß der Hitlerjunge Karl Bröger heute gegen Abend ein Schulmädcl mit eigener Lebensgefahr aus dem Fluß gerettet hat. — Und was reden Sie nun von hundertachtzig Mark?

Onkel Emil: Der Junge legt plötzlich hundertachtzig Mark auf den Tisch, und kein Mensch weiß, wo sie herkommen.

Erster Hitlerjunge: Das ist nicht wahr! Wir wissen genau, wo sie her sind.

Onkel Emil: Ach so, ihr drei habt da soon bißchen . . .

(er macht die Handbewegung des „Beforgens“).

Erster Hitlerjunge: Nein, so nicht, mein lieber Herr; beforgt haben die Kriegsschieber — so hinten rum. Dies Geld verdankt der Karl der Hitlerjugend.

Onkel Emil: Seit wann kann man denn da Geld leihen?

Karl: Die Hitlerjugend verleiht kein Geld, aber sie hat etwas, das ist viel mehr wert, das ist der Kameradschaftsgeist; und den hat sie hier bewiesen. Ich habe den Kameraden erzählt, daß du meinen Vater mit den hundertachtzig Mark schikanierst und daß du mich aus der HJ. haben willst, und da haben die Kameraden gesagt, wir wissen einen, der möchte ein Segelflugzeug haben; er will es ordentlich bezahlen; wir werden zusammen ein Segelflugzeug bauen, es dem Mann verkaufen, und das Geld geben wir dem Karl.

Onkel Emil: Und das Material, das Holz und alles, was dazu gehört?

Zweiter Hitlerjunge: Das haben wir uns beforgt.

Onkel Emil: Aha!

Karl: Da ist gar nichts „Aha“ zu sagen. Das ganze Material haben die Eltern meiner Kameraden gestiftet. Siehst du Onkel Emil, das ist die Hitlerjugend, aus der du mich raushaben wolltest! Und wenn du jetzt noch einmal ein Wort gegen die Hitlerjugend sagst, dann hole ich den Schupa.

Vater Bröger: Onkel Emil, hier ist dein Geld, und dort ist die Tür . . .

Onkel Emil: Du zeigst mir die Tür? Das werde ich dir nicht vergessen. (Er rafft das Geld und geht.)

Der Schupo: Na, denn habe ich ja hier auch nichts mehr zu suchen; aber wenigstens gratulieren muß ich doch noch unserm jungen Lebensretter. (Er reißt Karl die Hand.) Also denn Heil Hitler! (Der Polizeibeamte geht.)

Zweiter Hitlerjunge: Warten Sie, wir kommen gleich mit. Heil Hitler!

Vater Bröger: Aber bleibt doch hier, ich muß mich doch noch bei euch bedanken.

Erster Hitlerjunge: Da ist gar nichts zu danken, Herr Bröger; ist schon alles in Ordnung; das haben wir gern getan, weil der Karl so'n echter Kamerad ist.

(Die beiden Hitlerjungen verlassen den Raum.)

9. Auftritt.

Vater Bröger: Junge, Junge, sowas erzählst du deinem Vater erst alles hinterher. Verdienst hundertachtzig Mark, rettetest einem Schulkind das Leben . . .

Karl: Ist ja alles nicht so wichtig, Vater, aber du, weißt du, du bist ja ein Nationalsozialist.

Vater Bröger: Na ja, schließlich sind wir ja keine Kulis mehr, schließlich hat ja auch der Hitler dem deutschen Arbeiter seinen dreckigen Kettel ausgezogen und hat ihm ein Ehrenkleid angetan. Er hat doch gesagt, daß es nur noch einen Adel in Deutschland gäbe, den Adel der Arbeit. Aber das sage ich dir, wenn du Bengel im Reichsberufswettkampf nicht siegst, dann soll dich der Teufel holen! Und dann drückst du dem Führer die Hand von uns allen, und dann sagst du ihm, daß wir alle wissen, wer er ist und was er für uns getan hat. Das sagst du ihm, du Bengel, verstehst du. Und nun geh raus und sag' der Mutter, sie soll das Abendbrot hereindringen.

(E n d e.)

DER JUNGARBEITER

Laienspiel in einem Aufzug von Erwin Ibing

(Wir veröffentlichen das Laienspiel »Der Jungarbeiter« und anschließend im Aprilheft das Sprechchorspiel »Junges Volk« von Heinz Görz. Beide Spiele sind für den Tag der Nationalen Arbeit und den Reichsberufswettkampf bestimmt, der ja am 1. Mai seine Krönung findet. Nähere Spielanweisungen folgen in den nächsten Heften.)

Personen:

Wilhelm Bröger	Arbeiter	
Anna Bröger	seine Frau	
Gerda Bröger	Brögers Kinder	BDM.-Mädel
Karl Bröger	Brögers Kinder	Hitlerjunge
Paul Wehner, Kameraden Karl Brögers		Hitlerjungen
Hans Elke, Kameraden Karl Brögers		Hitlerjungen
Emil Meier (Bruder von Frau Bröger)		Kaufmann

Ort der Handlung ist die Wohnküche bei Brögers. Der Raum muß so eingerichtet sein, daß man ihn nach rechts und links verlassen kann.

1. Auftritt.

(Gerda hantiert in der Küche und summt halblaut ein Lied der HJ. Frau Bröger kommt aufgeregt aus dem Nebenraum.)

Frau Bröger: Ist der Karl noch nicht da?

Gerda: Reg' dich doch nicht gleich auf, Mutter. Er wird gleich hier sein.

Frau Bröger: Wie spät ist es denn?

Gerda: Gleich acht!

Frau Bröger: Mein Gott, gleich acht und um sieben wollte er zurück sein.

Gerda: Was ist schon dabei, wenn er mal eine Stunde länger bleibt. Wahrscheinlich hat der Dienst heute länger gedauert oder... weißt du, Mutter, ich sollte es dir eigentlich nicht sagen, aber es ist schon besser, du weißt es, damit du dich nicht gleich aufregst, wenn er mal länger bleibt.

Frau Bröger: Du machst so eine lange Vorrede, als ob da was nicht in Ordnung wäre.

Gerda: Also, er arbeitet an einer großen Sache.

Frau Bröger: Große Sache? – Was ist das für eine Sache, nun erzähl doch endlich!

Gerda: Mehr hat er mir auch nicht gesagt. Aber sie arbeiten zusammen daran, er und die anderen Jungen aus seiner Gruppe.

Frau Bröger: Immer hat er irgendwas Besonderes vor.

Gerda: Es ist doch wegen dem Reichsberufswettkampf, hat er gesagt. Er will sich dazu Geld verdienen.

Frau Bröger: Und mir hat er gesagt, es kostet nichts, und mit Vater hat er auch noch nicht gesprochen. Du weißt doch, er ist nun mal gegen die HJ.

Gerda: Meinst du er wird ihm nicht erlauben, sich zum Reichsberufswettkampf zu melden?

Frau Bröger: Schwerlich. Onkel Emil war neulich da und hat nur mal so angetippt, da ging Vater schon hoch.

Gerda: Onkel Emil? Na ja, der muß ja immer gegen die HJ. stänkern, der ist überhaupt an dem ganzen Krach schuld...

Frau Bröger: Wie kannst du nur so etwas sagen, Gerda! Wenn Karl nicht m der HJ. wäre...

Gerda: ...und ich nicht im BDM...! Ja, ja, ich weiß schon! Jeden Tag predigt der Vater die alte Leier.

Frau Bröger: Du sollst nicht so über ihn reden, schließlich ist er dein Vater.

Gerda: Ach!... Er soll wenigstens uns in Ruhe lassen, wenn er sich nicht mit der neuen Zeit abfinden kann.

Frau Bröger: Was hat das damit zu tun? Der Karl braucht sich doch nur abzumelden...

Gerda: Die HJ. ist kein Verein, in den man heute eintreten und sich morgen wieder abmelden kann. Wer da drin ist, der gehört mit Leib und Seele dazu, der ist für sein ganzes Leben ein Verschworener.

Frau Bröger: Wie du das wieder sagst! Als ob es in der ganzen Welt nichts anderes gäbe als die HJ. Du mußt dir auch mal etwas Mühe geben, deinen Vater zu verstehen. Der hat nie zu den Radaumachern und Schwätzern gehört. Gewiß, er war damals Funktionär bei den Sozialdemokraten, aber er hat auch nicht für einen Pfennig in seine Tasche gewirtschaftet. Er sagte immer: Dem Arbeiter muß sein Recht werden, dafür trete ich ein.

Gerda: Und wofür ist er eingetreten? Für die Barmats, für Juden, die Kriegsgewinnler, für all die fetten Bonzen, die sich von den Arbeitergroschen Villen und Paläste kauften, die unser ganzes Volk an den jüdischen Bolschewismus verschachern wollten.

Frau Bröger: Da hast du ja nun wieder recht; ganz gemeine Kerle waren darunter. Aber dein Vater, der hat das wirklich so gemeint, der wollte für das Recht der Arbeiter kämpfen, für nichts anderes...

Gerda: Und als er schließlich sein Amt niederlegen mußte, wo war da die »Solidarität des Proletariats«, von der er immer redete? Sechs Wochen, nachdem er niederlegte, hatte er keine Arbeit mehr; da konnte er stempeln gehen. Rausgeschmissen haben sie ihn, weil er aufgemuckt hat, weil er zu ehrlich war.

Frau Bröger: Aber Kind, das war doch nur, weil die Fabrik nicht mehr soviel zu tun hatte.

Gerda: Das hat euch alles nur der Onkel Emil vorgeredet, Der ist mir schon der Rechte, der muß es ja wissen, der hat ja im Krieg und auch nachher noch genug geschoben. Der Vater, der konnte vier Jahre im Schützengraben liegen. Onkel Emil hatte das nicht nötig, der wurde Heereslieferant, der konnte ja auch die Schmiergelder bezahlen, daß sie ihn dauernd reklamierten.

Frau Bröger: Jetzt hältst du den Mund! Du hast wohl vergessen, daß Onkel Emil mein Bruder ist, und außerdem hat er uns schon ein paar mal geholfen.

Gerda: Er soll sein schmutziges Geld behalten. Lieber hungern, als Geld von ihm borgen.

2. Auftritt.

(Während Gerda spricht, erscheint Onkel Emil unbemerkt; er hat die letzten Worte gehört.)

Onkel Emil: So, so, lieber hungern! Heute, wo ihr eben ein bißchen Luft schnappen könnt, da redet ihr große Töne. Damals habt ihr mein Geld gut gebrauchen können.

Gerda: Wenn ich damals was zu sagen gehabt hätte...

Frau Bröger (zu Gerda): Sofort bist du ruhig! **(zu Onkel Emil):** Du mußt das nicht so nehmen, Emil; sie ist doch noch ein halbes Kind.

Onkel Emil: Jedenfalls brauche ich morgen meine 180 Mark. Ich habe dir damals ja gesagt, daß ich sie nur für kurze Zeit entbehren kann.

Frau Bröger: Das kann doch nicht dein Ernst sein. Wilhelm hat doch erst seit sechs Wochen Arbeit.

Onkel Emil: Na siehst du, das klingt schon ein bißchen anders. Und wie steht's mit dem Jungen, dem Karl? Ist er nun endlich aus dem Wanderklub raus?

Gerda: Das ist kein Wanderklub, das ist die Hitlerjugend!

Onkel Emil: Schön – die Hitlerjugend! Ganz, wie du willst. Und nun paß mal gut auf, du kleiner Grünschnabel: Ich lasse euch das Geld, bis der Wilhelm, dein Vater, es abstoßen kann; aber nur

unter einer Bedingung: Der Karl, der Junge, meldet sich sofort bei der Hitlerjugend ab. Ich lasse mich nicht anpumpen, damit der Bengel nachher das Geld bei der HJ. verjubelt.

Gerda: Karl verjubelt kein Geld, der gibt jeden Pfennig ab.

Onkel Emil: Wem willst du das Vorreden? Mir doch nicht! Ich weiß doch Bescheid, ich kenne den Rummel. Solche Sachen kosten immer Geld, hier mal 'ne Mark, da mal ein paar Groschen.

Gerda: Das Geld verdient er sich extra.

Onkel Emil: Und die zusätzliche Berufsschulung, und die ganzen Vorbereitungen zum Reichsberufswettkampf?

Gerda: Geht dich das schon etwas an? Hast du dich jemals darum bekümmert, was aus dem Jungen werden sollte? Und außerdem: Der Reichsberufswettkampf, der ist für alle Jungarbeiter.

(Fortsetzung folgt im nächsten Heft.) [Ende S. 158]

DER JUNGARBEITER

Laienspiel in einem Aufzug von Erwin Ibing

Schluß des Laienspiels, dessen erster Teil im Februarheft von »Hilf mit!« veröffentlicht wurde

Fortsetzung des 2. Auftritts.

Onkel Emil: Na, ich halte nicht viel davon, und wenn dein Vater kommt, dann werde ich mal...

Frau Bröger: Tu mir bloß den Gefallen und sprich nicht mit ihm darüber, wenigstens heute nicht. Es hat in den letzten Tagen schon Krach genug gesetzt.

3. Auftritt.

(Wilhelm Bröger, der Vater, tritt ein.)

Vater Bröger: Sieh da; Tag, Emil. Besuchst du uns auch mal wieder? Zieh doch den Mantel aus.

Onkel Emil: Laß man; ich will gerade noch auf einen Sprung rüber, 'ne Molle trinken.

Vater Bröger (zu feiner Frau): Ist der Junge noch nicht da?

Frau Bröger: Ich denke, er muß jeden Augenblick kommen.

Vater Bröger: Abend für Abend ist der Bengel fort; das geht nun schon über vier Wochen so.

Onkel Emil: Das verstehst du nicht, Wilhelm, das verstehen wir beide nicht. Karl hat Dienst – weißt du, Dienst! Da hast du gar nichts dreinzureden, und der Onkel Emil schon lange nicht.

Vater Bröger: Das wäre ja noch schöner! Laß den Bengel mir nur nach Hause kommen!

Onkel Emil: Verdirt dir nicht den schönen Abend, Wilhelm; komm' mit rüber, ich gebe 'ne Molle aus, und wir machen noch einen kleinen Schieberramsch.

Vater Bröger: Gut, ich komme mit; du gehst schon rüber, ich muß noch auf'n Sprung zum Alfred. Du kennst ihn doch auch? Er hat im Krieg das eine Bein verloren. Gewiß, er bekommt seine Rente, aber bei vier Kindern ist das ein bißchen knapp, und Arbeit können wir ja nun nicht alle auf einmal bekommen. Heute gab es Löhnung...

Onkel Emil: Und da trägst du gleich deine paar Mark rüber zu fremden Leuten?

Vater Bröger: Der Alfred ist mein Kriegskamerad.

Onkel Emil: Und meine hundertachtzig Mark...? Na, erst woll'n wir mal 'ne Molle nehmen, ich komm nachher noch mit zurück, da reden wir dann noch drüber. (Onkel Emil und Vater Bröger gehen.)

4. Auftritt.

Frau Bröger: Hoffentlich ist der Junge da, wenn der Vater zurückkommt.

Gerda: Ein bißchen lange bleibt er ja.

Karl (eintretend): Heil Hitler! Mutter.

Frau Bröger: Junge, da bist du endlich; wie siehst du nur aus? Dein ganzer Anzug ist ja klitschnaß; was ist denn nur passiert?

Karl: Och, nichts weiter; der Anzug, der wird schon trocken; ich ziehe mich gleich um. Ist der Vater schon da?

Frau Bröger: Der ist 'nen Augenblick weggegangen.

Karl: Ich muß nachher nun endlich mit ihm reden wegen des Reichsberufswettkampfes; morgen früh ist der letzte Meldetermin.

Frau Bröger: Junge, Junge, das wird doch wieder Krach geben.

Karl: Dann kann ich's auch nicht ändern, jedenfalls will ich mit ihm reden; ich geh' mich umziehen. (Karl verläßt das Zimmer.)

5. Auftritt.

Frau Bröger: Der Junge gibt doch nicht nach.

Gerda: Er hat ganz recht, daß er offen mit dem Vater redet; so kann das doch nicht weitergehen.

(Vater Bröger kommt zurück.)

Frau Bröger: Na, kommst du schon zurück? Ich denke, du wolltest noch zum Emil rüber?

Vater Bröger: Ach, der soll sein Bier alleine trinken. Ist der Junge da?

Frau Bröger: Ja, der zieht sich gerade um. Da hast du die Zeitung, und ich mache in der Zeit das Abendbrot.

Vater Bröger: Na ja, denn gib mal her. (Er setzt sich hinter den Tisch; die beiden Frauen verlassen den Raum; Bröger liest.)

Schon wieder 180 000 Arbeitslose weniger. Der Hitler ist doch ein Kerl!

6. Auftritt.

Karl (tritt ins Zimmer): Heil Hitler! Vater.

Vater Bröger: 'n Abend. Na, bist du endlich wieder da?

Karl: Ich habe gearbeitet. Sag mal, Vater, ich möchte mal was mit dir besprechen.

Vater Bröger: Was ist denn los?

Karl: Wir haben jetzt wieder Berufswettkampf.

Vater Bröger (legt die Zeitung hin, hebt den Kopf): Na und...?

Karl: Dieses Mal will ich auch mitmachen.

Vater Bröger: Jeden Tag etwas anderes. Sieh lieber zu, daß du dein Gesellenstück ordentlich machst, oder denkst du vielleicht, wenn du im Berufswettkampf einen Preis bekommst, hast du das nicht nötig?

Karl (beherrscht): Aber Vater, das ist doch ganz was anderes. Mein Gesellenstück mache ich natürlich. Der Berufswettkampf, der soll ja doch gar nicht die Gesellenprüfung ersetzen, da sollen wir doch alle mal gegeneinander ausprobieren, was wir gelernt haben.

Vater Bröger: Und ausgerechnet du, ein ganz einfaches Arbeiterkind, du willst da einen Preis kriegen?

Karl: Das ist ja gerade die Sache; es kommt nicht darauf an, ob ich arm oder reich bin, ob mein Vater Straßenfeger oder Regierungsrat ist; wer was kann, der bekommt auch einen Preis.

Vater Bröger: In der Werkstatt kannst du dich auch auszeichnen.

Karl (erbittert): Du willst mich bloß nicht verstehen, Vater, und es kann doch auch nicht jeder bloß an sich denken. Wir haben ein paar Millionen Jungarbeiter in Deutschland, die sollen alle mal ausgerüttelt werden, das sollen Kerle werden.

Vater Bröger: Was werden die schon ausrichten können?

Karl: Viel werden sie ausrichten! Rundherum um Deutschland haben sie Zollmauern aufgerichtet; aber wir müssen ausführen, wir brauchen Devisen, und da muß deutsche Qualitätsarbeit geliefert werden; die kann nur der gelernte Arbeiter fertigmachen.

Vater Bröger: Wo hast du denn das alles her, Junge?

Karl: Das weißt du doch auch, oder soll es uns vielleicht so gehen, wie dem Fritz Naujeck, der heute noch als ungelerner Arbeiter 'rumläuft?

Vater Bröger (stemmt die Fäuste ans den Tisch): Du Lausejunge, was weißt du schon von Naujecks Wilhelm und von all den anderen, die im Krieg großgeworden sind, als wir draußen lagen? Die haben gehungert, die waren alle unterernährt und kriegten krumme Knochen von der englischen Krankheit; alle haben sie gehungert, die zu Hause blieben. Und wo sollte der Naujecks Wilhelm was lernen und mit ihm all die ändern? Mit den Fortbildungsschulen war das man 'ne faule Sache, das war alles für die Katz, da kümmerte sich keiner so richtig, und hinterher kam die Inflation, und immer mehr wurden arbeitslos; was sollte da der Wilhelm machen? Der Vater geht stempeln, die Mutter liegt krank, der große Bruder ist ein Kriegskrüppel mit zerschossenen Knochen, da muß er Arbeit nehmen, wo er sie kriegt, da muß er als ungelerner Arbeiter gehen, damit die andern nicht verhungern. Also, von dem Wilhelm, da hast du Bengel gar nichts zu reden.

Karl: Siehst du, Vater, das wollen wir ja gerade verhindern, daß es den ändern so geht, wie dem Naujecks Wilhelm, und darum bekämpft ja auch der Führer mit allen Mitteln so die Arbeitslosigkeit, und er hat ja auch schon große Erfolge damit erreicht.

Wir wollen nicht mehr, daß die Jungen, wenn sie aus der Schule kommen, gleich als ungelernete Arbeiter gehen und ein ganzes Leben lang für ein paar Mark arbeiten. Jeder soll zunächst mal eine richtige Fachausbildung erhalten, richtige Lehrzeit, und er soll auch was dazulernen, seinen Verstand soll er gebrauchen und ausbilden, in die Berufsschule soll er gehen und, wenn er schon mitten in der Ausbildung drin ist, dann gibt es für ihn die zusätzliche Berufsschulung; die ist von der Hitlerjugend und von der Arbeitsfront eingerichtet.

Vater Bröger: Da hast du ja nun wieder recht; mit der Fachausbildung, das ist richtig. Nach dem Kriege da fing es ja schon an mit der Schluderei, als die Fabriken nur noch ungelernete Arbeiter oder lauter Lehrlinge einstellten! Was da so an Pfuscharbeit geleistet wurde, das geht auf keine Kuhhaut. Kein Wunder, wenn keiner mehr die deutsche Ware kaufen wollte. Ganz früher, da gab es doch keinen besseren Facharbeiter als den deutschen, und wenn das wieder in Ordnung käme, das wäre schön. [Ende S. 168]

Karl: Das kommt wieder in Ordnung, Vater, da verlaß dich drauf. Bloß wir müssen alle mithelfen.

Vater Bröger: Und was willst du nun im Berufswettkampf? Wie geht das da überhaupt zu? Das dauert vielleicht Wochen und Monate, wie? Und kosten wird es doch auch was.

Karl: Aber nein, das kostet überhaupt nichts, es ist alles frei, und freigeben wird mir der Meister ja wohl an dem Tag.

Vater Bröger: Und nachher kommst du zurück und hast die ganze Familie bis auf die Knochen blamiert.

Karl: Ich siege, darauf kannst du dich verlassen.

Vater Bröger: Das kannst du doch nicht jetzt schon behaupten!

Karl: Doch! Wenn die anderen ins Kino gingen, dann war ich in der Berufsschule, oder ich habe geturnt.

Vater Bröger: Was hat denn die Turnerei damit zu tun?

Karl: Wir müssen nicht bloß zeigen, was wir im Handwerk können, und nachher vielleicht noch einen Aufsatz machen – o nein, es kommt noch ein richtiger sportlicher Wettkampf dazu, da freue ich mich am meisten drauf. Und die besten aus dem Kreis, die kommen in den Gau, und die aus dem Gau, die kommen in den Reichswettkampf, und wer da siegt, der marschiert am 1. Mai mit, und dem gibt der Führer die Hand.

Vater Bröger: Und da denkst du...

Karl: Ich siege, Vater! Einmal will ich dabei sein in Berlin und will dem Führer die Hand geben.

7. Auftritt.

Onkel Emil (kommt leicht angetrunken herein): Na Wilhelm, ich denke, wir wollten doch 'ne Molle trinken?

Vater Bröger: Weißt du, Emil, mir hat das nicht gefallen, daß du mir in die Sache mit dem Alfred dreinreden wolltest.

Onkel Emil: Sieh mal an, also so sieht die Sache aus. Meinem Herrn Schwager paßt das mit einemmal nicht mehr – und weil grade der Karl dabei ist, da woll'n wir denn auch gleich ganze Arbeit machen. Also, wie ist das nun mit dem Jungen, wirst du es ihm nun endlich verbieten, daß er weiter in der Hitlerjugend ist?

Karl: Von dir lasse ich mir...

Vater Bröger (hält den Jungen zurück): Halt den Mund, Karl; hier rede ich! Also, Onkel Emil, ob ich meinem Jungen etwas verbiete oder nicht, darüber bestimme ich.

Onkel Emil: Du duldest also, daß der Junge in der HJ ist?

Vater Bröger: Ich hab' gar nicht nötig, dir Antwort zu geben, aber ich will es dir sagen: Jawohl, der Junge bleibt in der HJ!

Onkel Emil: Schön, und wie steht's mit meinem Geld?

Vater Bröger: Das zahle ich ab, wie ich's versprochen habe.

Onkel Emil: Nichts zu machen, die acht Wochen sind um. Morgen früh hast du den Gerichtsvollzieher im Haus.

Vater Bröger: Tu was du willst! Kannst auch ruhig meinen Lohn pfänden lassen. Das, was ich für meine Familie brauche, kannst du mir nicht nehmen.

Karl: Was redet ihr hier von Pfändung? Onkel Emil kann sein Geld sofort haben – auf der Stelle!

Vater Bröger: Aber Junge, bist du närrisch? Wir haben doch keine hundertachtzig Mark.

Karl (geht an einen Schrank, reißt ein Fach auf, holt hundertachtzig Mark in Zwanzigmarkscheinen heraus): So, Onkel Emil, bitte: zwanzig, vierzig, sechzig, hundert, hundertzwanzig, hundertvierzig, hundertsechzig, hundertachtzig...

Vater Bröger: Junge, wo hast du das Geld her?

Onkel Emil: Das möchte ich auch wissen! Hundertachtzig Mark? Wie kommt der Junge zu dem Geld?

Karl: Bitte, Onkel Emil, da sind deine hundertachtzig Mark. Dich geht es gar nichts an, woher ich sie habe – also nimm.

Onkel Emil: Ich werde mich schön hüten. Nachher bin ich mit im Schwindel wegen Hehlerei und so, ich kenne das!

Karl: Wenn du dich weigerst, das Geld zu nehmen, dann lasse ich es für dich hinterlegen, und dann kannst du mit deinem Gerichtsvollzieher baden gehen.

Onkel Emil: Mir scheint, hier ist die Polizei nötiger wie der Gerichtsvollzieher.

8. Auftritt.

(Ein Polizeibeamter betritt das Zimmer.)

Der Polizeibeamte: Heil Hitler! Wohnt hier der Hitlerjunge Karl Bröger?

Karl: Jawohl, der bin ich.

Onkel Emil: Aha, mein Freundchen, jetzt haben wir dich!

Der Polizeibeamte: Ich muß sofort Ihre Personalien aufnotieren. Sie heißen Karl Bröger, wann geboren und wo?

Karl: 6. Juli 1919 in Derendorf.

(Zwei Hitlerjungen stürmen herein.)

Erster Hitlerjunge: Ach, da ist ja schon der Schupo; wir wollten dich gerade holen, Karl.

Karl: Was ist denn eigentlich los?

Zweiter Hitlerjunge: Tu doch nicht so; du hast doch heute das Mädél aus dem Wasser geholt. Wir sind schon darüber vernommen worden, aber du bist doch eigentlich der Lebensretter, und da will die Polizei dich wohl für die Rettungsmedaille vorschlagen; das muß doch alles gemeldet werden.

Onkel Emil: Wenn ihr euch da mal nicht irrt, ihr jungen Herren. Hier handelt sich's um die hundertachtzig Mark...

Der Schutzmann: Was für hundertachtzig Mark? Für mich handelt es sich darum, daß der Hitlerjunge Karl Bröger heute gegen Abend ein Schulmädél mit eigener Lebensgefahr aus dem Fluß gerettet hat. – Und was reden Sie nun von hundertachtzig Mark?

Onkel Emil: Der Junge legt plötzlich hundertachtzig Mark auf den Tisch, und kein Mensch weiß, wo sie herkommen.

Erster Hillerjunge: Das ist nicht wahr! Wir wissen genau, wo sie her sind.

Onkel Emil: Ach so, ihr drei habt da soon bißchen...

(er macht die Handbewegung des »Besorgens«).

Erster Hillerjunge: Nein, so nicht, mein lieber Herr; besorgt haben die Kriegsschieber – so hinten rum. Dies Geld verdankt der Karl der Hitlerjugend.

Onkel Emil: Seit wann kann man denn da Geld leihen?

Karl: Die Hitlerjugend verleiht kein Geld, aber sie hat etwas, das ist viel mehr wert, das ist der Kameradschaftsgeist; und den hat sie

hier bewiesen. Ich habe den Kameraden erzählt, daß du meinen Vater mit den hundertachtzig Mark schikanierst und daß du mich aus der HJ. haben willst, und da haben die Kameraden gesagt, wir wissen einen, der möchte ein Segelflugzeug haben; er will es ordentlich bezahlen; wir werden zusammen ein Segel-flugzeug bauen, es dem Mann verkaufen, und das Geld geben wir dem Karl.

Onkel Emil: Und das Material, das Holz und alles, was dazu gehört?

Zweiter Hillerjunge: Das haben wir uns besorgt.

Onkel Emil: Aha!

Karl: Da ist gar nichts »Aha« zu sagen. Das ganze Material haben die Eltern meiner Kameraden gestiftet. Siehst du Onkel Emil, das ist die Hitlerjugend, aus der du mich raushaben wolltest! Und wenn du jetzt noch einmal ein Wort gegen die Hitlerjugend sagst, dann hole ich den Schupo.

Vater Bröger: Onkel Emil, hier ist dein Geld, und dort ist die Tür...

Onkel Emil: Du zeigst mir die Tür? Das werde ich dir nicht vergessen. (Er rafft das Geld und geht.)

Der Schupo: Na, denn habe ich ja hier auch nichts mehr zu suchen; aber wenigstens gratulieren muß ich doch noch unserm jungen Lebensretter. (Er reicht Karl die Hand.) Also denn Heil Hitler! (Der Polizeibeamte geht.)

Zweiter Hitlerjunge: Warten Sie, wir kommen gleich mit. Heil Hitler!

Vater Bröger: Aber bleibt doch hier, ich muß mich doch noch bei euch bedanken.

Erster Hitlerjunge: Da ist gar nichts zu danken, Herr Bröger; ist schon alles in Ordnung; das haben wir gern getan, weil der Karl so'n echter Kamerad ist.

(Die beiden Hitlerjungen verlassen den Raum.)

9. Auftritt.

Vater Bröger: Junge, Junge, sowas erzählst du deinem Vater erst alles hinterher. Verdienst hundertachtzig Mark, rettetest einem Schulkind das Leben...

Karl: Ist ja alles nicht so wichtig, Vater, aber du, weißt du, du bist ja ein Nationalsozialist.

Vater Bröger: Na ja, schließlich sind wir ja keine Kulis mehr, schließlich hat ja auch der Hitler dem deutschen Arbeiter seinen dreckigen Kittel ausgezogen und hat ihm ein Ehrenkleid angetan. Er hat doch gesagt, daß es nur noch einen Adel in Deutschland gäbe, den Adel der Arbeit. Aber das sage ich dir, wenn du Bengel im Reichsberufswettkampf nicht siegst, dann soll dich der Teufel holen! Und dann drückst du dem Führer die Hand von uns allen, und dann sagst du ihm, daß wir alle wissen, wer er ist und was er für uns getan hat. Das sagst du ihm, du Bengel, verstehst du. Und nun geh raus und sag' der Mutter, sie soll das Abendbrot hereinbringen.

(Ende)

[Ende S. 169]

HINTERGRUND- INFORMATIONEN: REICHSBERUFSWETTKAMPF

Unter dem Titel **Reichsberufswettkampf** wurden im nationalsozialistischen Deutschen Reich von 1934 bis 1939 zentralisierte berufliche Leistungswettbewerbe veranstaltet, an denen Jugendliche aller Berufe und Betriebe teilnehmen konnten. Durchgeführt wurde er von der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in Zusammenarbeit mit der Hitlerjugend (HJ) und dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund. Der Wettbewerb umfasste drei beziehungsweise vier Themenfelder: berufliche Praxis, berufliche Theorie, weltanschauliche Schulung und für Mädchen zusätzlich Hauswirtschaft.

GESCHICHTE

Die Durchführung des Reichsberufswettkampfs wurde Ende 1933 von der Reichsjugendführung, vertreten durch Artur Axmann, und der Deutschen Arbeitsfront unter Robert Ley vereinbart. Axmann übernahm die Leitung des zuständigen Referats der Deutschen Arbeitsfront. Der Wettkampf selbst war keine neue Idee, entsprechende kleinere Wettbewerbe wurden vor 1933 unter dem gleichen oder einem ähnlichen Titel von verschiedenen Berufsverbänden veranstaltet, unter anderem vom Deutschenationalen Handlungsgehilfen-Verband.

Am ersten Reichsberufswettkampf 1934 nahmen etwa 500.000 Jugendliche teil, er stand unter dem Motto: *Von der beruflichen Ertüchtigung des Nachwuchses hängt im Wesentlichen der Erfolg unseres Kampfes um den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft ab.* Bis 1939 stieg die Teilnehmerzahl auf 3,5 Millionen, wobei ab 1938 auch Erwachsene zugelassen wurden.

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde der Wettbewerb ausgesetzt. [...]

DURCHFÜHRUNG

Der Wettbewerb war in circa zwanzig unterschiedliche Fachsparten für Ausbildungsberufe unterteilt, dazu kamen ab 1935 weitere Sparten für studentische Teilnehmer. In den Berufssparten wurden die Vergleiche auf drei Ebenen durchgeführt: Ortswettkampf, Gauwettkampf und Reichswettkampf.

Überprüft wurden im Wettbewerb Fachpraxis und -theorie sowie die weltanschauliche Schulung der Teilnehmer. Teilnehmerinnen mussten zusätzlich ihre hauswirtschaftlichen Fähigkeiten unter Beweis stellen.

Der Sieg auf Gau- oder Reichsebene brachte in der Regel erhebliche berufliche Vorteile und stärkte auch das Ansehen des ausbildenden Betriebs. Besonders ausgezeichnete Sieger wurden in Förderstiftungen aufgenommen, die Reichssieger wurden am 1. Mai Adolf Hitler vorgestellt.

DIE BEDEUTUNG DES REICHSBERUFSWETTKAMPFS

Im Wettbewerb wurden zentrale Interessen der Hitlerjugend und der Deutschen Arbeitsfront gebündelt. Die Hitlerjugend erhielt als Mitveranstalterin eine reichsweite Plattform zur Selbstdarstellung ihrer weltanschaulichen Position und gewann gleichzeitig mit der Deutschen Arbeitsfront einen finanzstarken Verbündeten innerhalb der NSDAP. Der Reichsberufswettkampf war neben dem Reichssportwettkampf die wichtigste außenwirksame Veranstaltung der Hitlerjugend.

»Das Symbol der Bünde war die Fahrt, das Symbol der HJ ist der Reichsberufswettkampf.«

BALDUR VON SCHIRACH: DIE HITLER-JUGEND. BERLIN 1934

Für die Deutsche Arbeitsfront bot der Reichsberufswettkampf vor allem die Möglichkeit, den Ausbildungsstand der Teilnehmenden zu vereinheitlichen und zentral zu überprüfen. Auf Betriebe mit unterdurchschnittlichen Leistungen im Wettbewerb wurde deshalb Druck ausgeübt, im Extremfall wurde die Ausbildungserlaubnis entzogen.



[Teilnahmeurkunde am Reichsberufswettkampf 1939]

Quelle: <http://de.wikipedia.org/wiki/Reichsberufswettkampf> zuletzt eingesehen am 6.3.2015.

Anmerkung zu Wikipedia als Quelle: Es empfiehlt sich sicherlich nicht, immer und womöglich nur Wikipedia als Quelle zu nutzen, allerdings sind viele Artikel wirklich gut recherchiert. Eine kritische Aufmerksamkeit ist aber sicherlich gefragt, etwas, das letztlich aber auch für Bücher und andere Quellen gilt.

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG

II. THEMENANGEBOTE

THEMENANGEBOT 10:

JUDENFEINDSCHAFT
ALS »ANTIKAPITALISMUS«:
KERNSTÜCK
DER NS-IDEOLOGIE

INHALT

1. *EINSTIEG INS THEMA*
2. *FRAGEN- UND DISKUSSIONSANREGUNGEN*
3. *»MIETSKASERNE IRGENDWO«
(8. FORTSETZUNG, HILF MIT!, JULI 1937)*
4. *HINTERGRUNDINFORMATIONEN*

EINSTIEG INS THEMA

ZUM FORTSETZUNGSROMAN »MIETSKASERNEN IRGENDWO«

Im Mittelpunkt des in elf Artikel erschienenen Fortsetzungsromans »Mietskasernen nirgendwo«, der zunächst in der Schülerzeitschrift »Hilf mit!« von November 1936 bis September 1936 unter dem Pseudonym Peter Osten erschien¹, steht die Entwicklung des Schülers Hans, der zunächst in der kommunistischen Jugend seine Perspektive sieht, sich dann jedoch langsam, Schritt für Schritt, an der Hitler-Jugend orientiert, bevor er dann deren begeistertes Mitglied wird.

Eine Besonderheit dieser Geschichte in »Hilf mit!« ist die geschickte Verknüpfung der zeitgeschichtlichen Darstellung der Endphase der Weimarer Republik, bei der immer wieder reale historische Ereignisse in die Erzählung eingebunden werden, mit der persönlichen Entwicklung des jungen Schülers Hans. Der Autor schildert gerade zu Beginn recht detailliert, welche Überlegungen und Gefühle Hans dazu bewegen, sich von einem Sympathisanten der KPD zu einem engagierten Mitglied der Hitler-Jugend und Anhänger der NS-Bewegung zu entwickeln. Das Bemühen des Verfassers ist es, diesen Prozess gerade zu Beginn der Erzählung nachvollziehbar zu machen und glaubwürdig zu gestalten. Diese Entwicklung wird vor allem in den ersten vier Folgen beschrieben.

Ab der fünften Folge ist dann klar, dass Hans nicht nur Anhänger der NS-Bewegung wird, sondern dass er als Aktivist direkt an der Propaganda, den Beschimpfungen und den Schlägereien im Kollektiv mit den anderen HJ-Jungen teilnimmt. Diese Teilnahme wird vom Verfasser als großartig und heldenhaft dargestellt, wobei es nicht um Hans allein, sondern um die ganze HJ geht. Gerade die letzten Folgen dieser Serie wandeln sich mehr und mehr aus einer persönlichen Darstellung zu einem typischen NS-Propagandaartikel für Jugendliche. Im Verlauf der Artikel-Serie spielen dann die individuellen Überlegungen von Hans und seine familiären und beruflichen Probleme eine immer geringere Rolle – seine Erlebnisse decken sich stattdessen weitgehend mit den Erlebnissen der anderen, in den Fortsetzungsroman eingeführten, HJ-Jungen. Diese Entpersonalisierung läuft unterschwellig und bekräftigt dennoch die NS-Forderung: »Du bist nichts, dein Volk ist alles.«

Die Hauptfigur, mit der sich die Jugendlichen identifizieren sollen, ist *Hans*, der – zunächst als Schüler, dann als Lehrling – allein bei seiner liebevollen, armen und ängstlichen Mutter wohnt, die er im Zweifel auch belügt, um sie nicht zu ängstigen. Der Vater ist im Krieg gefallen. Er war Kriegsfreiwilliger.

In dem in diesem zur Analyse beigefügten Artikel gehört Hans der NS-Bewegung bereits an. Hier werden unter anderem judenfeindliche Ausschreitungen beschrieben. Aber auch die anderen Teile

1 Der Autor hieß eigentlich Heinz Görz (24.12.1916–30.9.2014), verwendete laut Katalog der Deutschen Nationalbibliothek aber auch folgende Pseudonyme: Heinrich Görz; Werner Baumann; Percy Flax; Harald Harden; Alex Nagibh-Rat; Alex Nagib-Rath; Peter Osten und H. Görz. Die elf Artikel des Fortsetzungsromans »Mietskasernen irgendwo« erschienen später als Jugendroman in Buchform ebenfalls unter dem Namen Peter Osten: Osten, P. (1940): Junge Rebellen – Ein Erlebnisbericht deutscher Jugend. Berlin. Er war aber auch Autor zahlreicher anderer Schriften – auch nach 1945. Als früheste seiner Publikationen ist im Katalog der DNB eine Art Gedenkbuch für »gefallene« HJ-Führer mit dem Titel »Unsterbliche Gefolgschaft« (Berlin 1936) verzeichnet. 1941 erschien seine Artikelserie »Till ist wieder im Lande« in der »Hilf mit!«, die unter diesem Titel auch als Buch (Berlin 1941) veröffentlicht wurde. Nach 1945 veröffentlichte dieser Nazi-Hetzer und extreme Judenfeind als wäre nichts gewesen diverse Bücher, darunter auch einige für Kinder und Jugendliche, wie »Gesellschaftsspiele für drinnen und draußen« (letzte Auflage 1995) oder »Betthupferl: 365 Geschichten zur guten Nacht« (1. Aufl.: Bd. 1, Graz 1962, Bd. 2, Graz 1965, 9. Aufl. 1977), hinzukommen viele Reisebücher, wie »Urlaub auf Mallorca«, »Urlaubsziel Côte d'Azur«, Ratgeber und Witzbücher. 1959 gestaltetet Heinz Görz dann das Buch von John W. Eppler, »Rommel ruft Kairo – Aus dem Tagebuch eines Spions. Nach Gesprächen, Tagebuchnotizen und zeitgenössischen Berichten«. Unter dem Pseudonym Harald Harden veröffentlichte er 1962 »Lockspitzel Asew: Geschichte eines Verräters«. Insgesamt verzeichnet die Deutsche Nationalbibliothek 136 Titel, zahlreiche Bücher wurden mehrfach aufgelegt.

des Fortsetzungsromans enthalten diverse antisemitische Äußerungen. Im Folgend wird ein kurzer Überblick über die verschiedenen Denkfiguren und ihre Funktion in der Erzählung gegeben. (Detaillierte Informationen sowie der gesamte Fortsetzungsroman sind in Teil III. »Vertiefungen« dieser Materialien-Sammlung zu finden.)

DER »JOKER«: DIE ARBEITERBEWEGUNG »VON JUDEN VERHETZT«

Die judenfeindliche Grundausrichtung des Fortsetzungsromans, die zunächst mit einer Andeutung, dann immer stärker und schärfer eingeführt wird und am Ende der Geschichte in eigenständigen judenfeindlichen Handlungen von Hans endet, hat offenbar eine dreifache Funktion.

Als erstes richtet sie sich gegen die Juden, gegen die jüdische Bevölkerung. Sie ist als erstes und am stärksten betroffen. Der Fortsetzungsroman klammert diesen Gesichtspunkt in seiner Erzählung weitgehend aus. Jüdische Jugendliche kommen gar nicht vor, auch die jüdische Bevölkerung wird reduziert auf einige wenige: als reiche Juden dargestellte Personen einerseits und auf den damaligen SPD-Polizeipräsident Bernhard Weiß, der als Jude identifiziert und als »Jude Isidor« diffamiert und lächerlich gemacht wird, andererseits.

Eine zweite Funktion der judenfeindlichen Hetze ist eine nach innen gerichtete, stabilisierende Wirkung für die NS-Bewegung. Es gehört, wie insbesondere das Ende des Fortsetzungsromans zeigt, zu den Gruppendynamischen Merkmalen, dass sich gerade auch Jugendliche, einmal in die NS-Bewegung aufgenommen, nicht nur durch Schlägereien, sondern auch durch Hetze und Verächtlichmachung der jüdischen Bevölkerung beweisen konnten, wollten und – wohl auch ein Stück weit durch die Gesamtatmosphäre bedingt – mussten, um anerkannt zu werden.

Als drittes richtete sich die Judenfeindschaft durchaus auch gezielt gegen die Arbeiterbewegung. Dieser Gesichtspunkt ist in diesem Fortsetzungsroman von besonderer Bedeutung und verbindet zwei eigentlich widersprüchlich erscheinende Argumentationsweisen, denn es geht gegen die Reichen, die zusehends als jüdisch deklariert werden, aber gleichzeitig sind es angeblich auch Juden, die die Arbeiterbewegung anführen. Der Widerspruch lässt sich dabei nur durch die Idee der »Volksgemeinschaft« übertünchen, denn in beiden Fällen seien es Juden, die gegen diese vorgingen, sei es durch die Spaltung des »deutschen Volkes« durch den Klassenkampf oder durch dessen Ausnutzung als eigennützige Kapitalisten, Spekulanten etc.

So wird einerseits das Klischee vom »reichen Juden« ausgepackt, dabei ist auch die Rede vom sogenannten »Börsenkapital« oder von »jüdischen Warenhäuser«, um so die Argumentationsfigur der Arbeiterbewegung gegen das Kapital bzw. gegen die Reichen zu imitieren, ihr aber sofort die Spitze zu brechen, und mit ihrer Judenfeindschaft dennoch die Idee der »Volksgemeinschaft« zu propagieren. An die Stelle des Klassenkampfes tritt hier der rassistisch begründete Kampf gegen die jüdische Bevölkerung.

Im Mittelpunkt dieses Fortsetzungsromans steht aber die Behauptung, dass große Teile der von der KPD, der SPD und der Gewerkschaftsbewegung geführten deutschen Arbeiterschaft von gewissenlosen Juden verhetzt worden seien. In der Erzählung taucht diese Denkfigur verschiedentlich auf.

Zunächst wird, als Hans noch Anhänger der KPD ist, ganz nebenbei berichtet, dass ein »Genosse Löwy« (November 1936, S. 52)² auf einer KPD-Versammlung das große Wort führte. Es wird hier

2 Alle Quellenangaben in diesem Text beziehen sich auf verschiedene Teile des Fortsetzungsromans »Mietskasernen irgendwo« und sind alle in der Zeitschrift »Hilf mit!« erschienen.

nicht erwähnt, dass es sich um einen bekannten jüdischen Namen handelt; das wird unausgesprochen stehengelassen und möglicherweise als bekannt vorausgesetzt.

Doch der Ton ändert sich im Verlauf des Fortsetzungsromans erheblich. Bei Auseinandersetzungen der KPD mit aufmarschierenden NS-Anhängern, wird der KPD die Parole »Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft« (Januar 1937, S. 115) in den Mund gelegt, über die es heißt, dass »die jüdischen Hetzer im Karl-Liebknecht-Haus« (Januar 1937, S. 115), also die Funktionäre der KPD, sie erfunden hätten.

Die Tatsache, dass sich nun Arbeiter gegen Arbeiter in Straßenkämpfen verwickeln, wird mit derselben Argumentationsfigur erklärt: »Und warum? Weil die jüdischen Hetzer aus dem Karl-Liebknecht-Haus ihnen den Befehl gegeben haben« (Februar 1937, S. 150).

Auch das Eingreifen der Schupo, der Polizei, die NS-Demonstrationen auseinanderprügelt, wird auf diese Weise erklärt »Das liegt zwar nicht an den einzelnen Schupos, denn die erfüllen nur ihre Pflicht, die ein Jude, genannt Isidor, von ihnen verlangt« (März 1937, S. 181)³.

Auf diese Weise hat der Fortsetzungsroman vorbereitet, dass der Kampf der NS-Bewegung gegen die Arbeiterbewegung wie selbstverständlich vor allem auch dadurch geführt wird, dass die sogenannten »jüdischen Hetzer« als Führer der Arbeiterbewegung immer hemmungsloser beschimpft und verächtlich gemacht werden und dass die Judenhetze einen immer größeren Stellenwert einnimmt. Auch auf die Frage, wie es komme, dass »jüdische Hetzer« in der Arbeiterbewegung tätig seien, wird zumindest eine erste oberflächliche Antwort gegeben:

Mit Schlagwörtern wie: »für die Armen gegen die Reichen« hätten »die jüdischen Führer im Auftrage der roten Internationale den deutschen Arbeiter gegen seine Volksgenossen zum Klassenkampf« (Mai 1937, S. 243) aufgerufen.

Auch dieser Mechanismus ist im Grunde sehr einfach und richtet sich gegebenenfalls auch gegen Nicht-Juden: Es sind, so die NS-Lesart, keine wirklichen Deutschen, sondern Agenten, die im Auftrag einer internationalen Organisation ihre Aufreizung zum Klassenkampf betreiben, um Deutschland zu schwächen, und um so viel leichter die Macht übernehmen zu können. Schon etwa 80 Jahre vorher hatte Heinrich Heine diesen Mechanismus des deutschen Nationalismus charakterisiert. In seiner »Erinnerung an Krähwinkels Schreckenstage« (1854) schrieb er:

*»Ausländer, Fremde, sind es meist
die unter uns gesät den Geist
der Rebellion. Dergleichen Sünder
Gottlob! sind selten Landeskinder«*

DIESER TEXT BASIERT AUF EINEM AUSZUG AUS:

ORTMEYER, BENJAMIN / RHEIN, KATHARINA: *NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung*. Weinheim und Basel 2015, S. 149-150.

3 Das schließt nicht aus, dass nicht doch auch Hass auf die Schupos gepredigt wird: »Die Schupo schlägt Männer, Frauen, Jungen und Mädchen nieder, die das Deutschland-Lied singen? [...] Solche feigen Lumpen, solch ein Gesindel, lässt sich von einem schmutzigen Juden, wie dem Isidor Weiß, den Befehl geben, auf das eigene Volk zu schießen« (Juni 1937, S. 279f.); vgl. hierzu auch die bössartigen Lieder der kurzzeitig verhafteten SA- und der HJ-Mitglieder gegen den »Jude[n] Bernhard Weiß«, den damaligen sozialdemokratischen Polizeipräsidenten von Berlin (Juli 1937, S. 312).

FRAGEN UND DISKUSSIONSANREGUNGEN

ZUM FORTSETZUNGSROMAN »MIETSKASERNE IRGENDWO«

Der Fortsetzungsroman »Mietskaserne irgendwo« wurde in insgesamt 11 Teilen in der »Hilf mit!« abgedruckt. Die Geschichte handelt von Hans, einem Jungen, der zu Beginn noch Anhänger der KPD ist, sich aber im Verlauf der Geschichte zu einem Anhänger der Hitler-Jugend entwickelt.

In der 8. Fortsetzung kommt es zu judenfeindlichen Ausschreitungen auf dem Berliner Kurfürstendamm, an denen sich Hans beteiligt.

- Wie werden Anhänger von KPD und SPD dargestellt? Welches Bild wird in diesem Artikel von Juden erzeugt? Wie werden die sogenannten »Berliner« dargestellt? Welchen Eindruck erhält man von den Anhängern der NS-Bewegung?
- Welche rhetorischen Mittel werden eingesetzt?
- Der Artikel basiert zwar auf historischen Ereignissen, diese sind jedoch aus Perspektive eines überzeugten NS-Anhängers beschrieben, daher ist es sinnvoll, die Hintergrundinformationen bei der Analyse zu berücksichtigen.

WEITERE PUNKTE

HINWEIS:
DER ROMAN WIRD VOLLSTÄNDIG IN DER
ZWEITEN VERTIEFUNG BEHANDELT!

Mietskasernen irgendwo

Erlebnis einer Jugend / Peter Osten

8. Fortsetzung

Es ist nicht leicht, im Büro Dienst zu machen. Manchen Tag sitzt Hans todmüde an seinem Schreibpult und muß sich gewalttätig zusammenreißen. Es ist ja auch zu viel. Jeden Tag muß er zu Versammlungen: Raum hat er das Büro verlassen und zu Hause schnell ein paar Happen gegessen, dann preißt auch schon Jochen auf dem Hofe.

„Es ist höchste Zeit. Ich muß wieder los“, sagt er dann zu seiner Mutter, die ihn nur still und oft ängstlich anschaut. Er macht ihr ja in der letzten Zeit auch viel Sorgen. Seine gesunde Gesichtsfarbe ist längst nicht mehr. Müde, manchmal fiebrig, stehen seine Augen aus dem blassen, angespannten Gesicht.

Erst neulich hat er sich zu Tode erschrocken, als er sich selbst im Spiegel sah.

Aber was soll er tun?

Der Dienst bei der HJ. muß sein. Die Bewegung braucht jeden ihrer Leute.

Keiner darf da fehlen.

Und so geht das nun schon wochen-, monatelang.

Wann ist endlich einmal Ruhe?

Hans spürt heute im Büro zum ersten Male richtig, wie mitgenommen er ist. Es war eben doch zu viel. Die Zeit war zu lang. September, Oktober, November, Dezember, Januar und jetzt noch Februar.

Gott sei Dank, daß bald Schluß ist. Länger hielt er es nicht mehr aus.

Wieder reißt sich Hans Gersdorf aus seinen Gedanken hoch. Und sein Bleistift gleitet zahlenaddierend im Kontobuch auf und ab.

Denn auch im Geschäft will Hans seine Pflicht treu und ordentlich erfüllen.

Das hat er seiner Mutter fest versprochen und will es auch halten.

*

In Zehntausenden von Versammlungen trommelt die Partei und ruft das Volk auf gegen die innerlich längst zusammengebrochene Politik des Reichstanzlers und Zentrumsmannes Dr. Brüning.

Der gesamte Kampf der Bewegung richtet sich gegen diesen einen Mann, der für sie der alleinige Vertreter einer Regierung ist, die das Volk nur immer tiefer und tiefer in Elend und Not geraten läßt.

Doch auch die Gegner legen ihre Hände nicht müßig in den Schoß. Schließlich beherrschen sie ja den gesamten preußischen und deutschen Verwaltungsapparat. Sie besitzen die Staats- und Regierungsgewalt und sehen nunmehr alle Kraft ein, den Nationalsozialismus in die Knie zu zwingen.

Harte Ausnahmestimmungen treffen die Bewegung. Zeitungs- und Zeitschriftenverbote erfolgen nach Willkür, Versammlungen und Aufmärsche werden in letzter Minute verboten, wo sie aber stattfinden, werden sie aufs kleinlichste überwacht.

Die gegnerischen politischen Verbände der KPD und SPD. greifen zu den blutigsten Terrormitteln. Überfälle auf SA-Männer, Hitlerjungen oder Zivilpersonen, die nationalsozialistisch verdächtig scheinen, sind an der Tagesordnung.

Die Regierung aber und ihre Polizei sehen diesem Treiben untätig zu, und mehr als einmal hat es den Anschein, als wenn sie es sogar fördern.

Der preußische Innenminister Severing bezeichnet die Überfallkommandos der KPD. als „politische Kinderchen“ und will damit deren verbrecherische Taten als harmlos und nichtig abtun. Bei seinen roten und rosaroten Parteifreunden drückt er beide Augen zu, um sie nachher um so größer aufzureißen, wenn etwa gar die Nationalsozialisten irgendwo einmal über die Stränge geschlagen haben.

Der größte Teil der deutschen Zeitungen wird von jüdischen Redakteuren gemacht, die ihrerseits keinen Tag vergehen lassen, ohne nicht gegen die nationalsozialistische Bewegung in offener oder getarnter Art und Weise vorzugehen.

Das wissen die deutsch denkenden Berliner und ihr ganzer Haß, ihre ganze Wut entladet sich eines Tages auf dem Kurfürstendamm. Es ist der jüdische Neujahrstag und die Juden begehnen ihn in mehr oder weniger aufdringlicher Form. Sie müssen einfach jeden anwidern, der sie mauschelnd und prahlend, überheblich und unverschämt in den Vorgärten der Kaffeehäuser und Restaurants sitzen sieht. Während sich in den Vororten und Industrieteilen der Stadt die Not und Sorge vergrößern, während Hunger und Leid in die Arbeiterfamilien einziehen, sitzen sie und ihre Helfershelfer in den sogenannten vornehmen Restaurationen und scheuen sich nicht, öffentlich mit ihrem Gelde zu prahlen.

Gewiß, es sind nicht die Juden allein, sondern leider auch viele, die sich als Christen bezeichnen und im Grunde genommen doch nur weiße Juden sind. Es sind Deutsche, die den Namen deutsch nicht verdienen, weil sie damit Schindluder treiben und aus der Not ihres Volkes nur Nutzen und Gewinn ziehen.

Und nun am Neujahrstag dieser Juden und ihrer Gesinnungsfreunde, deren höchster Gott nach Karl Marx nur das Geld ist, da tocht die Wut der Berliner über und sie vergessen einmal alle Disziplin und Ordnung. So kommt es, daß die hervorragendsten Vertreter des „auserwählten Volkes“ hier und da ein paar handfeste Ohrfeigen erhalten, wobei ihnen die immer freundlich lächelnden und höflichen Berliner ein fröhliches „Profit Neujahr“ zurufen, was allerdings meistens nicht beantwortet wird. Das hat aber auch niemand von ihnen erwartet.

Als die ersten Polizeiüberfallwagen ankommen, ist die Festlichkeit schon vorüber und nur noch hier und da stehen einzelne Menschenhaufen in erregter Unterhaltung.

Unter ihnen natürlich auch Hans und sein Freund Jochen. Ihre Gruppe hatte den Vorteil, sofort als erste von der Polizei umzingelt zu werden. Ein wilderregter Polizeioffizier schreit ihnen ein lautes: „Sie sind verhaftet!“ entgegen, worauf ihm ein biederer SA-Mann nur antworten kann: „Det sehn wa, Herr Wachmeister!“

Doch dem scheint nicht zum Spaß zumute zu sein. Ein Befehl an sein Kommando und schon prügeln die wie die Besessenen auf die Menschen los und jagen sie auf ihren Überfallwagen. „Jeder einmal auf la“, lacht Jochen. Und da hat er recht, denn es gehört nun einmal zum Brauchtum der Berliner SA., daß nur der voll anerkannt wird, der mindestens eine Nacht in den Arreststuben des roten Polizeipräsidiums am Alexanderplatz verbracht hat. Eine Menge von ihnen können beinahe dort



In solchen Elendswohnungen hausen deutsche Arbeiter. Da stehen die Männer gegeneinander, die Rot-Front — die Satenkreu, bald aber wird Hitler siegen

Subtiläum feiern. Das zehnte oder fünfundzwanzigste Mal, vielleicht auch noch höher, aber das ist ja auch egal.

So ganz wohl ist Hans nicht, denn wenn die Polizei ihn länger als zehn Stunden in ihr Gewahrsam nimmt, dann kommt er morgen zu spät ins Geschäft. Es würde einen heillosen Staub aufwirbeln. Wer weiß, was daraus noch entstehen könnte.

Nun, es läßt sich ja leider nicht mehr ändern. Als die anderen Flitzer auch die nötigen Ladungen aufgenommen haben, geht es in rascher Fahrt dem „St.-Bernhard-Hospiz“, so nennen die Berliner Nationalsozialisten das Polizeigefängnis, entgegen.

Die Gruppe, der auch Hans und Jochen angehören, besteht aus zehn Leuten. Sie werden alle in eine Gemeinschaftszelle gesperrt. Was nun tun?

Was aber tut der Deutsche, wenn er Langeweile hat? Er singt. Und so beginnen auch sie zu singen. Es sind nicht immer die schönsten Lieder, die sie dabei gegen die Zellenwände schmettern. Selbstverständlich ist auch das schöne und beliebte „Fidorlied“ dabei.

Und so singt dann auch unsere Gruppe es froh hinaus:

Der mächtigste König von Groß-Berlin
Ist der Jude Bernhard Weiß;
Der Nazihauptmann Dr. Goebbels macht
Ihm stündlich die Hölle heiß.
Und die eigne Polizei verprügelt ihn schon,
Daß man's hört bis zum Brandenburger Tor.
Er nennt sich Dr. Bernhard Weiß
Und bleibt doch der Fidor.

Raum ist diese erste Strophe richtig verklungen und die nächsten noch besseren sollen steigen, da stürzen zwei Schupos in die Zelle und schreien gummitnüppelschwingend: „Singen ist hier verboten.“

„Na ja, ist ja gut“, lachen sie ein paar an, „aber deswegen brauchen Sie sich ja nicht so aufzupusten. Wenn wir Ihnen hier nicht mehr passen, können Sie uns ja rauschmeißen.“ Böse knurrend ziehen sich die Schupos zurück. Mit diesen Berliner SA-Leuten ist nichts anzufangen. Angst haben die anscheinend überhaupt nicht, und Hochachtung vor ihnen, als Vertretern der Polizei, erst recht nicht. Diese Burschen haben dauernd Humor, auch wenn sie sich in der heikelsten Lage befinden. Daraus soll einer nun schlau werden!

*

Aber wenn die eingesperrten Nationalsozialisten auch noch so guter Dinge zu sein scheinen, ein bißchen mulmig ist ihnen doch, denn erstens wissen sie überhaupt nicht, weshalb sie eingesperrt sind, zweitens wissen sie nicht, wann sie herauskommen werden und dann, was viel schlimmer ist, weiß niemand, wo sie eigentlich sind. Zu Hause warten Väter, Mütter und Frauen auf sie und ängstigen sich. Für die Familienangehörigen ist dieses ungewisse Warten oft schlimmer als für die Eingesperrten, weil sie niemals Bescheid wissen.

So überlegen auch die zehn in ihrer Zelle, wie sie ihren Eltern, Frauen und Bräuten Bescheid zukommen lassen könnten, damit die wissen, wo sie sich eigentlich befänden. Wie lange sie hier eingesperrt bleiben, das beunruhigt sie eigentlich weniger, denn sie alle sind außer Hans arbeitslos. Da kommt es auf eine Stunde mehr oder weniger gar nicht an.

Die beiden Freunde sitzen auf der harten Holzpritsche nebeneinander und grübeln ebenfalls, wie sie Nachricht nach Hause senden können. „Es ist ja alles halb so schlimm“, meint Hans, „wenn ich nur nicht morgens zur Arbeit müßte. Wenn die im Büro erfahren, daß ich eingesperrt war und noch dazu als Nationalsozialist, dann ist es aus mit meiner Stellung, und ich muß ebenfalls stempeln gehen.“

Da mischt sich schon tröstend ein SA-Mann ins Gespräch. „Nun hab' man keine Bange nich, es wird schon alles gut gehen.“ Dann winkt er die anderen alle heran und teilt ihnen eine Idee mit, die den anderen hellen Jubel und Freude entlockt. Natürlich in gedämpfter Form, denn wenn sie laut wären, würde es der Wachhabende auf dem Gang merken und sich sofort darum kümmern, was denn die eingesperrten Nazis da für Geheimnisse hätten.

„Also hört mal her“, flüstert der SA-Mann, „und paßt einmal richtig auf. Wir müssen unbedingt unsere Angehörigen benachrichtigen. Das können wir aber nur, wenn wir der Polizei einen Streich spielen und ihr Theater vormachen. Ich kann mich wunderbar verstellen und so tun, als hätte ich epileptische Krämpfe. Das werde ich jetzt machen. Vorher gebt mir ihr alle eure Adressen und sowie ich hier herauskomme, laufe ich ab zum

Sturm und zur Partei und sage Bescheid. Die können dann euren Familien Nachricht zukommen lassen.“ Beruhigend klopfert er Hans auf die Schulter und sagt: „Und du, mein Junge, kommst mit und zwar, weil du der einzige bist, der weiß, wo ich wohne. Ihr anderen hier dürft mich überhaupt nicht kennen und müßt den Schupos dann erzählen, daß ich durch einen reinen Zufall in eure Gruppe geraten wäre.“ Die nickten, schmunzeln und sagen nur eins: „Geht in Ordnung.“

Wenige Minuten später hallt die Zelle wider von Geschrei und Klagen eines Menschen, der plötzlich einen Anfall bekommen hat. Sofort aber hämmern auch die anderen in der Zelle mit den Fäusten gegen die eiserne Tür, bis schließlich aufgeregt zwei Wachtmeister herbeigestürzt kommen.

„Was ist denn los, was soll dieser Lärm.“

Wütend erklären die Männer in der Zelle, daß es eine Unverschämtheit wäre, einen kranken Menschen einzusperren und dann noch dazu in eine Zelle mit neun anderen, die gesund seien.

Ratlos stehen die Schupos vor dem auf der Erde sich krümmenden Mann und wissen nicht, was sie anfangen sollen. Nach einer Weile rufen sie einen Offizier herbei. Der fragt sofort knapp und kurz: „Kennt jemand hier in dieser Zelle diesen Mann?“ Hans tritt vor und wird von ihm von oben bis unten gemustert.

„Was ist mit ihm“, fragt der Schupo-Offizier weiter. Hans zuckt die Schultern und meint dann: „So oft, wie ich dies erlebt habe, konnte ihm nur seine Frau helfen, die hat da irgend so ein Geheimmittel, so'n Kräutersaft. Der tut ihm gut.“

Eine Weile noch steht der Offizier überlegend da, guckt auf den angeblich Kranken nieder, der leise wimmernd auf dem Boden hockt und sagt zu Hans: „Bringen Sie den Mann sofort nach Hause. Aber vorher müssen wir die Personalien von Ihnen beiden aufnehmen.“

So geschieht es, daß die beiden Nationalsozialisten mit einem Polizeiauto bis vor die Haustür des Scheinkranken gefahren werden. Mühselig stützt sich der SA-Mann auf die Schulter des Hitlerjungen und dann schleppen sich beide in den Hausflur. Aufatmend gibt der Schuposchoßför wieder Gas und verschwindet. Er hat seine Pflicht getan und seine Vorgesetzten haben durch diesen Kranken keine Unannehmlichkeiten.

Die beiden Nazis aber machen noch auf dem ersten Treppenaufsatz kehrt und eilen dann so schnell es nur irgend geht ins Sturm- und Parteilokal, um hier die Nachricht der Verhafteten abzugeben.

Wieder ist der Polizei des Dr. Bernhard Weiß, genannt „Fidor“, ein Schnippchen geschlagen worden, und zwar kein schlechtes. Aber gemerkt hat sie es nicht.

*

Der Anfang des Monats Dezember ist eine Machtprobe der Berliner Nationalsozialisten. Zum ersten Male in der Geschichte der Nachkriegszeit wendet sie sich als eine politische Partei an die gesamte Berliner Bevölkerung und ruft zum Massenprotest heraus.

Das deutsch denkende Berlin steht, geführt von den Nationalsozialisten, gegen den jüdischen Heißfilm „Im Westen nichts Neues“ auf. Die Uraufführung des Films wird gesprengt. Unter den Zuschauern der ersten Aufführung befinden sich viele SA-Leute, die empört über die Verhöhnung des deutschen Frontsoldaten, eine Weiteraufführung des Filmes schon am ersten Abend verhindern.

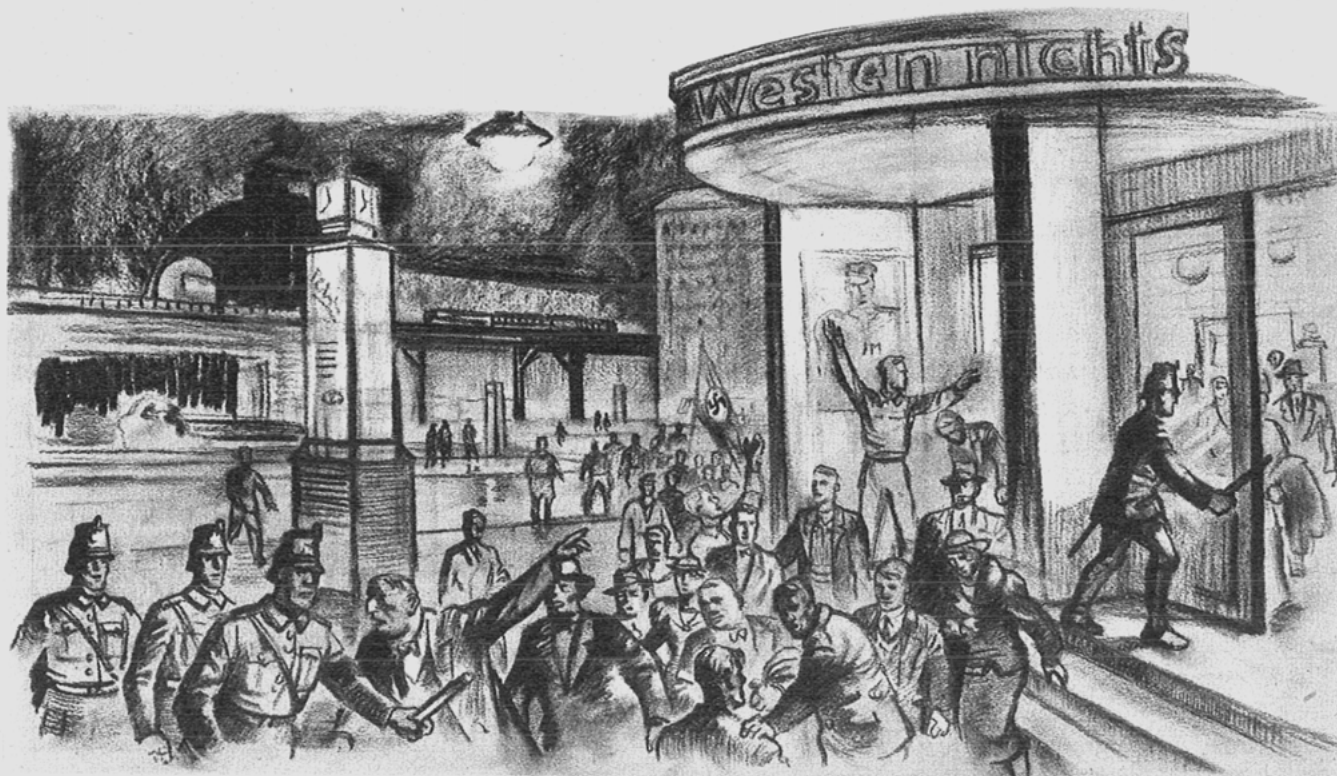
In den nächsten Tagen sammeln sich Tausende und Zehntausende vor dem Filmpalast „Mozarsaal“ zu flammenden Kundgebungen gegen dies deutschfeindliche Nachwerk eines amerikanischen Filmjuden, das von einer unfähigen deutschen Regierung zur Aufführung zugelassen worden ist.

Auf dem Wittenbergplatz spricht Dr. Goebbels zu den Menschenmassen. „Die Judenpresse heißt den Film gut“, ruft er über den Platz, „weil in Paris auch niemand Anstoß daran genommen hat. Auch der Versailler Vertrag hat dort keinen Anstoß erregt.“ Dann verkündet er die weiteren Kampfmaßnahmen gegen diesen Schmädfilm.

„Wir werden einst Deutschland ausgeräuchern, wie wir neulich das Kino ausgeräuchert haben. Dann werden wir ganz legal die Köpfe rollen lassen, die für die heutige Schande verantwortlich sind.“

„Ihr Jungen tragt das Vermächtnis von zwei Millionen Toten in euren Herzen. Laßt es nicht bespeien!“

Der Einsatz der Partei ist nicht vergebens. Die großen Massenkundgebungen und die schweigenden Protestmärsche der



Zum ersten Male griffen die Berliner zu Gewaltmaßnahmen und verhinderten die Aufführung des jüdischen Schundfilms

Zeichnung: Scheerich

Zehntausenden zwingen die Regierung, den Film „Im Westen nichts Neues“ aus dem Spielplan zu nehmen und seine öffentliche Aufführung zu verbieten. Nur in geschlossenen Gesellschaften, bei denen der Reichsbannerausweis vorgezeigt werden muß, können Juden und Gefinnungstumpen das Nachwerk eines der ihren genießen.

Das ist ein großer Erfolg der Partei und er hat ihr neue Kämpfer und Freunde aus den Reihen der Frontsoldaten zugeführt.

Die Bewegung steht vom Beginn des Jahres 1931 im harten Kampf gegen die Regierung. Im Februar fliegt der deutsche Reichstag auf. Die Nationalsozialisten verlassen unter Absingen des Horst-Wessel-Liedes das Haus der sogenannten Volksvertretung.

„Wir haben hier nichts mehr zu suchen“, erklärt Dr. Goebbels, der Führer der Reichstagsfraktion und Berliner Gauleiter. Am Abend dieses großen Tages treffen sich die Berliner Nationalsozialisten im Sportpalast und hören die Worte ihres Doktors.

„Wir sind zum Volke zurückgekehrt“, so ruft er in den riesigen Versammlungsraum, „wir stehen heute in der dritten Etappe der oppositionellen Bewegung. Wir schicken uns an, das Heft in die Hand zu nehmen, gestählt durch Verfolgung, Verleumdung, Verbote und Verfassungsbruch.“

Scharf rechnet Dr. Goebbels mit dem System ab. Die Massen jubeln ihm zu. Jeder glaubt an ihn und sein Werk. Wenn sie auch alle müde und abgespantet von den vielen letzten Versammlungen und Aufmärschen sind — wenn neuer Kampf befohlen wird, neuer Kampf für Deutschland, dann sind sie alle wieder zur Stelle. Und die Berliner sind immer dabei. Sie sind stolz auf ihren Gauleiter, der übrigens am 1. Mai des Jahres 1931 ein fettenes Jubiläum feiern kann.

Die Vertreter der Regierung haben innerhalb drei Monaten, also des ersten Viertelsjahres, gegen ihn fünfundsechzig Monate Gefängnis beantragt. Dr. Goebbels fürchtet sich nicht davor. Hart nimmt er zu den Verfolgungen seiner Person im „Angriff“ Stellung: „Größer und wahrhaftiger als Paragraphen ist das Recht, das in den Sternen geschrieben steht. Die Geschichte allein kann urteilen, wer sich schwerer am Volke verging — der, den man heute anklagt, oder der, der heute den Ankläger spielt.“

Damit schreit er der verbonzten und korrupten Regierung seinen ganzen Haß ins Gesicht. Er weiß nur zu genau, wo er sie treffen kann. Er weiß nur zu genau, daß er und die nationalsozialistische Bewegung mit einem besseren Gewissen des Urteils harren könnte, als jene, die zur Zeit herrschen.

Und wieder gehen die Nationalsozialisten an die Arbeit. Mögen Haß und Verfolgung gegen sie stehen. Sie greifen an. Denn der Angriff ist nach den Worten des Führers die beste Verteidigung. Sie stürmen vor und brechen alle Hindernisse nieder. Mit ihnen marschiert das Millionenheer der deutschen

Arbeitsmenschen. Getreu der alten Parole: Für Freiheit und Brot! Nun erst recht!

Es ist ein hartes Jahr, dieses Jahr 1931. Überall steht die Partei im Wahlkampf. Landtagswahlen in Baden, Mecklenburg, Braunschweig und Oldenburg. Überall große nationalsozialistische Wahlerfolge. In der Septemberwahl in Braunschweig wird wieder ein Nationalsozialist Minister.

Kurze Zeit darauf, am 18. Oktober 1931, ist in Braunschweig ein riesiger Aufmarsch der braunen Armee. Über hunderttausend SA- und SS-Männer marschieren auf und zetzen Deutschland, daß die Idee Adolf Hitlers auf dem Marsch zum Siege ist.

Die Berliner Judenpresse tobt, und als dann in Braunschweig einige rote Störenfriede ihre handfeste Abfuhr erhalten, teifen sie in ihren Blättern wieder von Naziterror und braunen Mordbanditen. Aber das Volk glaubt ihnen nicht mehr, denn es hört von den heimkehrenden SA- und SS-Leuten nur erfreuliche Berichte und glaubt diesen Berichten ihrer Arbeitskameraden und Mitleidenden mehr als dem Geseiche bürgerlicher und marxistischer Judenblätter.

Während sich die guten und aufbauwilligen Kräfte der Nation in die nationalsozialistische Bewegung eingliedern, versucht die herrschende Regierung und die sich stützenden Parteien mit allen Mitteln ihre Macht zu halten. Aber vergebens! Höher und höher steigt die Arbeitslosenziffer, und immer neue Menschenmassen werden ohne Lohn und Brot auf die Straße gesetzt. Opfer einer unfähigen Regierung.

Die stärkste Partei Deutschlands aber, die SPD., ist zu feige und zu sehr mit dem Staat verwachsen, als sich von dieser volksfeindlichen Regierung trennen zu können. Um ihre Macht zu halten, schluckt sie alle Notverordnungen, mit denen das Volk unterdrückt und ausgebeutet wird.

Am politischen Horizont aber droht das Gespenst der Volkshebung. Mit Schrecken sehen die Männer des herrschenden Systems das weitere Anschwellen der nationalsozialistischen Bewegung. Sie erkennen die Gefahr, die ihnen droht, und glauben, sie mit kleinlichen Schikanen und Gehässigkeiten bannen zu können. — Die marxistische Regierung in Preußen verbietet als erste die Abzeichen und Uniformen der Nationalsozialisten, sie beschlagnahmt, wo sie nur kann, die roten Hatentzweifeln und terrorisiert stärker und schärfer denn je die Bewegung.

Besonders tut sich dabei in Berlin der Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß hervor. Kein Mittel ist ihm zu schlecht und kein Grund zu gering, um führende Nationalsozialisten von Gerichtssaal zu Gerichtssaal zu zerren. Gefängnis und hohe Geldstrafen treffen die Berliner Parteigenossen.

Aber die werden trotzdem nicht klein, sie wissen, daß auch diese schwere Zeit einmal überstanden werden wird und haben nur ein hartes und rauhes Lachen für die roten Bonzen übrig. Und das heißt soviel wie: „Uns kann keener.“ (Fortsetzung folgt.)

MIETSKASERNEN IRGENDWO

Erlebnis einer Jugend / Peter Osten – 8. Fortsetzung

Es ist nicht leicht, im Büro Dienst zu machen. Manchen Tag sitzt Hans todmüde an seinem Schreibtisch und muß sich gewaltsam zusammenreißen. Es ist ja auch zu viel. Jeden Tag muß er zu Versammlungen: Kaum hat er das Büro verlassen und zu Hause schnell ein paar Happen gegessen, dann pfeift auch schon Jochen auf dem Hofe.

»Es ist höchste Zeit. Ich muß wieder los«, sagt er dann zu seiner Mutter, die ihn nur still und oft ängstlich anschaut. Er macht ihr ja in der letzten Zeit auch viel Sorgen. Seine gesunde Gesichtsfarbe ist längst nicht mehr. Müde, manchmal fiebrig, stehen seine Augen aus dem blassen, abgespannten Gesicht.

Erst neulich hat er sich zu Tode erschrocken, als er sich selbst im Spiegel sah.

Aber was soll er tun?

Der Dienst bei der HJ. muß sein. Die Bewegung braucht jeden ihrer Leute.

Keiner darf da fehlen.

Und so geht das nun schon wochen-, monatelang.

Wann ist endlich einmal Ruhe?

Hans spürt heute im Büro zum ersten Male richtig, wie mitgenommen er ist. Es war eben doch zu viel. Die Zeit war zu lang. September, Oktober, November, Dezember, Januar und jetzt noch Februar.

Gott sei Dank, daß bald Schluß ist. Länger hielt er es nicht mehr aus. Wieder reißt sich Hans Gersdorf aus seinen Gedanken hoch. Und sein Bleistift gleitet zahlenaddierend im Kontobuch auf und ab.

Denn auch im Geschäft will Hans seine Pflicht treu und ordentlich erfüllen. Das hat er seiner Mutter fest versprochen und will es auch halten.

In Zehntausenden von Versammlungen trommelt die Partei und ruft das Volk auf gegen die innerlich längst zusammengebrochene Politik des Reichskanzlers und Zentrumsmannes Dr. Brüning.

Der gesamte Kampf der Bewegung richtet sich gegen diesen einen Mann, der für sie der alleinige Vertreter einer Regierung ist, die das Volk nur immer tiefer und tiefer in Elend und Not geraten läßt.

Doch auch die Gegner legen ihre Hände nicht müßig in den Schoß. Schließlich beherrschen sie ja den gesamten preußischen und deutschen Verwaltungsapparat. Sie besitzen die Staats- und Regierungsgewalt und setzen nunmehr alle Kraft ein, den Nationalsozialismus in die Knie zu zwingen.

Harte Ausnahmestimmungen treffen die Bewegung. Zeitungs- und Zeitschriftenverbote erfolgen nach Willkür, Versammlungen und Aufmärsche werden in letzter Minute verboten, wo sie aber stattfinden, werden sie aufs kleinlichste überwacht.

Die gegnerischen politischen Verbände der KPD. und SPD. greifen zu den blutigsten Terrormitteln. Überfälle auf SA.-Männer, Hitlerjungen oder Zivilpersonen, die nationalsozialistisch verdächtig scheinen, sind an der Tagesordnung.

Die Regierung aber und ihre Polizei sehen diesem Treiben untätig zu, und mehr als einmal hat es den Anschein, als wenn sie es sogar fördern.

Der preußische Innenminister Severing bezeichnet die Überfallkommandos der KPD. als »politische Kinderchen« und will damit deren verbrecherische Taten als harmlos und nichtig abtun. Bei seinen roten und rosaroten Parteifreunden drückt er beide Augen zu, um sie nachher um so größer aufzureißen, wenn etwa gar die Nationalsozialisten irgendwo einmal über die Stränge geschlagen haben.

Der größte Teil der deutschen Zeitungen wird von jüdischen Redakteuren gemacht, die ihrerseits keinen Tag vergehen lassen, ohne nicht gegen die national-sozialistische Bewegung in offener oder getarnter Art und Weise vorzugehen.

Das wissen die deutsch denkenden Berliner und ihr ganzer Haß, ihre ganze Wut entladet sich eines Tages auf dem Kurfürstendamm. Es ist der jüdische Neujahrstag und die Juden begehen ihn in mehr oder weniger aufdringlicher Form. Sie müssen einfach jeden anwidern, der sie mauschelnd und prahlend, überheblich und unverschämt in den Vorgärten der Kaffeehäuser und Restaurants sitzen sieht. Während sich in den Vororten und Industrieteilen der Stadt die Not und Sorge vergrößern, während Hunger und Leid in die Arbeiterfamilien einziehen, sitzen sie und ihre Helfershelfer in den sogenannten vornehmen Restaurationen und scheuen sich nicht, öffentlich mit ihrem Gelde zu prahlen.

Gewiß, es sind nicht die Juden allein, sondern leider auch viele, die sich als Christen bezeichnen und im Grunde genommen doch nur weiße Juden sind. Es sind Deutsche, die den Namen deutsch nicht verdienen, weil sie damit Schindluder treiben und aus der Not ihres Volkes nur Nutzen und Gewinn ziehen.

Und nun am Neujahrstag dieser Juden und ihrer Gesinnungsfreunde, deren höchster Gott nach Karl Marx nur das Geld ist, da kocht die Wut der Berliner über und sie vergessen einmal alle Disziplin und Ordnung. So kommt es, daß die hervorragendsten Vertreter des »auserwählten Volkes« hier und da ein paar handfeste Ohrfeigen erhalten, wobei ihnen die immer freundlich lächelnden und höflichen Berliner ein fröhliches »Prosit Neujahr!« zurufen, was allerdings meistens nicht beantwortet wird. Das hat aber auch niemand von ihnen erwartet.

Als die ersten Polizeiüberfallwagen ankommen, ist die Festlichkeit schon vorüber und nur noch hier und da stehen einzelne Menschenhaufen in erregter Unterhaltung.

Unter ihnen natürlich auch Hans und sein Freund Jochen. Ihre Gruppe hatte den Vorteil, sofort als erste von der Polizei umzingelt zu werden. Ein wilderregter Polizeioffizier schreit ihnen ein lautes: »Sie sind verhaftet!« entgegen, worauf ihm ein biederer SA.-Mann nur antworten kann: »Det sehn wa, Herr Wachmeister!«

Doch dem scheint nicht zum Spaß zumute zu sein. Ein Befehl an sein Kommando und schon prügeln die wie die Besessenen auf die Menschen los und jagen sie auf ihren Überfallwagen.

»Jeder einmal auf la«, lacht Jochen. Und da hat er recht, denn es gehört nun einmal zum Brauchtum der Berliner SA., daß nur der voll anerkannt wird, der mindestens eine Nacht in den Arreststuben des roten Polizeipräsidiums am Alexanderplatz verbracht hat. Eine Menge von ihnen können beinahe dort [Ende S. 311] Jubiläum feiern. Das zehnte oder fünfundzwanzigste Mal, vielleicht auch noch höher, aber das ist ja auch egal.

So ganz wohl ist Hans nicht, denn wenn die Polizei ihn länger als zehn Stunden in ihr Gewahrsam nimmt, dann kommt er morgen zu spät ins Geschäft. Es würde einen heillosen Staub aufwirbeln. Wer weiß, was daraus noch entstehen könnte.

Nun, es läßt sich ja leider nicht mehr ändern. Als die anderen Flitzer auch die nötigen Ladungen aufgenommen haben, geht es in rascher Fahrt dem »St.-Bernhard-Hospiz«, so nennen die Berliner Nationalsozialisten das Polizeigefängnis, entgegen.

Die Gruppe, der auch Hans und Jochen angehören, besteht aus zehn Leuten. Sie werden alle in eine Gemeinschaftszelle gesperrt. Was nun tun?

Was aber tut der Deutsche, wenn er Langeweile hat? Er singt. Und so beginnen auch sie zu singen. Es sind nicht immer die schönsten Lieder, die sie dabei gegen die Zellenwände schmettern. Selbstverständlich ist auch das schöne und beliebte »Isidorlied« dabei.

Und so singt dann auch unsere Gruppe es froh hinaus:
Der mächtigste König von Groß-Berlin
Ist der Jude Bernhard Weiß;
Der Nazihauptmann Dr. Goebbels macht
Ihm stündlich die Hölle heiß.
Und die eigne Polizei verprügelt ihn schon,
Daß man's hört bis zum Brandenburger Tor.
Er nennt sich Dr. Bernhard Weiß
Und bleibt doch der Isidor.

Kaum ist diese erste Strophe richtig verklungen und die nächsten noch besseren sollen steigen, da stürzen zwei Schupos in die Zelle und schreien gummiknüppelschwingend: »Singen ist hier verboten.«

»Na ja, ist ja gut«, lachen sie ein paar an, »aber deswegen brauchen Sie sich ja nicht so aufzupusten. Wenn wir Ihnen hier nicht mehr passen, können Sie uns ja rausschmeißen.« Böse knurrend ziehen sich die Schupos zurück. Mit diesen Berliner SA.-Leuten ist nichts anzufangen. Angst haben die anscheinend überhaupt nicht, und Hochachtung vor ihnen, als Vertretern der Polizei, erst recht nicht. Diese Burschen haben dauernd Humor, auch wenn sie sich in der heikelsten Lage befinden. Daraus soll einer nun schlau werden!

Aber wenn die eingesperrten Nationalsozialisten auch noch so guter Dinge zu sein scheinen, ein bißchen mulmig ist ihnen doch, denn erstens wissen sie überhaupt nicht, weshalb sie eingesperrt sind, zweitens wissen sie nicht, wann sie herauskommen werden und dann, was viel schlimmer ist, weiß niemand, wo sie eigentlich sind. Zu Hause warten Väter, Mütter und Frauen auf sie und ängstigen sich. Für die Familien-angehörigen ist dieses ungewisse Warten oft schlimmer als für die Eingesperrten, weil sie niemals Bescheid wissen.

So überlegen auch die zehn in ihrer Zelle, wie sie ihren Eltern, Frauen und Bräuten Bescheid zukommen lassen könnten, damit die wissen, wo sie sich eigentlich befänden. Wie lange sie hier eingesperrt bleiben, das beunruhigt sie eigentlich weniger, denn sie alle sind außer Hans arbeitslos. Da kommt es auf eine Stunde mehr oder weniger gar nicht an.

Die beiden Freunde sitzen auf der harten Holzpritsche nebeneinander und grübeln ebenfalls, wie sie Nachricht nach Hause senden können. »Es ist ja alles halb so schlimm«, meint Hans, »wenn ich nur nicht morgens zur Arbeit müßte. Wenn die im Büro erfahren, daß ich eingesperrt war und noch dazu als Nationalsozialist, dann ist es aus mit meiner Stellung, und ich muß ebenfalls stempeln gehen.«

Da mischt sich schon tröstend ein SA.-Mann ins Gespräch. »Nun hab' man keine Bange nich, es wird schon alles gut gehen.« Dann winkt er die anderen alle heran und teilt ihnen eine Idee mit,

die den anderen hellen Jubel und Freude entlockt. Natürlich in gedämpfter Form, denn wenn sie laut wären, würde es der Wachhabende auf dem Gang merken und sich sofort darum kümmern, was denn die eingesperrten Nazis da für Geheimnisse hätten.

»Also hört mal her«, flüstert der SA.-Mann, »und paßt einmal richtig auf. Wir müssen unbedingt unsere Angehörigen benachrichtigen. Das können wir aber nur, wenn wir der Polizei einen Streich spielen und ihr Theater vormachen. Ich kann mich wunderbar verstellen und so tun, als hätte ich epileptische Krämpfe. Das werde ich jetzt machen. Vorher gebt mir ihr alle eure Adressen und sowie ich hier heraus-komme, sause ich ab zum Sturm und zur Partei und sage Bescheid. Die können dann euren Familien Nachricht zukommen lassen.« Beruhigend klopft er Hans auf die Schulter und sagt: »Und du, mein Junge, kommst mit und zwar, weil du der einzige bist, der weiß, wo ich wohne. Ihr anderen hier dürft mich überhaupt nicht kennen und müßt den Schupos dann erzählen, daß ich durch einen reinen Zufall in eure Gruppe geraten wäre.« Die nicken, schmunzeln und sagen nur eins: »Geht in Ordnung.«

Wenige Minuten später hallt die Zelle wider von Geschrei und Klagen eines Menschen, der plötzlich einen Anfall bekommen hat. Sofort aber hämmern auch die anderen in der Zelle mit den Fäusten gegen die eiserne Tür, bis schließlich aufgeregt zwei Wachtmeister herbeigestürzt kommen.

»Was ist denn los, was soll dieser Lärm.«

Wütend erklären die Männer in der Zelle, daß es eine Unverschämtheit wäre, einen kranken Menschen einzusperrern und dann noch dazu in eine Zelle mit neun anderen, die gesund seien.

Ratlos stehen die Schupos vor dem auf der Erde sich krümmenden Mann und wissen nicht, was sie anfangen sollen. Nach einer Weile rufen sie einen Offizier herbei. Der fragt sofort knapp und kurz: »Kennt jemand hier in dieser Zelle diesen Mann?« Hans tritt vor und wird von ihm von oben bis unten gemustert.

»Was ist mit ihm«, fragt der Schupo-Offizier weiter. Hans zuckt die Schultern und meint dann: »So oft, wie ich dies erlebt habe, konnte ihm nur seine Frau helfen, die hat da irgend so ein Geheimmittel, so'n Kräutersaft. Der tut ihm gut.«

Eine Weile noch steht der Offizier überlegend da, guckt auf den angeblich Kranken nieder, der leise wimmernd auf dem Boden hockt und sagt zu Hans: »Bringen Sie den Mann sofort nach Hause. Aber vorher müssen wir die Personalien von Ihnen beiden aufnehmen.«

So geschieht es, daß die beiden Nationalsozialisten mit einem Polizeiauto bis vor die Haustür des Scheinkranken gefahren werden. Mühselig stützt sich der SA.-Mann auf die Schulter des Hitlerjungen und dann schleppen sich beide in den Hausflur. Aufatmend gibt der Schuposchofför wieder Gas und verschwindet. Er hat seine Pflicht getan und seine Vorgesetzten haben durch diesen Kranken keine Unannehmlichkeiten.

Die beiden Nazis aber machen noch auf dem ersten Treppenabsatz kehrt und eilen dann so schnell es nur irgend geht ins Sturm- und Parteilokal, um hier die Nachricht der Verhafteten abzugeben.

Wieder ist der Polizei des Dr. Bernhard Weiß, genannt »Isidor«, ein Schnippchen geschlagen worden, und zwar kein schlechtes. Aber gemerkt hat sie es nicht.

Der Anfang des Monats Dezember ist eine Machtprobe der Berliner Nationalsozialisten. Zum ersten Male in der Geschichte der Nachkriegszeit wendet sie sich als eine politische Partei an die gesamte Berliner Bevölkerung und ruft zum Massenprotest heraus.

Das deutsch denkende Berlin steht, geführt von den Nationalsozialisten, gegen den jüdischen Hetzfilm »Im Westen

nichts Neues« auf. Die Uraufführung des Films wird gesprengt. Unter den Zuschauern der ersten Aufführung befinden sich viele SA.-Leute, die, empört über die Verhöhnung des deutschen Frontsoldaten, eine Weiteraufführung des Filmes schon am ersten Abend verhindern.

In den nächsten Tagen sammeln sich Tausende und Zehntausende vor dem Filmpalast »Mozartsaal« zu flammenden Kundgebungen gegen dies deutschfeindliche Machwerk eines amerikanischen Filmjuden, das von einer unfähigen deutschen Regierung zur Aufführung zugelassen worden ist.

Auf dem Wittenbergplatz spricht Dr. Goebbels zu den Menschenmassen. »Die Judenpresse heißt den Film gut«, ruft er über den Platz, »weil in Paris auch niemand Anstoß daran genommen hat. Auch der Versailler Vertrag hat dort keinen Anstoß erregt.« Dann verkündet er die weiteren Kampfmaßnahmen gegen diesen Schmähdilm.

»Wir werden einst Deutschland ausgeräuchern, wie wir neulich das Kino ausgeräuchert haben. Dann werden wir ganz legal die Köpfe rollen lassen, die für die heutige Schande verantwortlich sind.«

»Ihr Jungen tragt das Vermächtnis von zwei Millionen Toten in euren Herzen. Laßt es nicht bespeien!«

Der Einsatz der Partei ist nicht vergebens. Die großen Massenkundgebungen und die schweigenden Protestmärsche der [Ende S. 312] Zehntausenden zwingen die Regierung, den Film »Im Westen nichts Neues« aus dem Spielplan zu nehmen und seine öffentliche Aufführung zu verbieten. Nur in geschlossenen Gesellschaften, bei denen der Reichsbannerausweis vorgezeigt werden muß, können Juden und Gesinnungslumpen das Machwerk eines der ihren genießen.

Das ist ein großer Erfolg der Partei und er hat ihr neue Kämpfer und Freunde aus den Reihen der Frontsoldaten zugeführt.

Die Bewegung steht vom Beginn des Jahres 1931 im harten Kampf gegen die Regierung. Im Februar fliegt der deutsche Reichstag auf. Die Nationalsozialisten verlassen unter Absingen des Horst-Wessel-Liedes das Haus der sogenannten Volksvertretung.

»Wir haben hier nichts mehr zu suchen«, erklärt Dr. Goebbels, der Führer der Reichstagsfraktion und Berliner Gauleiter. Am Abend dieses großen Tages treffen sich die Berliner Nationalsozialisten im Sportpalast und hören die Worte ihres Doktors.

»Wir sind zum Volke zurückgekehrt«, so ruft er in den riesigen Versammlungsraum, »wir stehen heute in der dritten Etappe der oppositionellen Bewegung. Wir schicken uns an, das Heft in die Hand zu nehmen, gestählt durch Verfolgung, Verleumdung, Verbote und Verfassungsbruch.«

Scharf rechnet Dr. Goebbels mit dem System ab. Die Massen jubeln ihm zu. Jeder glaubt an ihn und sein Werk. Wenn sie auch alle müde und abgespannt von den vielen letzten Versammlungen und Aufmärschen sind – wenn neuer Kampf befohlen wird, neuer Kampf für Deutschland, dann sind sie alle wieder zur Stelle. Und die Berliner sind immer dabei. Sie sind stolz auf ihren Gauleiter, der übrigens am 1. Mai des Jahres 1931 ein seltenes Jubiläum feiern kann.

Die Vertreter der Regierung haben innerhalb drei Monaten, also des ersten Vierteljahres, gegen ihn fünfundsechzig Monate Gefängnis beantragt. Dr. Goebbels fürchtet sich nicht davor. Hart nimmt er zu den Verfolgungen seiner Person im »Angriff« Stellung: »Größer und wahrhaftiger als Paragraphen ist das Recht, das in den Sternen geschrieben steht. Die Geschichte allein kann urteilen, wer sich schwerer am Volke verging – der, den man heute anklagt, oder der, der heute den Ankläger spielt.«

Damit schreit er der verbanzten und korrupten Regierung seinen ganzen Haß ins Gesicht. Er weiß nur zu genau, wo er sie treffen kann. Er weiß nur zu genau, daß er und die nationalsozialistische Bewegung mit einem besseren Gewissen des Urteils harren könnte, als jene, die zur Zeit herrschen.

Und wieder gehen die Nationalsozialisten an die Arbeit. Mögen Hatz und Verfolgung gegen sie stehen. Sie greifen an. Denn der Angriff ist nach den Worten des Führers die beste Verteidigung. Sie stürmen vor und brechen alle Hindernisse nieder. Mit ihnen marschiert das Millionenheer der deutschen Arbeitsmenschen. Getreu der alten Parole: Für Freiheit und Brot! Nun erst recht!

Es ist ein hartes Jahr, dieses Jahr 1931. Überall steht die Partei im Wahlkampf. Landtagswahlen in Baden, Mecklenburg, Braunschweig und Oldenburg. Überall große nationalsozialistische Wahlerfolge. In der Septemberwahl in Braunschweig wird wieder ein Nationalsozialist Minister.

Kurze Zeit darauf, am 18. Oktober 1931, ist in Braunschweig ein riesiger Aufmarsch der braunen Armee. Über hunderttausend SA.- und SS.-Männer marschieren aus und zeigen Deutschland, daß die Idee Adolf Hitlers auf dem Marsch zum Siege ist.

Die Berliner Judenpresse tobt, und als dann in Braunschweig einige rote Störenfriede ihre handfeste Abfuhr erhalten, keifen sie in ihren Blättern wieder von Naziterror und braunen Mordbanditen. Aber das Volk glaubt ihnen nicht mehr, denn es hört von den heimkehrenden SA.- und SS.-Leuten nur erfreuliche Berichte und glaubt diesen Berichten ihrer Arbeitskameraden und Mitleidenden mehr als dem Geseiche bürgerlicher und marxistischer Judenblätter.

Während sich die guten und ausbauwilligen Kräfte der Nation in die nationalsozialistische Bewegung eingliedern, versucht die herrschende Regierung und die sich stützenden Parteien mit allen Mitteln ihre Macht zu halten. Aber vergebens! Höher und höher steigt die Arbeitslosenziffer, und immer neue Menschenmassen werden ohne Lohn und Brot auf die Straße gesetzt. Opfer einer unfähigen Regierung.

Die stärkste Partei Deutschlands aber, die SPD., ist zu feige und zu sehr mit dem Staat verwachsen, als sich von dieser volksfeindlichen Regierung trennen zu können. Um ihre Macht zu halten, schluckt sie alle Notverordnungen, mit denen das Volk unterdrückt und ausgebeutet wird.

Am politischen Horizont aber droht das Gespenst der Volks-erhebung. Mit Schrecken sehen die Männer des herrschenden Systems das weitere Anschwellen der nationalsozialistischen Bewegung. Sie erkennen die Gefahr, die ihnen droht, und glauben, sie mit kleinlichen Schikanen und Gehässigkeiten bannen zu können. – Die marxistische Regierung in Preußen verbietet als erste die Abzeichen und Uniformen der Nationalsozialisten, sie beschlagnahmt, wo sie nur kann, die roten Hakenkreuzfahnen und terrorisiert stärker und schärfer denn je die Bewegung.

Besonders tut sich dabei in Berlin der Polizeivizepräsident Dr. Bernhard Weiß hervor. Kein Mittel ist ihm zu schlecht und kein Grund zu gering, um führende Nationalsozialisten von Gerichtssaal zu Gerichtssaal zu zerren. Gefängnis und hohe Geldstrafen treffen die Berliner Parteigenossen.

Aber die werden trotzdem nicht klein, sie wissen, daß auch diese schwere Zeit einmal überstanden werden wird und haben nur ein hartes und rauhes Lachen für die roten Bonzen übrig. Und das heißt soviel wie: »Uns kann keener.«

(Fortsetzung folgt.)

[Ende S. 313]

HINTERGRUND- INFORMATIONEN ZUM FORTSETZUNGSROMAN »MIETSKASERNE IRGENDWO«

Die Geschichte hier basiert auf historischen Ereignissen. Die Ereignisse werden im Artikel jedoch aus Sicht eines überzeugten NS-Anhängers beschrieben, der versucht Jugendliche für die NS-Bewegung zu begeistern. Folgende Hintergrund-Informationen sollten bei der Analyse des Artikels daher berücksichtigt werden:

1. EREIGNIS: ANTISEMITISCHE ÜBERGRIFFE AUF DEM BERLINER KURFÜRSTENDAMM 1931

Die hier als »Berliner« bezeichneten Personen waren in Gruppen aufgeteilte SA-Männer, die prügelnd über den Kurfürstendamm zogen, bis schließlich Polizei auffuhr und Verhaftungen vornahm. Am 12. September 1931, dem Tag des jüdischen Neujahrsfestes, versammelten sich zahlreiche Mitglieder der SA auf dem Berliner Kurfürstendamm und in der näheren Umgebung, um dann in Gruppen auf den Kurfürstendamm zu strömen. Sie skandierten antisemitische Parolen wie »Heil Hitler«, »Deutschland erwache – Juda, verrecke!« oder »Sarah, pack' den Koffer!«. Im weiteren Verlauf des Abends wurden Passanten angepöbeln, tätlich angegangen und teilweise schwer verletzt und misshandelt. Dabei gingen die teilweise bewaffneten SA-Leute vor allem gegen Personen vor, die nach ihrer Meinung jüdisch aussahen. (vgl. Walter, Dirk: Antisemitische Kriminalität und Gewalt: Judenfeindschaft in der Weimarer Republik. Bonn 1999, S. 211-221, und Cornelia Hecht: Deutsche Juden und Antisemitismus in der Weimarer Republik. Bonn 2003, S. 240ff.)

2. EREIGNIS: NAZI-PROTEST GEGEN DEN FILM »IM WESTEN NICHTS NEUES« IM DEZEMBER 1931

Der Artikel geht dann auf ein anderes Ereignis im Dezember 1931 ein, nämlich die brutalen, von Goebbels geführten Aktionen gegen den Film »Im Westen nichts Neues«, der die Gräueltaten des 1. Weltkrieges thematisiert. Die Uraufführung der Verfilmung des Romans »Im Westen nichts Neues« am 5.12.1930 in Berlin wurde von Nazis massiv gestört. Es kam zu Zwischenrufen wie »Juden raus« und es wurden u.a. Stinkbomben geworfen und weiße Mäuse ausgesetzt, so dass die Vorführung unterbrochen werden musste. Der ebenfalls anwesende Joseph Goebbels hielt eine Rede und wer sich beschwerte, wurde verprügelt. Die Vorführung musste abgebrochen werden. Das wiederholte sich auch in anderen Städten. Weitere Protestaktionen der NSDAP führten schließlich dazu, dass der Film am 11.12.1930 sogar verboten wurde. Am 8.6.1931 wurde auf dieser Grundlage dann beschlossen, dass der Film in gekürzter Fassung nur noch »für bestimmte Personenkreise und in geschlossenen Veranstaltungen« gezeigt werden durfte. (vgl. <http://www.difarchiv.deutsches-filminstitut.de/zengut/dt2tb00154e.htm>, eingesehen am 1.12.14) Am 2. September wurde dann eine zensierte gekürzte Fassung freigegeben, wobei die Produktionsfirma sich verpflichten musste, auch im Ausland nur noch diese Version zu zeigen. Es kam zu erneuten Störungen bis hin zu zwei Sprengstoffattentaten auf Kinos in Frankfurt im Juli 1931. Das NS-Regime verbot »Im Westen nichts Neues« dann komplett. (vgl. Hanna-Daoud, Thomas: Die NSDAP und der Film bis zur Machtergreifung. Köln/Weimar/Wien/Böhlau 1996, S. 23ff.)

IMPRESSUM

Benjamin Ortmeier und Katharina Rhein (Hg.)
NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung
Materialien für Lehre, Unterricht
und die gewerkschaftliche Bildungsarbeit
II. Themenangebote

Verlag & Vertrieb

Protagoras Academicus
Postfach 10 31 17, 60101 Frankfurt am Main
protagorasacademicus.wordpress.com

Frankfurt am Main 2015
ISBN 978-3-943059-16-8

Konzept & Gestaltung:

Institut für Gebrauchsgrafik, Frankfurt am Main

Druck & Bindung:

Druckerei Imprenta, Obertshausen

Titelfoto:

Scherl / Süddeutsche Zeitung Photo

Forschungsstelle NS-Pädagogik

Goethe-Universität
Senckenberganlage 31-33 Postfach 96
60325 Frankfurt am Main

FORSCHUNGSSTELLE NS-PÄDAGOGIK

an der
Goethe-Universität
Frankfurt am Main

FORSCHUNG | DOKUMENTATION | LEHRE

Die Forschungsstelle NS-Pädagogik wurde im Januar 2012 in Frankfurt/M. gegründet und ist an der Goethe-Universität am Fachbereich Erziehungswissenschaften angesiedelt.

ZIELE DER FORSCHUNGSSTELLE:

1. Die Forschung über Pädagogik und Erziehungswissenschaft in der NS-Zeit vorantreiben.
2. Dokumentation der bisherigen Forschungen, um diese anderen für ihre Forschungen zur Verfügung zu stellen, sowie Erstellung von Quellensammlungen und faksimilierten Originaldokumenten für die weitere Forschung.
3. Förderung der Lehre und Bildungsarbeit zum Thema Pädagogik der NS-Zeit; Entwicklung von entsprechenden Konzepten

Website der Forschungsstelle NS-Pädagogik: forschungsstelle.wordpress.com

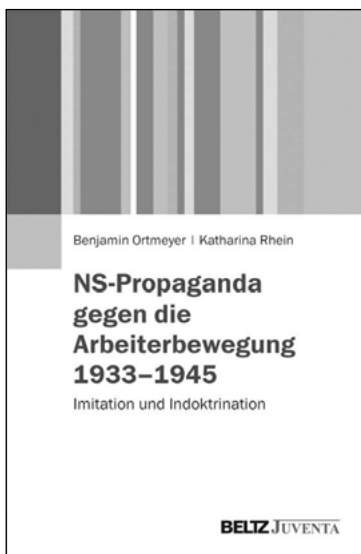
Die Forschungsstelle NS-Pädagogik auf Facebook: facebook.com/NSPaedagogik



WEITERE MATERIALIEN FÜR DIE PÄDAGOGISCHE ARBEIT

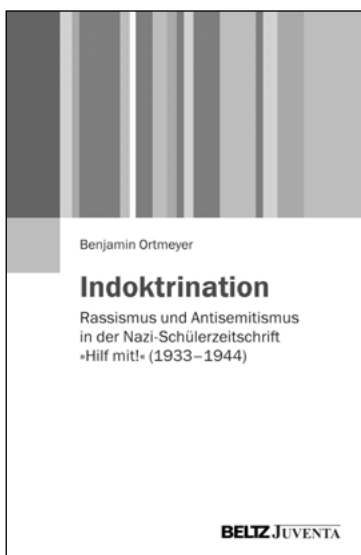
Bisher erstellte Materialien stehen online kostenfrei zur Verfügung unter: paedagogikundns.wordpress.com

Hier finden sich Vortragskonzepte zu zahlreichen Themen und eine Sammlung von über 90 sogenannten Schlüsselszenen – kurzen Videoausschnitten aus Dokumentationen oder Spielfilmen, die im Unterricht oder in Seminaren eingesetzt werden können.



Benjamin Ortmeier / Katharina Rhein
NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung 1933–1945
Imitation und Indoktrination
2015, 244 Seiten
broschiert
€ 19,95
ISBN 978-3-7799-3308-3

Wie erfolgte die NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung gegenüber Jugendlichen? Insbesondere dieser Frage widmet sich die Studie »NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung 1933–1945«. Deutlich wird, dass einerseits gegen die Gegner des NS-Regimes gehetzt und andererseits ihre Darstellungsform imitiert wurde. Die Propaganda gegen die Arbeiterbewegung war außerdem eng mit der Judenfeindschaft verbunden – sei es, dass Juden als Anstifter der Arbeiterbewegung galten, oder dass sich die NS-Bewegung als antikapitalistisch gegen angebliches jüdisches Finanzkapitel inszenierte. Den Feindbildern wurden dabei immer das nationalistische deutsche Selbstbild und die Einheit der »deutschen Volksgemeinschaft« als positiv gegenübergestellt.



Benjamin Ortmeier
Indoktrination
Rassismus und Antisemitismus in der Nazi-Schülerzeitschrift »Hilf mit!« (1933–1944)
2013, 154 Seiten
broschiert
€ 14,95
ISBN 978-3-7799-2889-8

Das Buch »Indoktrination« behandelt die Zeitspanne 1933 bis 1944 anhand der nazistischen Schülerzeitschrift »Hilf mit!« (Auflage über 5 Millionen). Das Ergebnis: Im Vordergrund stand die vielfach beschworene Idylle des schönen Deutschlands und der deutschen Jungen und deutschen Mädchen. Eng verbunden mit diesem deutschen Nationalismus war im Rahmen der NS-Propaganda die rassistische und antisemitische Indoktrination. In dieser Zeitschrift wurde gut dosiert. Die Texte und zahlreichen Abbildungen wurden mit großem didaktischem Aufwand erstellt, wie vor allem die genauere Analyse einzelner vollständig abgedruckter Artikel zeigt.

Die AutorInnen:

Benjamin Ortmeier, Apl. Prof. Dr. habil., ist außerplanmäßiger Professor am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Johann Wolfgang-Goethe Universität Frankfurt und Leiter der Forschungsstelle NS-Pädagogik. 1996 erhielt er für seine Arbeit den Heinz-Galinski-Preis der Jüdischen Gemeinde Berlin

Katharina Rhein, Dipl. Päd. und M.A. Soziologie und Pädagogik, ist Mitarbeiterin der Forschungsstelle NSPädagogik und promoviert zu Fragen des Einflusses erinnerungspolitischer Debatten auf die Pädagogik.



Bitte richten Sie Ihre Bestellung an

RML Rhenus Medien Logistik
GmbH & Co. KG
Justus-von-Liebig-Str. 1
86899 Landsberg am Lech
Tel. 08191/97000-622
Fax: 08191/97000-405
E-Mail: bestellung@beltz.de

MATERIALIEN FÜR LEHRE, UNTERRICHT UND GEWERKSCHAFTLICHE BILDUNGSARBEIT

NS-PROPAGANDA GEGEN DIE ARBEITERBEWEGUNG



Benjamin Ortmeier /
Katharina Rhein (Hg.)
**NS-Propaganda
gegen die Arbeiterbewegung**
3 Bände inkl. DVD
mit Materialiensammlung
insgesamt 536 Seiten, kartoniert
59,80 €
ISBN 978-3-943059-14-4
(alle Bände auch einzeln erhältlich)

Wie erfolgte die NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung gegenüber Jugendlichen? Insbesondere dieser Frage widmet sich die Studie »NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung 1933-1945« und die darauf basierende pädagogische Materialiensammlung der Forschungsstelle NS-Pädagogik. Deutlich wird, dass einerseits gegen die Gegner des NS-Regimes gehetzt und andererseits ihre Darstellungsform imitiert wurde. Die Propaganda gegen die Arbeiterbewegung ist außerdem eng mit der Judenfeindschaft verbunden, sei es, dass Juden als Anstifter der Arbeiterbewegung gelten oder dass sich die NS-Bewegung als antikapitalistisch gegen angebliches jüdisches Finanzkapitel inszeniert. Den Feindbildern werden dabei immer das nationalistische deutsche Selbstbild und die Einheit der »deutschen Volksgemeinschaft« als positiv gegenübergestellt. Die Analyse der Propaganda-Mechanismen ist dabei auch von großer aktueller Relevanz.

Die von der Forschungsstelle NS-Pädagogik entwickelte umfangreiche **Materialiensammlung** enthält neben einem Reader mit **einleitenden Texten** zum Thema »NS-Propaganda gegen die Arbeiterbewegung« einen zweiten Reader mit **10 Themenangebote für Gruppenarbeiten**, zu Themen wie: »Die Farbe Rot – Zur Methode der Imitation der Formen der Arbeiterbewegung«, »1. Mai 1933 – der 1. Mai wird zum Nazi-Feiertag«, »Die NS-Ideologie vom »schaffenden« deutschen Kapitalisten – Das Loblied auf Krupp und Co.« oder »Kernstück der NS-Ideologie:

Judenfeindschaft als »Antikapitalismus««. Die Themenangebote enthalten jeweils Faksimile und Abschriften von **Originalartikeln aus der NS-Schülerzeitschrift »Hilf mit!«**. Hinzukommen **kurze einleitende Texte, Fragen und Diskussionsanregungen** sowie **Hintergrundinformationen** zum jeweiligen Thema.

Der dritte Reader enthält drei Vertiefungen, für zeitintensivere Seminare oder Unterrichtseinheiten, die jeweils auch wieder einleitende Texte und umfangreichere Quellenmaterialien für die gemeinsame Analyse enthalten. Da wäre erstens der NS-Film »Hitlerjunge Quex«, zweitens der NS-Fortsetzungsroman »Mietskasernenirgendwo« und drittens der programmatische Artikel »Die deutschen Arbeiter« von Anton Riedler. Während Film und Fortsetzungsroman vor allem auf Jugendliche abzielten, richtete sich der Artikel von Anton Riedler an ein eher akademisches Publikum.

Die drei Reader bauen aufeinander auf und sind im Komplettpaket erhältlich, dem eine **DVD mit Kopiervorlagen und Videomaterial** beigelegt ist.

Die Materialiensammlung bietet viele unterschiedliche Möglichkeiten für die Bildungsarbeit. Wie welche Materialien verwendet werden, kann abhängig von den jeweiligen Lerngruppen und der zur Verfügung stehenden Zeit entschieden werden.



Die 10 Themenangebote sind für die pädagogische Arbeit zusätzlich auch als 10 Einzelmappen erhältlich. Die Mappen eignen sich z.B. für Arbeiten in Kleingruppen im Unterricht oder in Seminaren.

Alle Themenangebote im Überblick:

- Die Farbe Rot – Zur Methode der Imitation der Formen der Arbeiterbewegung Was wurde imitiert? Und mit welchem Ziel?
- 1. Mai 1933 – der 1. Mai wird zum Nazi-Feiertag
- Die Deutsche Arbeitsfront (DAF) – Harmonie zwischen Kapital und Arbeit und das Führerprinzip als Grundlage der NS-Betriebsgemeinschaft
- NS-Betriebsgemeinschaft in der Praxis: »Alle in einem Kahn«; »Wer stört, wird ausgeschaltet«
- NS-Arbeitsideologie: Arbeit als »Ehre« und »Opfer für das Volk« und die Parole »Arbeit macht frei« – das KZ Dachau
- Die NS-Ideologie vom »schaffenden« deutschen Kapitalisten – Das Loblied auf Krupp und Co.
- Arbeitsplätze durch Rüstung, Entlassung von Frauen und Reichsarbeitsdienst
- Der Druck der NS-Moral: Von ständigen Sammlungen des Winterhilfswerks, »Kraft durch Freude«, Eintopfsontag und dem Kasperl
- HJ-Jungen und ihre Väter: Instrumentalisierung des Generationenkonfliktes durch die Nazis
- Judenfeindschaft als »Antikapitalismus«: Kernstück der NS-Ideologie

DIE MAPPEN SIND DIREKT BEIM VERLAG ZU BESTELLEN:

Protagoras Academicus, Postfach 10 31 17, 60101 Frankfurt am Main, protogorasacademicus.wordpress.com

